

INHALT

November / G. H.	7
Gestalten aus dem „alten Neustrelitz“	
<i>Konservator Konrad Hustaed †</i>	8
Ein Caroliner in Syrien	
<i>Legationsrat I. Kl. Otto E. Heipertz</i>	22
Vom Starstecher zum Maschinenbauer. Der Neubrandenburger	
Dr. med. Dr. phil. Ernst Alban 1791—1856 / <i>Annalise Wagner</i>	27
Der Wolfsgarten bei Strelitz / <i>Staatsarchivdirektor Dr. Hans Witte †</i>	31
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VIII f 1	
<i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i>	35
Einsamkeit / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	50
Die Kalkhorst mit dem Kronenberg / <i>H. R.</i>	51
Wilhelm Unger 1775—1855, Neffe von Wilhelm Tischbein, Hofmaler und Professor in Neustrelitz. Anhang IV (Zusatz)	
<i>Prof. Dr. Eckhard Unger</i>	54
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (III)	
<i>Dr. Ulrich Fischer</i>	57
Über die Göttinger Hainbündler Ernst Theodor Brückner und Johann Heinrich Voss / <i>Annalise Wagner</i>	76
Möven im Winter / <i>Egon Tschirch</i>	79
Marburg — zwischen Heiligen und Heutigen	
<i>Dipl.-Ing. Hans-Dieter Schäfer, Bundesoberbahnrat</i>	80
Die niederdeutsche Predigt in der Elisabethkirche zu Marburg am 25. September 1965	
<i>Dompropst Landessuperintendent em. Hans Henning Schreiber</i>	87
Sang an die Toten / <i>Worte und Weise von G. H. Piehler. Für gemischten Chor ges. v. K. Gerigk</i>	92
Karl Nahmmacher † / <i>Willi Cordua</i>	94
170 Jahre Carolinum — Marburg 1965 / <i>H. L.</i>	97
Otto Engelhardt — Kyffhäuser / <i>G. H. P.</i>	100
Ein erfolgreiches Jahrzehnt / <i>Dr. Gerhard Böhmer-Teterow</i>	101
Richard Benz 80 Jahre	104
Wie man die Einheit der Schrift verscherzen kann	
<i>Rudolf Krämer-Badoni</i>	106
Bei einem Mecklenburger in Südamerika zu Gast	
<i>Max Tepp, Argentinien</i>	108
Sie fahren nach England / <i>Hermann Rössler, Canada</i>	110
Henriette Sontag und der kleine Kavalier auf dem Ziercker See	
<i>Annalise Wagner</i>	113
Zum 75. Geburtstag von Friedrich Griese	114
Der Leiter des Möllner Museums und Staatsarchivs <i>C. F. Maass</i>	116
Bücher und Buchbesprechungen	117
Zum Gedächtnis des Gynäkologen Prof. Dr. med. Hans Runge, Heidelberg	
Uns' plattdütsch Eck	132
Vermischte Beiträge	135



Reiher

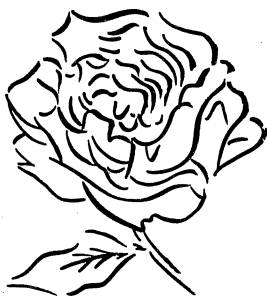
Walter Volland

Zur fröhlichen Erinnerung an die Stunden
nach der Schule!



Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



31. Jg. - Nr. 44

Göttingen

Winter-
Halbjahr 1965/66

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaf herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

November

Heißen Herbstes Blume,
bist so blaß,
auf der Ackerkrume
blinkt das Naß.

In der Nebel Schweigen
schwelt die Not,
seinen düstren Reigen
führt der Tod.

Aller Wesen Spötter,
zwingst in deinen Bann
Rose, Stein und Götter,
rührst auch mich einst an.

G. H.

Gestalten aus dem „alten Neustrelitz“ *)

Von Konrad H u s t a e d t †

Neustrelitz war vor noch nicht langer Zeit unter den Städten unseres Landes die jüngste. Wenn es dieser vom Standpunkt des Historikers eigentlich so unverhältnismäßig jugendlichen Gründung naturgemäß versagt bleiben muß, auf eine große Vergangenheit zurückzuschauen, so ist dennoch manches von ihr und vornehmlich von denen, die einst hier wirkten, ihr Leben der Stadt vorübergehend gewidmet haben, zu erzählen. Und mag auch der Garten der Erinnerung in keine tiefen Gründe führen, manches sympathische Bild erschließt sich demjenigen, der still und andächtig der leisen und doch so eindringlichen Sprache der Vergangenheit zu lauschen versteht. Wie so ganz anders sah es vor zweihundert Jahren an der Stätte aus, auf der Herzog Adolf Friedrich, der dritte seines Namens, durch seinen talentvollen umsichtigen Baumeister Löwe, einen aus Braunschweig berufenen Kunstgärtner, jene schnurgeraden, von dem geräumigen Marktplatz ausgehenden Sternenzüge für die neu zu gründende Stadt erdachte. Wenn heute der ehemalige Baumeister die gut gepflasterten, mit Bäumen bepflanzten, von ihm einst angeordneten Straßenzüge sähe, er würde der neuen Zeit, die sich angelegen sein läßt, sein Erbe so bewußt und wohlwollend zu hüten und zu verschönen, Dank wissen. Allerdings hat die Stadt selber in ihrer allerersten Anlage, ihrer außerordentlich nüchternen, zum größten Teile auch durchaus dürftigen Gestaltung wohl kaum irgendwelche Note eines sinnfällig wahrnehmbaren architektonisch ästhetischen Eindrucks getragen. Einer der ersten Besucher und Schilderer der Stadt ist kein Geringerer als Kronprinz Friedrich von Preußen, der spätere Friedrich II., der Große, gewesen. Der residierte damals in Rheinsberg und so blieb es nicht aus, daß sich zwischen ihm und dem im benachbarten Mirow apanagierten Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz ein gegenseitiger Verkehr entspann, der nun allerdings auf einige mehr offiziellen Charakter tragende Besuche beschränkt bleiben sollte. Kronprinz Friedrich berührte Neustrelitz schon drei Jahre nach der Erhebung zur Stadt. Das war am 15. Oktober 1736. In Begleitung des Leutnants von Buddenbrock traf er ein und hat seinen Eindruck, den er von der Residenz empfing, seinem Vater, wenn auch wenig schmeichelhaft, geschildert: „Neu Strelitz ist eigentlich ein Dorf, da nur eine Straße drin ist, welche Kammerjunker, Kanzellisten und Domestiken bewohnen wo ein Wirtshaus drin ist. Ich kann es meinem allergnädigsten Vater nicht besser beschreiben, als die Straße in Gumbinnen wenn man nach dem Rathause gehet, angenommen, daß kein Haus abgeweißet ist.“ Dem Schlosse läßt der Kronprinz allerdings gebührende Achtung widerfahren, denn er nennt es „schön“, „und lieget an einem See, mit großem Garten, sowie die Situation von Rheinsberg.“

Doch verweilen wir bei dem Baumeister Löwe. Er, der ja, wie oben bereits gesagt, von Beruf Kunstgärtner war, scheint sich wohl mehr autodidaktisch,

*) Der folgende Aufsatz, der uns durch die Güte von Frau Margarete Wolter geb. Wendlandt überlassen wurde, erschien 1933 im 9. Jahrgang, Heft 3, der Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter. Nur die ältesten Leser werden sich an einige Persönlichkeiten der damaligen Zeit erinnern können. Aber alle, so möchten wir glauben, werden gern einen Blick in die entschwundene Zeit des „alten Neustrelitz“ tun. Die Schr.

wie sein genialer Berufskollege Wenzeslaus von Knobelsdorff, der Architekt Friedrich des Großen, und wie damals so viele andere für die Baukunst gebildet zu haben. Löwe, der im Anfang der 50er Jahre starb, ist eine bedeutende baukünstlerische Tätigkeit zugefallen. Er war es, der das schlichte Fachwerkhaus, Lusthaus Gliencke, 1726 – 1731 zu einem Residenzschlosse mit Ehrenhof und Flügeln erweiterte. Die einst hervorragend schöne, heute gänzlich verstümmelte Anlage des Schloßgartens erdachte er. Sie wurde ja seiner Bedeutung als „Kunstgärtner“ in allerbestem überzeugenden Sinne gerecht. Zu den Architekten, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Einfluß auf die bauliche Gestaltung gewesen sind, gehört auch der Leibarzt des Herzogs Adolf Friedrich IV. Verpoorten. Er hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach wohl ebenfalls nur autodidaktisch gebildet. Das Haus Schloßstraße Nr. 10 gehörte ihm. Verheiratet war er mit einer Tochter des bekannten Malers Balthasar Denner, – Denner selbst war oft in Neustrelitz anwesend. Sein Haus, das auch eine kostbare Gemäldegalerie barg, scheint damals den geistigen und künstlerischen Mittelpunkt der Stadt gebildet zu haben. Der englische Gelehrte Thomas Nugent, der im Herbst des Jahres 1766 längere Zeit am Hofe des Herzog Adolf Friedrich IV. als Gast weilte, rühmt diese Galerie sowie die reichhaltige Fossilien- und Muschelsammlung. Die Galerie wies auch Werke von des Doktors Gattin auf, denn die Tochter des berühmten Malers, der 1749 in Rostock starb, hatte des Vaters Talent geerbt. Mit Verpoortens Name, als Arzt vergessen, ist unzertrennlich verbunden die Stadtkirche in Neustrelitz, deren Grundstein im Jahre 1768 gelegt wurde, denn der Entwurf stammt von ihm. Der Leibarzt des Herzogs, „von mittelmäßiger Statur, von schwärzlichem aber regelmäßigem Gesicht und ernsthaftem Wesen“ (Nugent), war eine angesehenere allbekannte Persönlichkeit, nicht weniger wie der derzeitige Bürgermeister Eggers.

Die bildende Kunst hat in Neustrelitz namhafte Vertreter gefunden. Zu ihr gehört der Bildhauer des Barocks, Simon Gehle. Das Feld seiner Haupttätigkeit dürfen wir wohl im Neustrelitzer Schloß suchen. Manche der mit virtuoser Meisterschaft geschaffenen, nicht mehr erhaltenen Decken- und Wanddekorationen werden auf ihn zurückgeführt werden müssen. Die Statuen, die vier Kardinaltugenden versinnbildlichend, mit ihren Attributen in der Stadtkirche, die leider vollständig verstümmelte Altarkomposition hat er geschaffen. Gehle war auch in Hohenzieritz beschäftigt. Ein Stab von Berufsgenossen, wie Luchner, Heise, Vogel, Bernsee, Hesse und vor allem der Schweizer Melchior Kambly reihte sich an. Stellte doch Herzog Adolf Friedrich IV., ein überaus baulustiger Fürst, den Künstlern große Aufgaben. Gehles bedeutendster Nachfolger, ihm als figuraler Plastiker und als geistvoller Interpret weit überlegen, ist der am Ende des Jahrhunderts nach Neustrelitz eingewanderte Christian Philipp Wolff, Vater des Bildhauers Albert Wolff. Großherzog Karl nahm sich des Vaters, der neben seinem eigentlichen Berufe als Bildhauer auch die Architektur meistern wollte, wohlwollend an. Schickte ihn auf die Berliner Akademie, wo David Gilly dem jungen strebsamen Kunsteleven freundschaftlich zugetan ward. Christian Philipps bildnerisch edlem Schmuck begegnet man hauptsächlich in Hohenzieritz. Das zartsinnige, melancholische Gedankenwelt atmende Denkmal im Schloßgarten, die marmorne Büste der Königin im feierlichen Tempelrund erzählen von ihm, den ein allzufrüher Tod aus fröhlichem vielbewegtem Schaffen riß. Wolffs Formenalphabeth als Architekt bewegt sich in puritanisch schlichten Linien. Größer und bedeutender als Bildhauer ist sein in Neustrelitz 1814 geborener Sohn Albert. Der Freigiebigkeit des Großherzogs Georg, der schon seinem Vater so wohlwollend gesinnt war, hat der Sohn sein ganzes Studium ver-

dankt. Seiner Künstlerschaft, er war ein Schüler Rauchs, begegnet man in Neustrelitz vielfach. Als Hauptwerk ist die edle Statue des Großherzogs Georg auf dem Markte zu nennen, der mit der Rechten sein Land segnet. Auch Albert Wolffs Sohn Martin hat Anhänglichkeit und Treue der Stadt, die seinem Großvater Heimat geworden, immerdar bewahrt. Von ihm zeugt das „Kriegerdenkmal“ sowie die Statue des Großherzogs Friedrich Wilhelm auf dem Paradeplatze. Auch das in Bronze gegossene Relief des verdienstvollen Medizinalrates und Menschenfreundes Rudolphi († 1899) vor dem Augusta-Carolinenstift ist sein Werk. Ein Zeitgenosse und Berufskollege als Architekt von Christian Wolff war der Landbaumeister Friedrich Wilhelm Dunkelberg. Er erbaute das Gymnasium Carolinum in der Glabecker Straße auf der Stelle des ältesten Friedhofs unserer Stadt. An der Vorderseite erinnern zwei Votivtafeln an die späteren berühmten Besucher der Schule, Heinrich Schliemann und Wilhelm Riefstahl. Dunkelberg hat auch eine Anzahl Privathäuser gebaut. Aber sein Hauptarbeitsfeld lag außerhalb der Stadt. Dunkelberg, der 1844 starb, wurde der Schwiegervater des durch Schinkel nach dem Tode Wolffs nach Neustrelitz empfohlenen Baurates Friedrich Wilhelm Buttel. Letzterer ist es, der der Stadt — infolge seiner langen Wirksamkeit, er starb erst 1869 — ihr architektonisches Gepräge gegeben hat. Aber der Erbauer des Stadtkirchenturmes, der Schloßkirche, des Rathauses, der Kasernen, des Landgerichts und vieler anderer Gebäude war auch, ein Vermächtnis seines genialen Lehrmeisters Schinkel, ein fleißiger Landschafts- und Architekturmaler, sowie ein musikalisches Genie. Neustrelitz stand damals im Zeichen einer weit über die Gemarkungen des Landes anerkannten, in der Geschichte der Musik und des Theaters unvergessenen hochwertigen Kultur, die von allen Gesellschaftsklassen bewillkommt und gefördert ward. Zu den hauptsächlichsten Vertretern der Baukunst gesellten sich die markantesten Persönlichkeiten der Malerei. Der beste — vielleicht auch einzige Vertreter des Rokoko ist der Hofmaler des Herzogs Adolf Friedrich IV. Daniel Wog e. Er war Berliner von Geburt und Schüler von Pesne. Seine Fruchtbarkeit ist sehr groß gewesen. Im Neustrelitzer Landesmuseum findet man reichliche Gelegenheit ihn zu studieren. Woges Hauptfeld war das Bildnis. Er hat seinen ihm so wohlgesinnten Herzog, den er vielfach — aber immer in anderer Geste — gemalt hat, nur um 4 Jahre überlebt. Sein Nachfolger in dem vielbeneideten Amte eines Hofmalers ist der in Italien geschulte Carl Anton Z e l l e r. Auch ihn kann man im Museum nicht allein im Portrait, sondern vielmehr in seinen Kopien der venezianischen und römischen Malerschule studieren. Während Zeller am Neustrelitzer Fürstenhofe erfolgreich wirkte, erblickte Wilhelm R i e f s t a h l im Hause Glabecker Straße 34 1827 am 15. August als Sohn eines nicht eben in guten Verhältnissen lebenden Damenkleidermachers das Licht der Welt. Als der hundertjährige Geburtstag des Künstlers, der 1888 in München verschieden war, sich jährte, hat man sein Andenken durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshause geehrt. Oftmals hat der berühmt gewordene, zu hohem Ansehen gelangte Sohn die Stadt seiner entbehrensreichen Kindheit aufgesucht. Schon 12 Jahre früher ward Georg K a n n e n g i e ß e r in Neustrelitz geboren. Er ist nach langen erfolgreichen Studienjahren in Hellas und Italien und Frankreich, die Großherzog Georg seinem Schützling ermöglicht hatte, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er, der auch ein gewandter Weltmann war, eine außerordentlich ergiebige künstlerische Produktivität entfaltet hat. Dem Hochbetagten nahm der Tod den Pinsel aus der noch immer schaffensfrohen Hand († 1900). Aus Neustrelitz sind auch gebürtig die Historienmaler Johann Carl Adolf E g g e r s (1787) und der nach langen Lehr-

und Wanderjahren als Galerie-Inspektor in Berlin beamtete Wilhelm Ternite. Eggers ist 1787 geboren. Nach dem Besuche verschiedener Akademien zog es ihn nach Rom, das ihm durch Jahrzehnte Heimat wurde. Wie so viele seiner Zunftgenossen ward er Nazarener und ein eifriger Jünger der Gilde St. Lucae. Für die Wiederentdeckung der Freskomalerei hat Eggers erfolgreich beigetragen. Auch er als sehr vielseitiger und hochgebildeter Künstler auch vorzüglicher Violinist kehrt nach Neustrelitz zurück. Eggers wohnte in dem Hause Seestraße Nr. 7. Hier ist er auch an einem Sommertage 1863 in der Abendstunde still entschlafen. Ganz in der Nähe der gotischen Friedhofskapelle, in der das in der Apsis gemalte Fresko des Künstlers Andenken unvergessen macht, ist er bestattet. Mit Eggers zusammen wirkte als Miniatur-Historien- und Bildnismaler Wilhelm Unger¹⁾, ein Hesse von Geburt. Er war Schüler Isabeys in Paris und wurde hier, bald nach seinem Eintreffen mit der Großherzogin Marie, Prinzessin von Hessen-Cassel, deren Lehrer er war, vor Aufgaben gestellt, die ihm ein reiches schönes Arbeitsfeld eröffneten. Ungers fleißige Schülerin hat ja selber große Produktivität als Malerin entfaltet. Die Kirchen des Landes, das Museum, bewahren Werke — zum größten Teile Copien — ihrer schaffensfreudigen Hand. Eggers rühmt ihr in seiner Biographie über „Christian Daniel Rauch“ nach, daß sie Gemälde geschaffen in so beträchtlicher Anzahl, „wie kaum je von anderer Frauenhand entstanden sind“. Ferner Wilhelm Ternite. Hauptsächlich hat er sich eingeführt durch seine Bildnisse von der Königin Luise und ihrem Gemahl, dem König Friedrich Wilhelm III. Ternite, der 1786 geboren wurde, ist einer glänzenden Zukunft entgegengegangen. Langfristige ernste Studienjahre führten ihn nach Italien. Frucht dieses Aufenthaltes war das Bilderwerk über die Wandmalereien von Pompeji und Herculanium. Nach Deutschland zurückgekehrt wurde Ternite Hofmaler des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Sein im königlichen Auftrag gemaltes Luisenbildnis gefiel dem Könige so sehr, daß er sagte: „Gratuliere, das ist das ähnlichste Bild, das wir von der Königin haben.“ Als Kgl. Preuß. Gemäldegalerieinspektor ist Ternite 1871 gestorben. Er, dem in der Ferne das Glück reich erblühte, hat seine Vaterstadt, an der er mit großer Liebe hing, oft besucht. Betrat er doch keinen verwaisten Boden. Verwandte erwarteten ihn und alte Freunde hießen ihn herzlich willkommen.

Aber auch die mit Kunst und Wissenschaft Verwandten sollen unvergessen bleiben. Von einem solchen, allerdings keineswegs einwandfreier Art, erzählt das Haus Schloßstraße Nr. 14. Hier betrieb sein Gewerbe Hofbuchhändler Salomon Michaelis. In seinem Verlage erschien schon 1795 eine Schrift von Schillers Vater: Die Baumzucht im Großen nach zwanzigjähriger Erfahrung im Großen und Kleinen, in Rücksicht auf Behandlung, Kosten und Ertrag beurteilt von J. C. Schiller, Herzoglich Württembergischem Major und Inspektor verschiedener Baumschulen im Württembergischen. Und ein Jahr später 1796 erschien in demselben Verlage ein Jahrgang von Schillers Musenalmanach. Und wieder ein Jahr darauf 1797 Friedrich Schlegels: „Historische und kritische Versuche über das klassische Altertum“. — Alles in allem ein betriebsamer jüdischer Verleger, der schließlich des Landes verwiesen wurde.

Wenn die alten Häuser reden könnten! — Was wüßten sie alle zu erzählen. Bedeutende Erinnerungen birgt auch das Haus Schloßstraße 10. Um 1800 bewohnte es der Hofagent Nathan Meyer. Seine Schwiegertochter Recha war eine Tochter

¹⁾ Vgl. „Carolinum“, Heft 33—44, Wilhelm Unger (1775 bis 1855), Hofmaler und Professor in Neustrelitz von Prof. Dr. Eckhard Unger.



Das alte Neustrelitz

des Philosophen Moses Mendelssohn, Großvaters von Felix Mendelssohn und Freundes Lessings. Oft hat der große Philosoph dort zu Besuch geweiht. Rechas Schwester, Dorothea, war in erster Ehe verheiratet mit dem Kaufmann Veit, Vater der Maler Johann und Philipp. Johann und Philipp waren Freunde des Neustrelitzer Malers Eggers. Gleich wie er gehörten die Brüder dem Orden der Nazarener an. Aber Dorotheens Ehe mit Veit wurde geschieden, und nun vermählte sie sich mit dem Dichter Friedrich Schlegel. Das stille Haus in der Schloßstraße ging nun in Besitz der Witwe von Moses Mendelssohn über, die eine Zeit lang darin gewohnt hat. Sie war eine große Blumenfreundin, betreute liebevoll den hinter dem Hause belegenen Garten.

Ein Bruder des Dichters Ludwig Kosegarten († 1818) war in Neustrelitz als Hauslehrer tätig. Er veröffentlichte hier 1794 einen Band Gedichte. Als Hauslehrer lebte ebenfalls hier der Lyriker Karl L a p p e (1773–1848). In Neustrelitz erschienen seine „Gedichte“ und „Friedhofskränze“. Hofbuchhändler Albanus in Neustrelitz, geb. 1801, gab Johann Kallgreen's prosaische Schriften, aus dem Schwedischen übersetzt von Karl Lappe, heraus. Eine Dichterin von besonderer Begabung war aber C h a r l o t t e v o n H o b e, Tochter des Hofmarschalls Friedrich Eugen von Hobe, dem in der Schloßkoppel Großherzog Karl als „Schöpfer und Stifter dieser stillen Spaziergänge und Umgebungen“ ein Brunnendenkmal gewidmet hat. Matthisson hat einige ihrer Gedichte veröffentlicht. Auch zwei Dramen „Propertia“ und „Der Gondelfahrer“ hat sie geschrieben und der Großherzogin Marie gewidmet. Wie so viele derer, deren Gedächtnis unter uns fortlebt, liegt auch Charlotte von Hobe auf dem alten Kirchhofe unserer Stadt begraben. Auch der Hofrat R e i n e c k e, der als Dichter vielfach tätig war, soll nicht unerwähnt bleiben. In dem schon genannten Hause Seestraße 7, das Eggers von seiner Witwe käuflich erwarb, hat er gewohnt. Ebenfalls war Wilhelm von N o r m a n n, der

1802 in Neustrelitz das Licht der Welt erblickte — er starb 1832 als Legationssekretär in Hamburg —, als Dichter nicht unbedeutend.

Mit dem eigentlichen Buchwesen war es nun allerdings in Neustrelitz schlecht bestellt. Und wenn schon die oben erwähnte „Hofbuchhandlung“, die 1794 Salomon Michaelis erworben hatte, sich vorübergehend guten Rufes erfreute, so gebührt das unbestrittene Verdienst, den ersten Buchladen und die erste Leihbibliothek in Neustrelitz eingerichtet zu haben, F r i e d r i c h v o n B o n i n. Er war 1755 in Magdeburg geboren, wurde 1787 Kammerherr des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Schon 1778 hatte Bonin einen außerordentlich günstigen, in keiner Weise übertriebenen Bericht über das Neustrelitzer Hoftheater veröffentlicht, dessen Intendant er später wurde. Bonin war selber dichterisch tätig. Er hat verschiedene Gelegenheitsspiele und Dramen verfaßt, die an der hiesigen Bühne vielfach zur Aufführung gelangt sind. Jedenfalls hat er den größten Anteil an den zu Leipzig 1781 herausgekommenen „Beiträgen zur Nationalbühne“. Seit dem Jahre 1797 stand er auch als Major bei seinem Landesherrn Herzog Carl im Dienst. Als Kommandeur des neugegründeten Infanteriebataillons führte er dasselbe, das 1809 zum Kampfe gegen Ferdinand von Schill aufgeben wurde, 1812 der großen französischen Armee in Rußland zu. An den Strapazen dieses Feldzuges — er brachte von dem ganzen Bataillon ungefähr 60 Mann zurück — ist Bonin 1814 gestorben. Sein schlichtes Soldatengrab ist auf dem alten Kirchhofe erhalten. In dem einstöckigen Hause Seestraße 19 hat er gewohnt. Eine markante Gestalt aus dem alten Neustrelitz, aus der großen begeisterungsfrohen Zeit der deutschen Befreiungskriege war der Angehörige des Strelitzer „C-Husaren“-Regiments Joachim Christian T i m m. Er eroberte unter den siegreichen Fahnen des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz 1813 bei Möckern einen französischen Marine-Gardeadler. An dem Hause der Glambecker Nebenstraße Nr. 9, in dem er wohnte und starb, ehrt eine Tafel sein Andenken. Auf seinem Grabe auf dem neuen Friedhof an der Neubrandenburger Chaussee errichtete Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz einen „der Erinnerung an seine Tapferkeit und Vaterlandsliebe“ gewidmeten Denkstein. Auch der Dichter der Mecklenburgischen Nationalhymne: „Wie heißt der Gau im deutschen Land“, Johann F r i e d r i c h B a h r d t, geb. 1789 in Dargun, gest. 1847 in Neustrelitz, kämpfte in der Lützower Freischar. Er war unter denen, die in Wöbbelin an der Gruft standen, in die man Theodor Körner allzufrüh senkte. Bahrdt, dichterisch vielseitig begabt, verfaßte Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Prologe, Gedichte und verschiedene Dramen historischen Inhalts. Diese sind in Neustrelitz, vielfach auch an anderen Bühnen mit Erfolg zur Aufführung gelangt. Bahrdt war eine durchaus volkstümliche stadtbekannte Persönlichkeit. Jeder hatte den kleinen, höchst originellen rasch dahinschreitenden Mann, der immer ein freundliches Wort auf der Zunge hatte, gern. Auf dem alten Friedhofe liegt er begraben. Im Jahre 1929 wurde dem begeisterten Sänger des Vaterlandes ein neues Denkmal errichtet. Die Kosten waren durch tätige Hilfe der Neustrelitzer Gesangsvereine und freiwillige Spenden bestritten. Ein Freund Bahrds war Adolf G l a s b r e n e r, der Vater des Berliner Witzes. Er war mehrere Jahre von 1841—1848 in Neustrelitz ansässig, denn hier hatte seine Gattin, die Schauspielerin Adele Peroni, eine der damaligen ersten Größen im Fache der Salondame, ein lebenslängliches Engagement gefunden. Sie starb 1876 in Berlin. Sie selber war Schülerin Raimunds. Die berühmte Marie Seebach, Charlotte Wolter sind wiederum aus ihrer Schule hervorgegangen.

Glasbrenner wohnte im Hause Glambecker Straße 29. Er sowohl wie seine gefeierte Frau haben sich in Neustrelitz sehr glücklich gefühlt. Namentlich Frau Pe-

roni hat die in der kleinen Mecklenburgischen Residenz verbrachte Zeit als schönste ihres Lebens bezeichnet. Glasbrenner richtete seine Spaziergänge mit Vorliebe nach der Fasanerie, einem unweit von Neustrelitz belegenen ehemaligen fürstlichen Sommerschloßchen. Die „traulichen Zimmer“ des alten Hauses hatten's ihm angetan. Sehr oft hat er ihrer später in Briefen an seine Neustrelitzer Freunde gedacht. Glasbrenner hat in Neustrelitz eine große Fruchtbarkeit entfaltet. In der von Bahrdrdt redigierten Zeitung „Der wendische Bote“ finden sich auch viele Theaterkritiken aus seiner geistreichen Feder.

Fritz Reuter hat Neustrelitz im Jahre 1860 besucht. In der gemütlichen Runde des damals auf seiner Höhe stehenden Sonnabendvereins hat er am Abend des 6. Februar die Abschiedszone aus „Hanne Nüte“ vorgelesen. Doch gestand Reuter offen, daß Carl Kräpelin, der vielseitige Großherzogliche Hofschauspieler und Sänger, die Seele des Vereines, ihm „über“ sei. Kräpelin, der in dem Hause Glambecker Straße 14 unten linker Hand wohnte, hat sich durch Vorlesung Shakespearescher Dramen ebenfalls einen Namen gemacht. Ein großer Kreis Hörer versammelte sich um ihn.

Übrigens hat die lustige Person in Reuters „Dörchläuchting“ in Wirklichkeit existiert. Zu derselben Zeit, wo Bonin in Neustrelitz wirkte, Buchladen und Leihbibliothek eröffnete, lebte der „sweksponige“ Advokat Kegebein in Neustrelitz. Er hatte sich 1771 hier niedergelassen. Im Jahre 1792 gab er unter dem Titel: „Fabeln, Erzählungen und geistliche Lieder“ ein Bändchen Gedichte heraus. In der unteren Zierker Straße Nr. 47 hat er gewohnt. Ein Neustrelitzer Dichter war Ludwig Nauwerck, geb. 1772 in Ratzeburg, gest. 1855 in Neustrelitz, ein Freund des Ästhetikers Karl Ludwig Fernow, der allzufrüh 1808 als Bibliothekar in Weimar starb. Nauwerck war neben seiner poetischen Begabung ein nicht zu unterschätzendes zeichnerisches Talent eigen. Mit seinen „Darstellungen zu Goethes Faust“, die sich der Wertschätzung des Dichters erfreuten, beteiligte er sich 1805 an der Kunstausstellung zu Weimar. Einige seiner frühen Gedichte sind in Wielands „Merkur“ veröffentlicht. 1822 erschienen „Gelegenheitsgedichte“ bei Ludwig Violet, Leipzig und Neustrelitz. Zum Schluß bringt der Band, der auch Festspiele und Prologe enthält, Gedichte in lateinischer, italienischer, französischer und englischer Sprache. Nauwerck, der mit Goethe in Briefwechsel stand, bekleidete in Neustrelitz das Amt eines Geheimen Hofrates. Dem Großherzog Georg stand er durch seine vielfachen literarischen und künstlerischen Interessen — er hat auch gemalt — nahe. Ebenfalls war ihm ein ausgezeichnetes mimisches Talent eigen. Bei dem am Hofe gepflegten „Liebhabertheater“ ist er einer der besten Spieler gewesen.

Von den führenden Männern aus älterer Zeit mögen noch genannt sein: Johann Christian von Zesterfleth, Erbherr auf Bergfried im Herzogtum Bremen. Bei dem in Mirow apanagierten Herzog Carl Ludwig Friedrich trat er in Dienste. Fast 46 Jahre, später Hofmarschall mit weitgehenden Befugnissen, war es ihm vergönnt zum Segen des Landes zu wirken. Er starb 1769 als Präsident der Herzoglichen Kollegien in Neustrelitz. An seinem Grabe auf dem alten Kirchhofe, über dem später die Hauptkapelle²⁾ errichtet ward, rühmte man ihm nach: „Ein sorgfältiger Oberhofmarschall, ein getreuer Geheimer Rat, ein guter Hausvater, ein gerechter Richter, unparteiisch und ohne Eigennutz“. Unter einem eisernen gotischen Baldachin nach Buttels Entwurf ruht dort auch Staatsminister August von Oertzen († 1832). „Seinen Charakter zierten wahre Herzensgüte und echte Humanität,

²⁾ Vgl. „Carolinum“, Heft 42, S. 124, Bild der Zesterfleth-Kapelle.



Im Tiergarten von Neustrelitz

schmückte fleckenlose Reinheit und Kraft des Willens mit einem hochausgebildeten Zartsinn, um stets in jedem Verhältnisse edel zu handeln“ heißt es in einem Nachruf. Ganz in der Nähe befindet sich auch die Ruhestätte seines Amtsnachfolgers des Ministers von Bernstorff und seiner hochgebildeten, geistreichen Gattin Auguste, geb. von Dewitz. Sie unterhielt in ihrem schön gepflegten Hause, Schloßstraße 4, einen Salon, Sammelplatz der geistigen und künstlerischen Elite unserer Stadt. Mit Rauch und anderen Männern der Kunst und Wissenschaft stand sie, der Alfred von Reumont seine „Florentiner Briefe“ gewidmet hat, in regem Briefwechsel. — Ein hochaufragendes Kreuz kündigt hier auch die Ruhestätte des ersten französischen Sprachlehrers am Carolinum Césaire Villatte (1846)³⁾. Sein Sohn, dem weisen geistvollen Vater gleich an Kenntnissen, war sein berufener Nachfolger im Amt († 1894). Sein Name ist unzertrennlich verknüpft als Mitarbeiter an dem großen Werke: „Encyclopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch von Dr. Carl Sachs und Césaire Villatte“. Villatte wohnte in seinem Hause Georgstraße 15. Hier besuchten ihn — an einem Sommertage, der Gelehrte war gerade in seinem Garten beschäftigt — der Trojaforscher Heinrich Schliemann und sein Freund, der bekannte Gelehrte Daniel Sanders⁴⁾. Schlie-

³⁾ Nach der Festschrift des Gymnasium Carolinum 1906 von Prof. K. Rieck ist Césaire Villatte 1838 gestorben. Dies ist wahrscheinlicher, da sein Sohn, der ebenfalls Césaire V. hieß, im gleichen Jahre das Amt des Vaters übernimmt. Er war Abiturient des Carolinums.

⁴⁾ Abiturient des Carolinums 1839.

mann im gelben Nanking-Anzug kam just aus Athen. Er war in allerbestem Stimmung, denn es winkte nun nach langer mühevoller Fahrt und Arbeit Ankershagen mit seiner bunten phantastischen Fülle von Erinnerungen an seine Kindheit.

Nicht vergessen mögen auch sein die bedeutenden Pädagogen Rättich, Eggers und der Botaniker Langmann, Verfasser der „Flora Mecklenburgs“. Der geistreiche feingebildete Professor Ernst Collin († 1894) und sein origineller hochmusikalisch gebildeter Amtsgenosse Eduard Müller⁵⁾. Vor allen Dingen aber Prof. Rolloff. Letzterer hat zur Erkenntnis der Naturwissenschaften nicht allein durch theoretische, sondern auch durch praktische Experimente, durch die er seine zahlreichen wißbegierigen Hörer in Staunen setzte, beigetragen. Der „Gewerbeverein“ ist auf seine Anregung hin 1846 ins Leben gerufen.

Zu den Männern, deren Namen weit über des Landes Grenzen bekannt waren und wo man sie hörte, Achtung und Liebe genossen, gehört Gottlieb Barnewitz, Gründer der noch heute seinen Namen tragenden Hof- und Verlagsbuchhandlung. Barnewitz war so recht der Repräsentant des geschäftstüchtigen, behagliche Lebensführung pflegenden Bürgertums der späteren Biedermeierzeit. Er spielte gesellschaftlich eine große Rolle. Hatte Fühlung mit allen Volksschichten. Neben seiner sehr ausgedehnten bibliophilen Tätigkeit war Barnewitz auch ein eifriger Sammler von Kupferstichen. Dem jugendlichen Wilhelm Riefstahl hat er diese ausgezeichnete, wohlgeordnete Sammlung als ergiebiges Lehrmaterial für sein ausgesprochenes zeichnerisches Talent, das den Energievollen zur Künstlerschaft reifen ließ, in väterlich freundschaftlicher Weise erschlossen. Der rührige Sammler war dem Kunstjünger und nachmaligen Künstler, dem eine entbehrungsreiche Kindheit hemmend im Wege stand, mit ganzer Liebe zugetan und hat ihm diese Liebe bis an sein Lebensende, sechs Jahre vor dem Tode seines Freundes, treu bewahrt.

Barnewitz hat aber auch auf anderen Gebieten der Kunst mit der ihm eigenen zielbewußten Energie, so insbesondere auf dem der Musik mit feinem Verständnis zu wirken gewußt. Als er im Jahre 1882 starb, wurde sein Tod nicht allein von seinen vielen Freunden und Bekannten, sondern auch von der Allgemeinheit tief und herzlich betrauert.

Zu den Persönlichkeiten der jüngeren Zeit gehören auch Hofgoldschmied Fritz von Behmen oder einfach „Behmen“, wie er sich nannte, und der Medizinalrat Dr. Gustav Goetz. Die Devise: „Leben und leben lassen“ des ersteren hat den hochgewachsenen wohlgebildeten Mann mit den feinen Allüren, dem vornehm geschnittenen Antlitz und dem langherabwallenden Vollbart bis an sein spätes Lebensende begleitet. Er verstand wundervoll zu erzählen aus alten vergangenen Tagen. Das erste in Torwitz 1826 gefeierte „Vogelschußfest“, das er als Knabe mit seinem Vormund, dem derzeitigen Bürgermeister und Hofrat Steinfeld, besucht hatte, lebte frisch und ungetrübt in seiner Erinnerung. Eine Ruhebank in den Anlagen des Schützenhauses gegenüber der Vogelstange erhält dort, denn Behmen war ein passionierter Vogelschütze, sein Andenken lebendig. Die Inschrift in gußeisernen großen gotischen Buchstaben lautet: „Dem Stifter dieses Ruheplatzes Herrn Fritz Behmen gewidmet von einer fröhlichen Gesellschaft den 25. Juli 1876“.

Von großer überraschender, oft ans Derbe grenzender Schlagfertigkeit, durch goldenen Humor ausgezeichnet, der sich mit wunderbarer Herzensgüte überzeugend

⁵⁾ Prof. Dr. Eduard Müller, Direktor des Realprogymnasiums in Neustrelitz.

paarte, „edel, hilfreich und gut“ war sein Altersgenosse Dr. Gustav G o e t z ⁶⁾. Mit Recht hieß es an seinem Sarge: „Er glich ja selber in seinem ganzen Wesen jenen ehrwürdigen, aus festem Eichenholz geschnitzten Standuhren, die ruhig gehen, ohne laut zu schlagen, stille Wegweiser an der Wand, schweigsame und doch sichere Lenker ihrer Umgebung. In den schlichten Mantel gehüllt, in dem wir ihn früher so oft seine abendlichen Kranken- und Helferbesuche machen sahen, stehen an dieser Bahre seine Werke, fürwahr ein lebendiges Bild, das da redet und fortklingt, auch ohne Worte“. Die elastische hochgewachsene Erscheinung immer im langen schwarzen Gehrock und weichen gleichfarbigen Hut, das feingeschnittene hagere bartlose Gesicht mit dem großen blauen Auge, zuweilen ein Monocle tragend, immer hurtig vorwärtsschreitend — eine Melodie summend —, so lebt er in der Erinnerung all derer, die ihn gekannt. Er war Altruist im edelsten schönsten Sinne des Wortes gleichwie die dem greisen Bruder im Tode bald nachfolgenden Schwestern, deren Andenken wie das seine gesegnet ist. Überall hilfsbereit, Wohltäter manchem Minderbemittelten, der seines Rates bedurfte, war auch sein Berufskollege Max K ö p p e l (geb. 1836, † 1893). Freundlich und wohlwollend, jedem falschen Schein abhold, schien er nur das Wahre, Ursprüngliche zu suchen. Sein Bild lebt in den Herzen all derer fort, die ihn gekannt. Eine weithin bekannte Persönlichkeit war auch der Oberhofprediger Superintendent D. Hermann O h l. Von außerordentlicher Gelehrsamkeit genoß er als Kanzelredner eines besonderen Rufs. Schon im Jahre 1831 war er in Neustrelitz als Hilfsprediger introduziert worden. Am 28. Oktober 1885 schloß er im Alter von 79 Jahren die Augen zum ewigen Schlummer. Von der Stadtkirche, wo der Verewigte aufgebahrt war, bewegte sich der Leichenzug nach dem alten Friedhof, wo seine Ruhestätte bereitet war.

Wenn auch der jüngsten Vergangenheit angehörend, soll noch eines Neustrelitzers gedacht werden, der gerade die kleinen reizenden ergötzlichen Episoden, die Sonderheiten mancher seiner Bewohner in heiteren schlichten Reimen festgehalten hat, M a x G ö t z e. Seine innige Heimatliebe und immer aufs Neue sich bewährende Heimattreue zogen ihn aus der Ferne von Beruf und Amtstätigkeit stets nach Neustrelitz. Gerade ihm standen der gemütlich ansprechende Ton, das ebenso gemütvolle humoristische Wort prächtig zu Gebote. Wer ihn den originellen Schilderer und hochgeschätzten Menschen gekannt, wird seiner nimmer vergessen. Allzufrüh überraschte ihn der Tod im Alter von 59 Jahren 1926 in Neustrelitz, wohin er sich nach seiner Pensionierung zurückgezogen hatte.

Aber neben den Männern der Künste, den Vertretern von Wissenschaft und Literatur muß notwendigerweise auch der von Anbeginn an gepflegten musikalischen Kultur und des Theaters gedacht werden! Haben doch gerade sie zum Ruhm und Ruf der ehemaligen Residenz beigetragen. Schon die G r ü n d u n g d e r H o f k a p e l l e u m 1740 durch die selber die Gambe meisternde, musikalisch hochgebildete Gemahlin des Stadtgründers, Herzogin Dorothea Sophie († 1765), war eine Tat von höchster kultureller Bedeutung gewesen. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Ruf des neu gegründeten Kunstinstituts auch in der Ferne ehrenden Widerhall fand, Musensöhne die kleine nordische Residenz aufsuchten, ihre musikalischen Kenntnisse unter berufenen Meistern zu erweitern. Hier wirkte E m a n u e l B a c h ⁷⁾, der bedeutende Violoncellist, J o h a n n W o l f - g a n g W o l f f (1704—78); der berühmte Oboevirtuose H e i n r i c h C h r i s t o f S e l m e r hat in Neustrelitz seine Ausbildung als Musiker erfahren. Karl Ludwig

⁶⁾ Abiturient des Carolinums 1843.

⁷⁾ Sohn von Johann Sebastian Bach.

F a s c h, Leiter der Berliner, von Zelter gegründeten, Singakademie genoß bei dem, sich musikalischen Rufes erfreuenden, Konzertmeister Hertel Unterricht als Geiger und in der Theorielehre. Ferner der Kapellmeister G e o r g Z e l l e r, der von 1785 bis 1803 an der Hofbühne waltete. Auch er ist kompositorisch hervorgetreten. Er schrieb verschiedene Stücke für Violine und Klavier. Die Musik zu einem Drama: „Polyxena“ und zu einem Singspiel: „Der ehrliche Finder“, das in Neustrelitz zur Aufführung gelangte. Auch Zellers Nachfolger im Amte eines Hofkapellmeisters Peter C h r i s t i a n W i e l e († 1833) darf nicht übergangen werden. Die Aufführung von Haydn's Oratorium „Die Schöpfung“ im Jahre 1809 im Theater war sein Werk. Das zierliche Männchen in Zopf und Perücke, der auch eine Singschule ins Leben rief, aus der sich später die „Singakademie“ entwickelt hat, war eine bekannte Persönlichkeit in der damals kleinen stillen Stadt. Überhaupt hatte die Hofkapelle das Glück, tüchtige Dirigenten an ihrer Spitze zu sehen. Mantey, Freiherr von Dittmer, ein Schüler Winters in München († 1840), Gottlob Weidner, Wilhelm Zizold und August Klughardt mögen hier genannt sein. Aber nicht allein Dirigenten der Hofkapelle, sondern auch ihre Mitglieder waren tüchtige, zum Teil hervorragende Musiker, die sich überall behaupten konnten. An erster Stelle Luigi T o m a s i n i. Sein Vater Aloys, mit Joseph Haydn innig befreundet, war Kammermusikdirigent beim Fürsten Esterhazy in Eisenstadt. Er ist auch in der Gruft der Calvarienkirche auf Verlangen Haydn's als sein „Lieblingsgeiger“ an seiner Seite bestattet. In Eisenstadt ist Luigi 1779 geboren. Auch er ward Mitglied der berühmten Kapelle. 1808 trat er in die Dienste des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz. Im Jahre 1858 hat man den großen Geiger, der auch ein höchst origineller Mensch war, auf dem alten Friedhofe begraben. Auch sein Sohn Carl hat das Amt eines Konzertmeisters in Neustrelitz bekleidet. Seine Tochter Friederike, später mit dem hervorragenden Schauspieler und Direktor Görner in Neustrelitz vermählt, glänzte als gefeierter Stern am Opernhimmel der Residenz. Nicht vergessen soll auch werden der Geiger Valentin von Duitz, Schüler des Pariser Konservatoriums. Ein anderes Mitglied der Kapelle war der vorzügliche Pauker Traugott E i s e m a n n († 1864). Auch er, der auch ein tüchtiger Cellospieler war, hat in Wien unter Haydn gewirkt. Sein Sohn Albert hat sich nicht allein als Geiger, sondern auch literarisch durch genaueste, mit größter Sorgfalt geführte Aufzeichnungen über das Theater zu Neustrelitz hervor getan, so daß auch sein Name unvergessen ist. Ferner die Musikerfamilie M i e t z k e. Ihre Mitglieder haben von 1811 bis 1885 in der Hofkapelle gewirkt. Der hervorragendste unter ihnen ist Karl Mietzke († 1871). Er hat auch fern der Heimat auf einer Konzertreise nach Amerika als genialer Virtuose auf der Geige begeistert und hohe Anerkennung gefunden. Das schlichte Haus in der Zierker Straße 55, vor dem sich ehemals ein wohlgepflegter Rosengarten mit Terrasse befand — wunderschöne Tee-rosen blühten dort, während sich nach der Tiefe zu ein altmodischer Garten dehnte — war der Familie durch Jahrzehnte sorgsam betreutes Heim. Hier wurde auch Ernst Mietzke 1849 geboren. Er ist Verfasser von „Ut minen ollen Fründ Muse sine Huslihrertid“ Berlin 1887. In demselben Hause wohnte später lange Zeit Hofkapellmeister Alban Förster. Seine Opern: „Das Flüstern“, „Die Mädchen von Schilde“ (1887), „Lorle“ (1891) sind hier entstanden. Ganz in nachbarlicher Nähe (Zierker Straße Nr. 13) wohnten seine Vorgänger im Amt, Wilhelm Zizold und August Klughardt. Letzterer hat hier eine Anzahl seiner Kompositionen geschaffen: Die Opern „Iwein“ (1879) und „Gudrun“ (1882), welche in Neustrelitz ihre Uraufführung erlebt haben.

Ansässig war in Neustrelitz auch mehrere Jahre der große Violinvirtuose B a r t h o l o m e o C a m p a g n o l i, um hier hochbetagt 1827 zu sterben. Ein guß-



Großherzog Georg, der Freund Goethes

eisernes Kreuz, an dessen Fuß eine Lyra lehnt, mahnt auf dem alten Friedhofe an den großen Meister, dessen Bogen einst in Deutschland, Polen und Schweden Bewunderung erregte. „Verstummt ist die Harfe, die Saite entzwei!“ Campagnoli war im Gefolge seiner beiden Töchter Giannina und Albertina nach Neustrelitz gekommen. Giannina war am Hoftheater als erste Sängerin angestellt und als sie hochgefeiert als Künstlerin, sowie verehrt und allgemein beliebt als Mensch die hiesige Bühne verließ, wurde ihr Verlust sehr beklagt. Zu einer der stadtbekanntesten Persönlichkeiten des damaligen Neustrelitz gehört aber Charles Voß. Sein Name war einst in der Klavierliteratur einer der meistgenannten und besten. Voß, in Schmarsow bei Demmin 1815 geboren, war der gesuchteste Klavierlehrer unserer Stadt. Sein op. 31 „Deux rondinos brillants“ widmete der Künstler einer Tochter seines Gönners, des Staatsministers August von Oertzen. Charles Voß, der von der Damenwelt hochgefeiert, ihr erkorener Liebling war, wohnte in dem später umgebauten Hause Markt 5 neben der Löwenapotheke. Voß, der später nach Paris übersiedelte, hat in Neustrelitz eine große kompositorische Tätigkeit entfaltet. Von Paris trieb es den Ruhelosen nach Berlin, zuletzt nach Italien, wo er in Verona 1882 seinen letzten Atemzug tat. Welchen Erfolg Voß mit seinen Schöpfungen hatte,

wieviel sein Name galt, geht aus einer authentisch verbürgten Äußerung des derzeitigen Inhabers der bekanntesten Musikalienhandlung Bote & Bock Berlin hervor, die er zu einem Neustrelitzer Musiker tat: „Bringen Sie mir was Sie wollen, ich nehme Alles, doch bringen Sie mir einen berühmten Namen mit, wie Charles Voß.“ —

Vergessen möge ebenfalls nicht sein der aus Neustrelitz gebürtige Violinvirtuose Carl R i e f s t a h l : Er entzückte im Winter 1844 in Hofkonzerten durch sein meisterhaftes Spiel.

Viele berühmte Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen haben im alten Neustrelitz die Bühne betreten. Ein oft wiederkehrender Gast am Hof des Großherzogs Georg war Henriette S o n t a g , nachmalige Gräfin Rossi. Auch Angelica Catalani, die „Königin des Gesanges“ widmete dem Fürsten, wie sein Sohn Herzog Georg erzählt, „drei Tage künstlerischen Hochgenusses“. All die berühmten Gäste an dieser Stelle namentlich zu nennen, würde zu weit führen. Ihre in der Geschichte der Musik und des Dramas unsterbliche Namen sind ja mit dem alten Neustrelitz eng und unzertrennlich verbunden. Oft traf sich's, daß Große im Reich der Künste in Neustrelitz Triumphe feiern durften; das war im Jahre 1845. Henriette Sontag, Wilhelmine Schroeder-Devrient, der Pianist Emil Prudent und die große Tragödin am Wiener Hofburgtheater Julie Rettich, geb. Gley, deren Eltern einst am Neustrelitzer Hoftheater gewirkt hatten. Diesem Ereignis gibt der Großherzog in einem Briefe an die Wiener Hofschauspielerin Caroline Jagemann, nachmalige Frau von Heygendorf begeisterten Ausdruck: „Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich in einem wahren Wonnetaumel gelebt habe, so lange die Künste der Rossi, Schroeder-Devrient, Prudents und Rettich hier erklangen. Jedes dieser Talente steht in seiner Art auf dem höchsten Punkt, der erreicht werden kann, und das alles sah und hörte ich in dem Zeitraum von vier Monaten. Es war zu viel für einen solch kurzen Zeitraum, denn solche Talente sind fähig ein halbes Leben auszufüllen.“ —

Das Hoftheater in Neustrelitz stand damals auf künstlerischer Höhe. Der Onkel des Großherzogs, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, benedigte den Großherzog um mehrere seiner Kräfte. Ein Beispiel mag es bezeugen. Am Berliner Hofe waren im Jahre 1845 die beiden ersten Akte der Gluck'schen „Iphigenie in Aulis“ als Konzert aufgeführt. Cäsar von Dachroeden, der feinsinnige Intendant, bekannt als Gründer der „Singakademie“, mit wunderbarer Stimme begabt, sang den „Orest“. Nicht lange darauf wurde das Konzert am Neustrelitzer Hofe wiederholt. Der Großherzog, der beiden Aufführungen beiwohnte, schrieb: „Mein Dachroeden, den Sie in Dresden kennenlernten, stand als „Orest“ der Rossi würdig zur Seite, sowohl hier wie in Berlin. Die übrigen Dilettanten, von denen das Ganze aufgeführt ward, waren aber h i e r besser als in Berlin, man sollte so was kaum glauben.“ Mit dem Neustrelitzer Hoftheater aufs engste verbunden sind auch die unvergessenen Namen der Kammersängerin Caroline Hahn († 1885), Friederike Görner-Tomasini († 1886) und Georgine Schubert († 1878). Letztere war mit der musikliebenden Großherzogin Auguste Caroline, unter deren Ägide das Theater einer zweiten Blütezeit entgegenhing, innigst befreundet. Der so jähe Tod der geliebten Sängerin, sie starb im Alter von 38 Jahren, wurde nicht allein von der Fürstin, sondern auch von der ganzen Bevölkerung aufrichtig beklagt.

Ein Musiker von Gottes Gnaden, von feinstem Empfinden und Verständnis, — seine vielen geistlichen Chöre, Motetten und Lieder spiegeln die Harmonie wieder, die seine Seele und sein ganzes Leben erfüllte — war Daniel Z a n d e r. Als Musiklehrer am Gymnasium, als Leiter des auf beachtlicher Höhe stehenden Kirchen-

chores und Organist an der Schloßkirche hat er, der sein Heimatland liebte, nur Großes Ganzes im besten Sinne des Wortes geleistet. Voll ernster heiliger Liebe wußte er die Jugend zu begeistern für Heimat und Vaterland. Aus solcher Gesinnung heraus schuf Zander seine „Landeskunde v. Meckl.-Strel.“ sowie andere Schriften und Lieder, teilweise in plattdeutscher Sprache. Liebe und Verehrung bewiesen ihm, dem man nachrufen kann: Der ist von ganzer Seele treu, der die Heimat liebt wie Du!, vor allem seine dankbaren Schüler. Er starb 1906 in Potsdam, liegt aber auf dem wunderschön belegenen Friedhof seiner Vaterstadt Stargard begraben.

So ist das alte Neustrelitz an charakteristischen Persönlichkeiten überaus reich gewesen. Und so jung an und für sich die Geschichte der Stadt ist, und so wenig ein Zeitraum von zwei Jahrhunderten verhältnismäßig ausmacht, die Spanne war dennoch von überraschender Fülle. Das Urteil der Reisenden über Verhältnisse und Menschen im alten Neustrelitz hat sich im Laufe der Entwicklung unserer Stadt nun allerdings wesentlich geändert. Wenn Friedrich der Große bei seinem flüchtigen Besuche über den erst im Entstehen begriffenen Ort mißfällige, vielleicht in Anbetracht der damaligen Verhältnisse nicht so gänzlich von der Hand zu weisende Bemerkungen macht, so sind die Äußerungen des schon mehrfach herangezogenen englischen Gelehrten Thomas Nugent aus den Herbsttagen des Jahres 1766 ganz anderer Art. Er, der hier anregend schöne Tage genossen, Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufsschichten kennen gelernt hatte, widmet der kleinen Mecklenburgischen Residenz ehrende Worte hoher Liebe und Dankbarkeit. „Ich habe einst“, sagt er, „von einem Buche gehört, das den Titel führt, die Kunst sich durch Träume glücklich zu machen; verstünde ich wirklich diese Kunst, so würde kein Traum mir mehr Freude verschaffen können, als das Andenken an Strelitz.“ —

Marx M ö l l e r († 1917), der Verfasser der in Mecklenburg-Strelitz spielenden Romane: „Im lachenden Land“ und „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, schrieb einmal über Neustrelitz: „Über einer so wunderschönen Residenz liegt viel Erinnerung ausgebreitet, viel treue Tradition, viel zarte Feierlichkeit aus versunkenen Rokokotagen. Da liegen viel reine Geschichten in der sauberen Luft, die man gerne erzählt und hört, Geschichten, die ein leises wehmütiges Lächeln wecken. Geschichten, in denen von stillen vornehmen Leuten die Rede ist, hören sich immer heimlich an. Es liegt über ihnen ein mildes Lächeln, wie auf den Zügen des Großherzogs Georg, dessen Denkmal man von überall her in der Stadt erblicken kann; es liegt etwas Beschwichtigendes in der Güte und Friedsamkeit dieser Erzählungen, wie in der Handbewegung der schönen Statue. Diese milde gedämpfte Feierlichkeit, die Neustrelitz eigen ist, hat ihren ganz wunderbaren Reiz.“ —

Das sind Worte, wie sie einer Stadt wohl nur selten gewidmet worden sind.

„Vielleicht besteht hin und wieder die Gefahr“, so sagt Helene Düvert im „Lob der Kleinstadt“, „daß ihre Stille zu leichter Verschlafenheit, selbstzufriedenem Genügen verführt. Doch eben diese Stille, dies abseits von lautem Getriebe weckt wiederum Sehnsucht nach den tieferen Gründen des Lebens, nach den Bereicherungen aus Kunst, Musik, Literatur und Wissenschaft“.

„Die Stille einer Kleinstadt kann nur aufgelockert werden durch das strömende Leben, die Eigenart der Menschen, die sie bewohnen. Diese Stille aber ist zugleich der schärfste Gradmesser für Echtheit, Gehalt und Tiefe. Sie läßt alle Akkorde langsam verklingen und gibt dem ruhigen Nachdenken Raum.“

Ein Caroliner in Syrien

von Otto E. Heipertz

I

Eines Sommertags — freilich in Südafrika war es gerade Winter, der jedoch fast unserem Sommer gleicht — im Jahre 1962 erreichte mich die Nachricht aus Bonn, daß ich als ständiger Vertreter des Botschafters in Damaskus vorgesehen sei. So war also die Zeit in Kapstadt zu Ende, eine Zeit, gefüllt mit den Eindrücken der herrlichen Landschaft des Kaps der Guten Hoffnung, einer aus den Einwanderern fast aller europäischen Völker zusammenwachsenden Nation, eines wirtschaftlichen Aufstiegs fast ohne Beispiel, von Bedrohungen aus dem Innern wie von außen. Und ich mußte in Kürze die Deutschen verlassen, die in großer Zahl ihr Glück in Südafrika gesucht und meistens auch gefunden hatten. Zurück blieben die Gemeinden, von frühen Einwanderern gegründet — darunter geschlossene Gruppen von niedersächsischen Bauern, wie in Philippi bei Kapstadt —, Großgemeinden der Herrnhuter Mission, die Siedlungen der anderen Missionskirchen, die weitverbreitete Tätigkeit der katholischen Missionsarbeit in Hospitälern, Schulen für die farbige Bevölkerung und Werkstätten. Fort ging es auch von den vielen Deutschen, die in Wirtschaft und Kultur des Landes Bleibendes geschaffen hatten und die dort unten, im schönen Südafrika, weiterwirken würden, ihr eigenes Schicksal mit dem des jungen, umstrittenen Staatswesens verbindend. Ich wußte, ich würde dieses Land und seine Menschen nicht mehr vergessen.

Vor mir lag Damaskus, älteste Hauptstadt der Erde, Zentrum des Handwerks — und Handelsfließes — Ursprung der Damastgewebe, der damaszierten Klingen, der Goldarbeiten des Orients, der bis ins letzte verfeinerten Kunst des Islams und seiner Literatur — und Wetterecke der heutigen Entwicklung im Mittleren Osten. Welch ein Bogen spannte sich von dem erst im Jahre 1652 gegründeten Kapstadt zu dem seit mehr als 5000 Jahren ständig bewohnten Damaskus, von Mohammed selbst als eines der „vier Augen der Welt“ bezeichnet, durch Paulus zum Ausgangstor des Evangeliums in die römisch-hellenistische Welt geworden!

Im Oktober 1962 war es soweit: ich hatte Abschied zu nehmen von vielen Freunden unten in Südafrika, sogar ein Caroliner, Wend Wendland, war darunter. Und fort ging's, mit dem Flugzeug von Kapstadt, mit einer Pause in Johannesburg und Pretoria, und dann in einem Nachtflug über Khartoum (Sudan) nach Athen, wo mir anderthalb Tage blieben, um zum Kap Sunion zu fahren, im Nationalmuseum vor Heinrich Schliemanns Funden aus Troja, Mykene und Tiryns zu stehen und — an einem herrlichen Herbst-Sonntagmorgen — fast allein die Akropolis zu durchstreifen. Überallhin begleiteten mich die wachgewordenen Bilder aus der Zeit am Gymnasium Carolinum, als neben unserem verehrten Direktor Dr. Duncker unsere Mentoren — allen voran Dr. Ernst Meyer — das griechische Menschenbild vor uns erstehen ließen.

II

So wurde Athen zum Ausgangsort für die Zeit im Orient. Und noch heute, da die Zeit in Damaskus hinter mir liegt, kommt es mir wie ein großes Glück vor, daß ich dieserart den Übergang vom Kap in Südafrika zur orientalischen Ur-Hauptstadt finden konnte. — Es war ein Sonntagabend im Oktober, als ich mit der Caravelle, von Athen kommend, in Damaskus eintraf. Noch war es sommerlich warm in Syrien. Die Sonne war gerade erst untergegangen, und das vergehende Abendlicht tauchte den Horizont in dämmernde Konturen, so wie in mir selbst die Umrisse der neuen Aufgaben noch undeutlich waren. Ich wußte in diesem Augenblick: Bald würden sie sich klären, und ich war bereit, dem tätigen Morgen gesammelt zu begegnen.

Schon dieser erste Abend brachte, wie in einem Kontrapunkt, Gegenwart und alte Überlieferung in eins: Mit dem Düsenflugzeug über den altehrwürdigen Libanon, einschwebend in eine der ältesten und großartigsten Oasen der Erde, begrenzt durch den prangenden Grüngürtel der Goutta, die von den Armen des Barada seit alters umfangen wird. Aprikosen- und Pfirsichhaine wechseln mit Oliven-, Mandel- und Nußbaumpflanzungen, dazwischen Lichtungen mit Gärten, Häusern und Sommer-Restaurants. Wie muß doch dieses Bild des fruchtreichen Lebens schon die Menschen des Altertums begeistert haben!

Der nächste Morgen hob das Weichbild der alten, großen Stadt klar heraus, mit seiner altorientalischen Innenstadt, die — hundertfältig bekränzt von der prächtigen Ommayaden-Moschee, der Derwisch-Moschee und den ungezählten Minaretts der anderen — wie eine fremde Welt eingebettet ist in die neuen Wohnviertel der äußeren Bezirke. Doch sollte auch sie in den mehr als zweieinhalb Jahren meines Dortseins manches Geheimnis preisgeben und zu einem Bestandteil unseres Lebens werden. Dort residieren noch heute in dem großen, verwirrenden orientalischen Suk (Basar) hunderte, ja tausende syrische und armenische Händler, die vom Teppich, über altes Kupfergerät, damaszener Goldbroschüre, Schuhe, Haushaltswaren und Textilien, nahezu alles feilhalten, was sich menschliche Einbildungskraft nur auszudenken vermag, und wo sich der von tausenden Eindrücken verwirrte fremde Besucher nur schwer zurechtfindet.

III

Wie anders ist doch der Handel im Orient, gemessen an unseren rationalisierten Formen! Kaum gibt es ein Preisschild, und wo es da ist, dient es mehr als Schablone denn als Wertmaßstab. Gelobt sei der Käufer, der neben Zeit und der Freude am Gegenstand die Geduld mitbringt, ohne die der Handel im Orient seine ganze farbige Palette gar nicht entfalten kann! Hier wird der Kauf zum innigen menschlichen Zwiegespräch des wünschenden Käufers und des anbietenden Händlers, bei dem alle Register der Zurückhaltung und des Begehrens mitklingen, bis — gelegentlich durch einen Tee oder arabischen Mokka unterbrochen — die beiden Standpunkte sich treffen, und die Ware ihren Besitzer wechselt. Wohl wird auch der syrische Händler den eifertig hingezahlten Höchstpreis einstreichen, aber wahre Befriedigung findet er nur am Spiel des Handelns, wenn der Käufer ihm zusetzt, und erst ganz am Ende die Grenze des Übereinkommens sichtbar wird. Ja, er wird einem solchen Kunden gern noch einen Gegenstand zum Geschenk (bakschisch) machen, weil der ihm die Freude des Handelns gewährte.

Nichts ist dort so nüchtern und rational wie in unserem Alltag; jedes Ding hat noch eine verborgene zusätzliche Bedeutung: es ist letztlich Mittler zwischen Menschen. Das Kleinste, so betrachtet, kann in Wirklichkeit wichtiger sein als die große Transaktion. Der Mensch allein ist bedeutend, ihm müssen die Dinge dienen: Diese Einordnung findet man noch oft genug bei den gebildeten Orientalen. Freilich, auch hier ist schon manches durch die moderne Entwicklung pervertiert, und vor allem die politische Gegenwart greift an die Wurzel des Zusammenlebens. Aber in seinem Grunde ist das Menschliche noch das bestimmende Motiv.

IV

So tut sich dem Betrachter, der mit Sorgfalt wägt, eine Welt auf, die — weil auf den ältesten Gesetzen der Menschheit beruhend — einen großen Reichtum birgt. Und von hier ausgehend kann sehr wohl Verständnis für die alten Kulturen und deren Bedeutung für unser Leben wachsen. Jetzt gewinnt die Welt des Orients ihre Kontur, und das Alte fügt sich zum Heutigen, das Überkommene zum Erworbenen. Sich orientieren bedeutet, die richtige Richtung einstellen, und hängt mit dem Begriff Orient ursprünglich zusammen. Von hier sind die ältesten Erkenntnisse der Philosophie, die ersten kosmischen Systeme der Astronomie, die Grundgesetze der Mathematik und Algebra, die Religion des Monotheismus gekommen. Von hier aus hat das Christentum seinen Siegeslauf in die griechisch-römische Welt des Altertums angetreten. Hier entstand durch eine einsame geistige Leistung das erste Buchstaben-Alphabet der Menschheit, das durch Abstraktion des Zeichens von dem Begriff die reine Selbstdarstellung des menschlichen Geistes erst ermöglichte. Vor knapp fünf Jahren wurde dieses Alphabet in Ras Schamra (Ugarit) bei Lataquia an der syrischen Mittelmeerküste ausgegraben, ein ergreifendes Zeugnis der Freiheit menschlichen Geistes.

Auf Schritt und Tritt begegnet der Schauende den Spuren der alten Kulturen in Syrien — sei es nun die der Sumerer, der Hethiter, der Amoriter, der Kanaaniter, der Assyrer, der Epoche von Mari, von Dura Europos, der römischen und hellenistischen Zeit, oder der späteren der Ommayaden, der Seldschucken, der Mamelucken und der Kreuzfahrer: Alles hat dieser Boden aufgenommen, alles haben diese Menschen durchgelebt, so zum Sammelpunkt menschlichen Wirkens, Gestaltens und Versagens werdend. Wahrlich, die ganze Welt ist hier wie in einem Brennglas menschlichen Denkens und Handelns eingefangen, und von hier aus — mit den Brechungen der geschichtlichen Entwicklung — an die nachfolgenden Kulturen weitergegeben worden.

Ras Schamra ist in den letzten Jahren zu einer der reichsten Fundstätten der Alten Welt geworden. Hier hat der französische Gelehrte Schaeffer in mehr als fünfundzwanzigjähriger Arbeit unerhoffte Reichtümer geborgen, die sich den größten Funden aus alten Kulturen gleichrangig an die Seite stellen. Mari, am mittleren Euphrat gelegen, hat uns Kunde von einer Kultur von Stadtstaaten vor viertausend Jahren gebracht, die sie zu den liebenswertesten, weil menschlichsten Kulturzeugnissen machen. Im Orontestal, dem großen Kriegsschauplatz der Nach-Alexanderzeit, warten sicher noch Überraschungen auf uns — bis jetzt ist nicht einmal Aphamea und seine Umgebung erschlossen. Aber wir wissen, daß im 3. Jahrhundert v. Chr. hier die größte Bereitstellung von schweren Waffen — sprich Elefanten — des Altertums war. In Palmyra hat die legendäre „Große Zenobia“ im dritten nachchristlichen Jahrhundert zwei römischen Feld-

herrn getrotzt, ehe sie sich Mark Aurelian, von eigenen Verwandten verraten, beugen mußte. Sie hatte das größte und geistig glänzendste Reich zwischen Euphrat und Nil errichtet, eine Zuflucht zugleich für die heidnischen Philosophen und die damals verfolgten Christen.

In Damaskus begann Paulus sein einzigartiges Missionswerk für die Verbreitung des Evangeliums über die ganze damals erfaßbare Welt. Noch heute wird die Stelle an der alten Stadtmauer gezeigt, an der der Heidenapostel nach der Überlieferung hinabgelassen wurde, um in die Welt hinauszugehen. Hier hebt die neue Geschichte der Menschheit an. Die Kapelle des Ananias in der Altstadt von Damaskus ist in fast zweitausend Jahren fast vier Meter tief in die wachsenden Schichten der alten Metropole eingesunken. Noch kann man hier die Fluchtausgänge der Christen in ihrem ersten Versammlungsraum sehen.

Im neueren Damaskus hat sich das dichte Geflecht des Islam über die alten Kulturen gelegt. Doch findet man selbst in den Moscheen Anklänge an das Christentum: das Hauptminarett der großartigen Ommayaden-Moschee heißt Jesus-Minarett — hier soll nach der mohammedanischen Überlieferung Christus als Weltenrichter zum Jüngsten Gericht auf die Erde kommen —, in der Moschee selbst — einem Bauwerk, das als römischer Tempel, frühchristliche Basilika und gewaltig ausladende Moschee die Religionsepochen umgreift — ist das Grabmal Johannes des Täufers, und heute residieren in Damaskus und Homs vier Patriarchen der alten Apostelkirchen aus der christlichen Frühzeit.

Die ältesten frühchristlichen Kirchen mit ihrem ursprünglichen Sitz in Antiochia gehören zu dem kostbarsten Besitz der ganzen Christenheit. In ihnen wurden die überaus reichen Liturgien der Ostkirchen bewahrt — in den Maronitengemeinden im Antilibanon wird noch heute aramäisch, die Sprache Christi, gesprochen — hier liegen endlich die Wurzeln unseres Glaubens, aus denen wir leben sollten. Hier liegen auch große Hoffnungen für die Christenheit der ganzen Welt, die Ökumene. —

V

Heute bietet Syrien mit seinem Reichtum an Altem nach der Revolution sozialreformerischer Protagonisten ein verwirrendes Bild. Als ich im Jahre 1962 an einem Sonntagabend ankam, waren die Konturen der künftigen Ereignisse noch unscharf. Schon damals aber kündigten sich Umwälzungen und Änderungen großen Ausmaßes an. Mit mir im Flugzeug kamen zwei junge Freiheitskämpferinnen aus Alger an, Mädchen, die als Heldinnen des „arabischen Freiheitskampfes“ gefeiert wurden. — Bei meinem Fortgang, der durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen notwendig wurde, kämpften offen und verborgen kommunistische und gesamtarabische Kräfte um die Führerschaft beim arabischen Aufbruch. Fast scheint es, als hätte in diesem Augenblick der Kommunismus die Oberhand gewonnen. Aber Syrien ist ein Land der Überraschungen, der unerwarteten Wendungen und des unzerstörbaren Individualismus. Sein reiches Erbe hält ihm vielleicht noch eine große Rolle in der Entwicklung der arabischen Welt bereit. Schon im Altertum war es die bedeutendste Provinz des oströmischen Kaiserreichs. Davon künden am Anfang der Heilsbotschaft im zweiten Kapitel des Lukas-Evangeliums die Worte „als Cyrenius Landpfleger in Syrien war“. Auch heute ist es in des Wortes reinstem Sinne die Drehscheibe des Orients und wohl auch sein Herz.

Eine schöne und reiche Zeit in Syrien ist für mich zu Ende gegangen. Wie hätte sie wohl für mich so bedeutungsvoll werden können, hätte nicht die Wiederbegegnung mit den alten Kulturen meinen Berufsalltag überglänzt? Schätze, die unsere alma mater Carolinensis schätzen lehrte, sind mir allerorten begegnet. Dankbar gehe ich darum als Caroliner aus Syrien fort und an neue Aufgaben, wünschend, daß wieder wahr werde, was die Alten meinten, wenn sie an diese Weltgegend dachten: „Ex oriente lux“!

Geschrieben am Tag des Caroliner-Treffens in Marburg, 26. September 1965, in Bonn.



Weiden am Bach

Walter Gotsmann

Vom Starstecher zum Maschinenbauer

Der Neubrandenburger Dr. med. Dr. phil. Ernst Alban

1791—1856

von Annalise Wagner

Es ist nicht übertrieben, wenn man den vor 170 Jahren in Neubrandenburg geborenen Ernst Alban als ein technisches Genie bezeichnet. Durchschnittlich weiß der gebildete Mecklenburger nur, daß er ein damals berühmter Maschinenbauer war. Daß er auch mehrere Erfindungen gemacht hat, u. a. die der Hochdruckdampfmaschine, ist schon weniger bekannt. Und schon gar nicht ist bekannt, welchen Umweg er machen mußte, um zu seinem Ziel zu gelangen und seine maschinelle Besessenheit ausleben zu können. Wir wollen diesen schweren abenteuerlichen Stationen seines Lebensweges nachgehen, da sie uns beispielhaft in ihrer Zielstrebigkeit, Einfachheit und dem unerschütterlichen Glauben an die eigene Sendung zu sein scheinen.

Der Vater von Ernst Alban war Hauptpastor in Neubrandenburg und sorgte für eine gute Schulausbildung. Zuerst privat, in Zeichnen und Musik, erhielt er besonderen Unterricht. Er konnte nicht nur mehrere Instrumente spielen, er komponierte auch Tänze für volles Orchester und daneben wurden alte Sprachen gepflegt. So schrieb er in seiner Jugend Komödien in klassischer Form, und der Stoff war ebenfalls aus der Klassik genommen. Mathematik, Naturwissenschaft und Maschinenbau waren seine Lieblingsfächer. Aber der Vater wollte einen Theologen aus ihm machen.

Schon der Knabe malte Mühlen und den Rinnstein vor der Tür, den er mit einem Räderwerk versah.

Nach dem Schulabschluß folgte er dem dringenden Wunsche des Vaters und studierte in Rostock Theologie. Nach einem Jahr erklärte er dem Vater, daß er nicht weiter studieren könne. Man schloß einen Kompromiß. Medizin, Chirurgie und Augenheilkunde. Rostock, Greifswald und Göttingen wurden zum Studium gewählt. Schon 1815 konnte er seine Doktorarbeit vorlegen. In den Semesterferien erfand er eine Maschine zur Heilung des Oberschenkelhalsbeinbruches, die viel benutzt wurde. Ostern 1815 ließ er sich als Praktiker in Rostock nieder und nebenbei war er Privatdozent und verfaßte ein Buch über Augendiätetik. Seine vielen guten Staroperationen sorgten schnell zur Verbreitung seines Rufes als Augenarzt. Die Praxis wurde immer größer, aber auch seine Unruhe, daß er nicht seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen konnte. So kam es wie es mußte, er gab seinen Arztberuf 1834 auf und begann auf sein eigentliches Ziel loszusteuern.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten!

England! Er hatte gehört, daß dort schon durch James Watt der Bau von Dampfmaschinen vorangetrieben war, vielleicht hätte man auch für seine Pläne und Erfindungen Interesse! Die Verbindung wurde aufgenommen.

Schon 1815 hatte er eine kleine Dampfmaschine gebaut, ohne zu wissen, was auf diesem Gebiet schon erfunden war. Mit primitivsten Mitteln hatte er eine Hochdruckdampfmaschine konstruiert: „eine zinnerne Wärmflasche als Dampfessel, zwei Wundspritzen als Zylinder“, das war sozusagen alles. 1821 kam er auf die Idee, den „Dampferzeuger nicht unmittelbar dem Feuer auszusetzen, sondern ihn durch eine leichtflüssige Metallmischung zu heizen, so daß seine Struktur nicht angegriffen würde, und das Material, aus dem er verfertigt war, lange in einem erprobten sicheren Zustand erhalten werden konnte“.

Es wurde ein Dampfentwicklungsapparat gebaut. Der Berliner Oberbergrat Karsten beeinflusste ihn, jetzt in England sein Glück zu versuchen. In dem mecklenburgischen Konsul in London fand er einen Helfer, der ihm 1825 einen großen Kreis von Interessenten zuführte. Aber Schwierigkeiten am laufenden Band. Besonders mit den Arbeitern und dem Material. Doch nach einem Jahr war es dann soweit. „Der erste Versuch mit dem Probeentwicklungsapparat war ein Triumph für mich, man brachte mir ein allgemeines Hurrah, alle Zeitungen waren voll des Lobes!“ Selbstverständlich waren auch die Neider und Ketzler gleich da. Ein Pariser Kollege stellte Versuche mit Albans Entwicklungsapparat an, viele englische Maschinenbauer kritisierten die Arbeit in Grund und Boden als zu einfach, es fehlten ihr die damals modernen „Schnurrpfeifereien“, es ließe sich nicht genügend an ihnen verdienen. Jedoch hatte er auch einen ernsthaften Interessentenkreis gefunden. Er verlangte von ihm innerhalb von drei Monaten eine Maschine von 16 PS mit einem bestimmten Kohleverbrauch und zu einem bestimmten Preis für die Handelsflotte zu bauen. Alle Einwände, daß die Maschine noch mancherlei Verbesserungen bedürfe – wurden nicht gehört. So kam es, wie es vorauszusehen war. Mehrmaliges Mißlingen der Metallgefäße mußte überwunden werden und der Ofen mußte umgebaut werden. Es wurde geschafft, ein Sägewerk mit 18 Sägeblättern und eine Braumaschine sollten jetzt mit Albans Maschine in Betrieb gesetzt werden. Es wurde geschafft. Termingemäß ging die Maschine los, jedoch nicht für lange. Plötzlich brach das ganze Sägewerk zusammen. Alban mußte seine Maschine abbauen. Er wollte in Ruhe weiter experimentieren, bis der einwandfreie Erfolg da sei, aber die Herren gingen nicht darauf ein. Der Auftrag wurde einem englischen Maschinenbauer gegeben. Dieser sollte mit Alban zusammen weiter arbeiten. Das lehnte Alban ab. Viele Wochen vergingen, er kümmerte sich nicht um sein Werk. Unterstützungsgelder bekam er nicht. Hatte ihn der tägliche acht Kilometer lange Fußmarsch, das stets unregelmäßige Essen während der ersten Versuche in England schon viel Kraft gekostet, hatten ihm die vielen Anfeindungen schon Nerven gekostet, so handelte er jetzt durch seine Ablehnung gewissermaßen instinktiv, um in einer mehrwöchigen Entspannung neue Kraft für seine zielstrebige Arbeit zu sammeln. Aber Geld mußte verdient werden. Er begann als Landschaftsmaler und verdiente seinen Unterhalt für sich und seine Frau. Die effektvolle Auffassung in seinen Motiven machte die Bilder verkaufsfähig.

Der englische Kollege war fertig und lud Alban zur Begutachtung ein. Diese fiel völlig negativ aus. Der Engländer bat noch einmal um Albans Mitarbeit, die er aber wieder ablehnte. Und allein überließ man ihm nicht die Arbeit. Es schien, als habe man das Interesse verloren, man versteckte sich hinter pekuniären Gründen. Alban entschloß sich, in England seine Zelte abzubauen. Die zwei Jahre in England waren aber nicht verloren für ihn, er hatte eine Menge Maschinen gesehen, auch untersucht, die er in Deutschland, bzw. in Mecklenburg nicht hätte

sehen noch studieren können. Andererseits war er nun gründlich von der Angomanie geheilt, daß z. B. England an erster Stelle im Maschinenbau stünde.

Zurückgekehrt nach Deutschland, fing er nicht wieder seine Arztpraxis an, sondern setzte sich in Stubbendorf bei Tessin für zwei Jahre fest. Jetzt galt es, noch tüchtig theoretisch zu arbeiten, um das Wissen um das Hochdruckdampfmaschinenprinzip noch tiefer untermauern zu können. Aufsätze und Zeichnungen entstanden, Physik und Mathematik waren jetzt die Hauptstudien.

Die demokratischen bürgerlichen Gutsbesitzer, es sei an Pogge, an v. Thünen u. a. erinnert, forderten Alban auf, sich der Technisierung in der Landwirtschaft anzunehmen. Es leuchtet ihm ein. Er begann mit Kornsieben. Um aber diese rentabel herstellen zu können, kaufte er mit dem Geld seiner Frau Klein-Wehendorf bei Tessin und gründete dort die erste Maschinenanstalt in Mecklenburg.

Häusliche Zerwürfnisse in den Jahren 1830/38 und fehlendes Betriebskapital, fehlende geeignete Maschinen und Arbeiter, auftauchende Konkurrenz, machten ihm das Leben schwer. Dennoch kam er vorwärts: Kornreinigungs-, Häckerlings- und Dreschmaschinen wurden jetzt gebaut. Auch arbeitete bereits eine Dampfmaschine in seinem Betrieb. Aber alles genügte ihm nicht. Er baute eine Papierfabrik und Flachsspinnerei, die noch eine zweite Dampfmaschine erforderten. Wieder fehlte es nicht an Neidern und besonders nicht an solchen, die sich in seinem Schweiß die Hände wuschen und das war besonders bei der von ihm neu konstruierten Säemaschine der Fall. Freilich hatte sie noch mancherlei Mängel, aber es war ja auch erst eine Probemaschine. Sie wanderte in die Rumpelkammer. — Da kamen englische Säemaschinen in den Handel, sie taugten aber noch nicht. Alban bekam jetzt den Auftrag, eine brauchbare neue Säemaschine zu konstruieren. Sie brachte ihm 1837 die goldene Verdienstmedaille des patriotischen Vereins für Verdienste um die Landwirtschaft ein.

10 Jahre später folgte die preuß. goldene Medaille. Diese neue Säemaschine hat sich jahrelang wegen ihrer einfachen Konstruktion und Leistungsfähigkeit konkurrenzlos auf dem Markt gehalten. Sie brachte ihm zwar Gewinn, wurde jedoch bald nachgebaut, denn es gab noch keinen Patentschutz, der dem Erfinder den wohlverdienten Lohn sicherte.

Der Gründer der Güstrower Eisengießerei bot Alban eines Tages an, sich mit ihm geschäftlich zu verbinden und nach Güstrow überzusiedeln. Es traf sich günstig, da Alban nach dem Gesetz des Landes-Grundgesetzlichen-Erbvergleichs auf dem Lande keine „städtische Nahrung“ betreiben durfte. Ausnahmsweise wurde ihm aber der Maschinenbetrieb für seine Lebenszeit gestattet. So entschloß sich dennoch Alban 1838 nach Güstrow als Compagnon in die Eisengießerei und Maschinenfabrik einzutreten. Alles lief prächtig an. Es wurde eine weitere Werkstatt gebaut, große Aufträge für Säemaschinen kamen herein. Dampfmaschinen wurden gebaut, darunter eine mit 30 PS für die Plauer Tuchfabrik. Durch mancherlei Streit kam es zwischen Andersen und Alban zum Zerwürfnis. Alban löste sich von Güstrow und gründete sich in Plau, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde, eine neue Fabrik: Eisengießerei und Maschinenbauanstalt Dr. E. Alban.

Mit großen finanziellen Schwierigkeiten hatte er auch hier zu kämpfen, denn mit 4000 Talern schaffte er es nicht und Kredit seitens der Regierung war abgelehnt worden. Tischlerwerkstatt, Schmiede, Zeichenstube, Speicher, ein großer

Ofen, Formkästen etc. mußten errichtet werden — und vor allem eine Studierstube. In dieser wurden 1842 die Abschlußarbeiten an der größten Albanschen Erfindung vollendet: an der Hochdruckdampfmaschine. Sein Buch über diese Erfindung wurde sofort in Rostock verlegt und auch ins Englische übersetzt. Es fand auch in Amerika großen Absatz. Ziel und Zweck seiner Erfindung war: zweckmäßige, einfache, sparsame und gefahrlose Maschinen zu konstruieren. Er verurteilte die Menschen, die ihre Fehler nicht frei und offen eingestanden. Dieses falsche Ehrgefühl sei ein Hemmschuh in der Entwicklung: „derjenige Mechaniker, der aufrichtig dem Fortschritt ergeben ist, und auf dem Wege neuer Erfindungen einer höheren Ausbildung der gewerblichen Zustände der Völker entgegenstrebt, soll nicht allein seine körperlichen und geistigen Kräfte, nicht allein sein Vermögen zum Opfer bringen, sondern auch keinem falschen Ehrgefühl in sich Raum geben, wenn die Erreichung eines großen und wichtigen Zweckes vorliegt!“ Es ging bei Alban nie um den Verdienst, er war ein unermüdlicher Arbeiter um den Gemeinnutz, das allein war sein hoher Verdienst.

Was wurde nun alles in Plau gebaut? Roßwerke, Schrotmühlen, Feuerspritzen, Walzenwalken, Dampfkessel, Dampfmaschinen, Ofentüren, Grabkreuze, Monumente, Gitterwerke u. v. a.

Und dann baute er das erste Dampfschiff in Mecklenburg für die Stadt Plau, das die Verbindung in der südöstlichen Seenkette herstellen sollte. Er baute es nicht mit Rädern oder Schrauben, sondern mit kreisenden Rudern. Ein großes Wagnis, ein Ausfluß seines immer schöpferischen Geistes. Der Versuch gelang vollkommen.

Immer größere Aufträge gingen ein, sogar Rußland bestellte eine Dampfmaschine von 24 PS für eine Papierfabrik. Nach dreimaliger Havarie gelangte Alban glücklich mit seiner Dampfmaschine in Rußland eines Tages an. Er bekam ein glänzendes Angebot dort zu bleiben und eine große Maschinenanstalt aufzubauen. Aber er konnte sich nicht von Mecklenburg trennen. Zu seinem 25jährigen Maschinenbauer-Jubiläum wurde ihm die Medaille für Kunst und Wissenschaft in Gold verliehen, außerdem Ehrendiplome und der philosophische Doktor von der Universität Rostock (1850).

In den nächsten Jahren fingen seine Kräfte an nachzulassen. Ein Schlaganfall lähmte den rechten Arm und das Gehirn verlor seine Geistesschärfe, er mußte sich vom Geschäftsbetrieb zurückziehen. Ein Schlaganfall löste den anderen ab, am 13. Juni 1856 erlöste ihn der Tod.

Die große Zahl von Nachwuchsmaschinenbauern, die er praktisch und theoretisch ausgebildet hatte, wird neben seinen vier großen Erfindungen: die Albansche Säemaschine, die Albansche Kanonenspritze, der Albansche Röhrenkessel und die Hochdruckdampfmaschine seinen Namen in der Entwicklungsgeschichte der Technik des 19. Jahrhunderts unvergessen machen.

„Unsere menschliche Bestimmung ist, nicht glücklich ohne Rücksicht auf andere selbstisch glücklich zu sein, sondern sein Glück in der Bemühung und ihren Erfolgen zu suchen, andere glücklich zu machen, indem man ihnen so nützlich als möglich wird.“

Das war sein Losungswort in seinem ganzen schweren arbeitsreichen Leben, einem Leben, das viele Umwege gehen mußte, um das Ziel seiner Sendung zu erreichen.

Der Wolfsgarten bei Strelitz

Von Hans Witte †

In der Kalkhorst bei Strelitz befindet sich eine Vertiefung, die den Namen „Wolfskuhle“ führt. Daß diese Benennung nicht auf einem Spiel der Phantasie, sondern auf Tatsachen beruht, läßt sich schon daraus entnehmen, daß auch die große Schmettausche Karte den Südosten der Kalkhorst mit den Worten „die Wolffs-Kuhlen“ kennzeichnet.

Hier muß eine Gegend sein, in der die Wölfe noch in verhältnismäßig später Zeit eine Rolle gespielt haben. Und wenn wir die im Neustrelitzer Hauptarchiv aufbewahrten Kammer- und Renteiakten einsehen, so finden wir in der Tat, daß der gegen die Wolfsplage geführte Ausrottungskampf hier einen Hauptstützpunkt hatte.

Noch um die Zeit des letzten Herzogs der Güstrower Linie, des i. J. 1695 gestorbenen Gustav Adolf, waren die Wölfe im Lande Stargard so häufig, daß von einer wirklichen Wolfsplage geredet werden konnte. Er und seine beiden Nachfolger aus der Strelitzer Linie, die Herzöge Adolf Friedrich II. und III., sind denn auch mit allem Nachdruck vorgegangen, haben einen wirklichen Ausrottungskrieg geführt. Wie sich dieser im einzelnen abgespielt hat, wie die Wölfe in großer Zahl eingefangen oder zur Strecke gebracht wurden und in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Stargarder Lande verschwanden, kann vielleicht bei anderer Gelegenheit dargestellt werden. Die archivalischen Quellen ermöglichen eine ziemlich genaue Statistik der Ausrottung der Wölfe. Hier soll zunächst nur von einer besonderen Abwehrmaßnahme die Rede sein, die in der Nähe von Strelitz durchgeführt wurde.

Auf dem Vogelsang, der nach der großen Schmettauschen Karte am Nordoststrand der Kalkhorst gelegen ist, sollte im September 1716 der Strelitzer Hofjäger Joh. Nicol. Eberhardt auf Befehl des Herzogs Adolf Friedrich III. „eine Wolffs-Grube beschaffen“. Er ging sogleich ans Werk, hatte „sofort das Holtz darzu bereiten laßen“ und brauchte „zu völliger Verfertigung nur etliche hiesiger Amtsunterthanen. Da aber saß er schon fest. Der Strelitzer Amtmann Knegehdorf suchte ihn zu verträsten, obwohl das Werk „gantz keinen Verzug mehr leidet, indeme sonst diese Gruben bevorstehenden Winter nicht brauchbar würde und überdies das obgedacht — darzu behauene Holtz verderben müste“.

Aber Eberhardts Eifer drang zunächst nicht durch. Erst tief im nächsten Winter konnte der Plan erneut in Angriff genommen werden. Da — am 13. Dezember 1717 — war es endlich soweit; daß Eberhardt zusammen mit seinem Amtsgenossen David Knebusch einen genaueren Plan aufstellen konnte. Auf Befehl des Herzogs hatten sie zu „spezifizieren, was zu einem Wolfsgarten von 900 bis 1000 Schritten in Circumferens an Holtz ohngefehr von nöthen sey.“ Wir können uns nach ihrer Aufstellung einen Begriff machen, wie ein solcher Wolfsgarten beschaffen war. Die beiden Hofjäger verlangten für ihn 600 Stämme mittelmäßig kleine Tannen zur Herstellung von 3500 Pallisaden. Dazu „größere Tannen, an den Ausfall, zur Grube 20 Stämme. Der Wolfsgarten war ihrer Meinung nach „am füglichsten“ in der großen Horst, also in der Kalkhorst, einzurichten.

Die Beamten waren allerdings der Ansicht, daß der Umfang (Circumferenz) zu klein bemessen sei und „1500 Schritt besser seyn würden.“ Doch scheint es bei der kleineren Abmessung geblieben zu sein, denn in dem von beiden Hofjägern kurz darauf (20. Dezember) eingereichten genaueren Anschlag erscheinen wieder die 600 Stämme. Auch sollte die „Grube zum Ausfall 12 □ Fueß breit, 18 F. tieff“ werden. Endlich sollte dabei noch ein „Häußgen, darinnen Feuer und Licht gehalten — und daselbst von 3 Personen nebst nötigen Hunden Wache gehalten werden kann“, gebaut werden.

Die zu bewältigende Arbeitsleistung war nicht ganz klein. Auf den 11. Januar 1718 wurden zunächst bei Beamten und Pensionarien 25 Mann zur Herstellung der Pallisaden für 6 Tage bestellt, auf den 14. weitere 12 Mann zur Einsetzung der Pallisaden und auf den 24. Januar 25 Wagen zur Anfuhr der behauenen Pallisaden.

Die Arbeiter blieben aber häufig aus, so daß Leute nachbestellt werden mußten. Am 28. Februar mußten die Hofjäger Eberhardt und Knebusch bekennen, mit der Herstellung des Wolfsgartens „nicht so weit gekommen“ zu sein, „als wir vermeinet, indeme darzu theils alte schwache Männer — theils kleine unvermögende Jungens geschicket worden“. Auf ihre Bitte mußten noch 40 Mann auf weitere zwei Wochen nachbestellt werden. Aber dann blieben wieder Wagen aus und mußten für Geld beschafft werden, die Arbeiter erschienen nur zum Teil. Die Pächter entschuldigten ihr Ausbleiben mit anderen dringenden Arbeiten. Noch am 13. Juni mußten die Hofjäger berichten, daß „die Unterthanen sich theils schlecht, theils garnicht eingestellt, auch sonst mit Selbigen die Arbeit nicht so gut vonstaten gangen, wie man gehoffet; und danebenhero dieser Garten ohnmöglich hat zustande gebracht werden können.“ Sie meinten jetzt noch 33 Mann und 3 Wagen auf eine Woche zu brauchen.

Dabei war das Häuschen überhaupt noch nicht in Angriff genommen. Erst am 18. Juli spezifizierten die beiden Hofjäger auf Befehl, „was zu dem bey dem Wolfsgarten zu erbauenden Wachhäußgen, 22 Fuß lang, 16 Fuß breit, 8 Fuß hoch“ und zu einer Netzscheuer an Holz nötig war. Der Wolfsgarten an sich war jetzt fertig. Aber bis das Häuschen, mit dessen Erbauung der Baumeister J. Borchmann hernach beauftragt wurde, fertig dastand, verging auch noch längere Zeit. Noch am 16. November sehen sich die Hofjäger zu der Erklärung veranlaßt: „Alß der Wolfsgarten endlich soweit zum stande, daß darinn etliche Wolfe bereits hatten gefangen werden können, wenn des so lang verzögerten Wachhäußgens halber solches nicht hette nachbleiben müßen.“ Und erst am 2. Januar 1719 konnten sie berichten, daß „der am 5. Januar jetzt verwichenen Jahres angefangene Wolfsgarten nunmehr im völligen Stande befindlich“ sei. Die Herstellung der Anlage hatte also ein Jahr beansprucht. Die Barkosten beliefen sich, da Bauholz und Arbeit gratis gestellt wurden, nur auf rund 40 Taler.

Mit der Fertigstellung der Bauanlage war der beabsichtigte Erfolg aber keineswegs sichergestellt. Es war vor allem noch nötig, die Wölfe anzulocken. In dieser Hinsicht hatten die Hofjäger von vornherein die nötigen Schritte getan. Schon am 16. September 1716 hatte auf Veranlassung Eberhardts die Kammer dem vor ihr erschienenen Scharfrichter „anbefohlen, das Luder bey der Schießgruben auf dem Vogelsang fahren zu laßen, welches Er zu thun versprochen“. Aber mit der Erfüllung des Versprechens eilte es ihm nicht. Das hatte auch wohl mindestens Zeit bis zur Fertigstellung der Anlage. Am 18. Juli 1718 baten denn auch beide Hofjäger um Verordnung, „daß der Scharfrichter in den nunmehr fertigen Wolfsgarten ohne weiteren Verzug Ludern müße“.

Als bald (22. Juli) erging an den Strelitzer Froner die Anweisung, „von der Zeit an, da die Hofjäger solches verlangen werden, alles Luder in den Wolffsgarten bringen zu lassen“. Schon nach wenigen Tagen (25. Juli) wurde sie bestimmter gefaßt „von dato an jede Woche 2 große Stücke Luder in den Wolffsgarten bringen zu lassen und damit beständig biß auf fernere Verordnung zu continuiren“.

Aber das Wachhäuschen war ja noch nicht fertig, und offenbar hat der Froner noch nicht an Ausführung des Befehls gedacht. Denn daß bis zum 16. November 1718 im Wolfsgarten noch kein Wolf gefangen war (vgl. oben), hatte seinen Grund keineswegs allein in der Verzögerung des Häuschenbaues. Vielmehr wäre den „vorhandenen schädlichen Raubthieren bey jetziger besten Jahreszeit merklicher Abbruch zu thun“ möglich gewesen, so klagen die Hofjäger. „Sothanes aber wegen Ermanglung S. ven. Luders (als welches das Fundament hierzu ist) nicht geschehen kan“. Die Verordnung an den Froner mußte also wiederholt und außerdem der Antrag der Hofjäger angeordnet werden, daß „alles übrige Luder aller Orten auf 2 biß 2^{1/2} meilweges vergraben werden möge“.

Der Strelitzer Froner, der nun etwas deutlicher an die Ausführung des erteilten Befehls erinnert sein dürfte, schob die Schuld auf die Untertanen. Er beschwerte sich, daß diese, „wann sie vermerckten, daß ein Vieh sterben würde, selbiges auf Feld brächten und aldort, ohn ihm solches anzuzeigen, liegen ließen“. Auch bat er, daß die Gruben für „das übrige Luder, so nicht zum Wolffs-Garten geschleppt wird, von denen Unterthanen möchten gemacht werden“.

Entsprechende Verordnungen ergingen unterm 22. November 1718 aus der Kammer an die Beamten zu Strelitz und den Amtmann zu Wesenberg, denn auch dem dortigen Abdecker wurde eine Wochenlieferung von zwei Stück für den Wolfsgarten auferlegt. Gleichzeitig wurde den Untertanen die Anmeldepflicht jeglichen gefallenen Viehs und die tiefe Verscharrung, soweit es nicht für den Wolfsgarten gebraucht wurde, eingeschränkt.

In dieser letzteren Hinsicht müssen in unserem Lande damals noch recht vor-sündflutliche Verhältnisse geherrscht haben. So erging schon wieder am 18. Oktober 1719 eine Kammerverordnung an die Beamten zu Strelitz und Wesenberg, den Untertanen und Einwohnern zu befehlen, „daß sie künftighin die alten, unbrauchbare und krancke Pferde nicht, wie bishero geschehen, in die Moraste und Büsche jagen und aldort verrecken lassen“, sondern zur Abholung beim Nachrichter anmelden sollten. Wenn die Landbevölkerung in dieser Weise das Raubzeug mit Futter versorgte, war es allerdings kein Wunder, daß der Wolfsplage im Lande so schwer beizukommen war.

Inzwischen hatte allerdings der Wolfsgarten schon begonnen, Nutzen zu bringen. Als die Hofjäger am 2. Januar 1719 seine völlige Fertigstellung einschließlich des Häuschens meldeten, konnten sie zugleich den dort geschehenen Fang von sechs Wölfen melden. Auch über die Gegenden, in denen die Wölfe hauptsächlich ihr Wesen trieben, konnten sie Aufschluß geben: Es seien die Grenzgebiete der fürstlichen und adligen Waldungen, „nehmlich bey Bergfeldt, Redlin, Kärpien, Blumenholtz und Weistien“. Auch in diesen Gegenden sollte ihrer Meinung nach, um den Wölfen erfolgreichen Abbruch zu tun, das gefallene Vieh vergraben werden.

Mit der Fertigstellung des Wolfgartens ist seine Geschichte fast abgeschlossen. Wir erfahren nur noch, daß zum Betrieb seines Wachthäuschens Holz, Fackeln, Kien und Licht nötig waren, für deren Beschaffung den beiden Hofjägern

seit Ende 1719 jährlich 6 Taler bezahlt wurden. Auch daß von den am 2. Januar 1719 als gefangen gemeldeten 6 Wölfen fünf an einem einzigen Tage, am 6. Dezember 1718, gefangen waren, der sechste am 29. Dezember. Ein siebenter Wolf fiel ihr am 13. Januar 1719 zum Opfer. Weitere gefangene Wölfe wurden am 6. Februar 1719 und am 20. März 1720 (je einer) gemeldet, endlich am 30. Juni 1722 noch eine Jahresmeldung von 5 Stück. Das wäre also eine Gesamtleistung des Wolfsgartens von 14 gefangenen Wölfen von Ende 1718 bis Mitte 1722.

Die Hofjäger hatten einige Not, die Prämie von 2 Talern für den gefangenen Wolf zu bekommen. Die Kammer versuchte sie auf die Hälfte herabzudrücken. Nach mehreren Eingaben entschied aber Herzog Adolf Friedrich III. am 26. Oktober 1720 in eigenhändigem Schreiben, daß ihnen, wie es für die geschossenen Wölfe feststand, auch für die im Wolfsgarten gefangenen 2 Taler Fanggeld erreicht werden sollten, „den dem gantzen Lande und Unsern Bauern sehr viel Nutzen dadurch geschiehet“.

Die Schwierigkeiten mit der Aaslieferung wollten kein Ende nehmen. Am 6. Februar 1719 klagte der Strelitzer Nachrichten Johann Christoph Haberecht, er müsse jetzt wegen dieser Lieferung zwei Pferde halten, während es vorher mit einem gegangen wäre, und den Knecht dafür besonders lohnen. Er bat deswegen um Befreiung von seiner schweren an die Neubrandenburger Fronerei zu zahlenden Jahrespacht von 25 Talern und überhaupt um Aufhebung seiner Abhängigkeit von dieser Fronerei. Das wurde ihm nicht gewährt, aber wenigstens eine jährliche Vergütung von 12 Talern bewilligt.

Wieder und wieder berichteten aber die Hofjäger Versäumnisse des Strelitzer und bisweilen auch des Wesenberger Scharfrichters, was nicht nur die Bekämpfung der Raubtiere hindere, „sondern auch, wenn außer den Wolffs-Garten das Aaß an der Land-Straße nacher Wesenberg jetzo gar nahe geworffen wird, selbiges denen Vorbey-passierenden nicht wenigen Abscheu und Eckel verursacht“ (4 Mai 1720).

Schließlich wurde wegen hartnäckiger Versäumnisse dem Scharfrichter Haberecht seit 1724 die Vergütung von 12 Talern jährlich gesperrt. Erst seinem Nachfolger Johann Caspar Mühlhausen wurde sie im Januar 1728 neu zuerkannt unter Bewilligung einer einmaligen Abfindung für die seit 1724 verflossenen Jahre mit 20 Talern.

Sonst handeln die Akten fast nur noch von baulichen Ausbesserungen des Wolfsgartens, die schon vom Herbst 1721 an nötig wurden und regelmäßig wiederkehrten. Im Januar 1722 verlangten die Hofjäger dafür schon wieder 120 Fuder Pallisaden. Die Kammer war ungehalten, daß man die Anlage nicht sogleich tüchtiger gemacht hätte.

Über das Jahr 1728 hinaus erfahren wir nichts mehr vom Strelitzer Wolfsgarten, woraus man wohl schließen darf, daß die Wolfsplage im Lande Strelitz im wesentlichen überwunden war.

(Dieser Aufsatz ist 1928 in Heft 3 Jg. 4 des Meckl. Strelitzer Heimatblattes erschienen. Wer von uns ahnte, daß in den mecklenburgischen Wäldern eine solche Wolfsplage herrschte!)

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihre Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VIII

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung Die Errichtung des „Vaterländischen Husarenregiments“ und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813–15)

f) Die Schlesische Armee, das Yorcksche Korps und die
Strelitzer Husaren in der Völkerschlacht bei Leipzig
(16.–19. Oktober 1813)

1. Blüchers Ausweichmanöver und endgültiger Vor-
marsch auf Leipzig (8. ff. 10.). 1. Tag der Völker-
schlacht; schwere Kämpfe des Yorckschen Korps um
den Besitz von Möckern (16. 10.)

Die Schlesische Armee stoppt zunächst den Marsch auf
Leipzig; sie entzieht sich durch einen Rechtsabmarsch
über die Saale dem Angriff Napoleons

Durch den Übergang über die Elbe und durch die siegreiche Schlacht bei Warten-
burg (3. Oktober), in der sich die Strelitzer Husaren sehr auszeichneten¹⁾, hatte
Blücher das Gesetz des Handelns an sich gerissen: Er konnte die lange erstrebte
Verbindung mit der Nordarmee Bernadottes herstellen und ihn zwingen, am 4. und
5. Oktober 1813 die Elbe bei Aken und Roßlau zu passieren. Damit war der Augen-
blick gekommen, daß — entsprechend dem Trachenberger Feldzugsplan — beide
Armeen und die große Böhmisches Armee Schwarzenbergs konzentrisch gegen
Napoleon in Richtung auf Leipzig vorgehen konnten, um zur Entscheidungsschlacht
gegen den Korsen anzutreten.

Als am 7. Oktober die Vereinigung der Nordarmee mit der Schlesischen an der
Mulde erfolgt war, trafen Blücher und Bernadotte in Mühlbeck zusammen, „um
die weiteren Bewegungen zu verabreden. Nach allen Nachrichten war Napoleon
mit seiner Hauptmacht noch in der Nähe von Dresden; von der Böhmisches Armee
wußte man, daß sie zum größeren Teil bis Chemnitz und Altenburg vorgedrungen
sei, also schon näher an Leipzig sei als Napoleon. Der Zeitpunkt schien gekommen,
sich dort mit ihr zu vereinigen. So wurde verabredet, am folgenden Tage . . . beide
Armeen in sich zu versammeln, am 9. den Marsch auf Leipzig anzutreten“. Am
10. sollten dort die Franzosen angegriffen werden.

Bereits am Morgen des 8. hatte Yorcks Avantgarde bei Mühlbeck die Mulde
überschritten. Yorcks und Bülow's Vorhuten eilten weit voraus, „schlugen sich eine

Ausnahmsweise mußten die Fußnoten in diesem Fall wegen ihrer Länge an den
Schluß des Artikels gesetzt werden.

Meile vor Leipzig mit der französischen Kavallerie aus Leipzig herum und trieben sie bis dicht an die Stadt. — Alles ließ sich trefflich an. Mit Freuden begrüßte man die nahe Entscheidung“ (Droysen, II, S. 200/1, Pertz III, S. 430)²⁾.

Aber Napoleon hatte erkannt, daß „der bisherige strategische Vortheil der inneren Linie in den Nachtheil des taktischen Umfaßtwerdens überzugehen drohte“ (Yorck von Wartenburg, II, S. 277), wenn alle drei Armeen der Alliierten ihn eingekesselt hätten! Um dieser drohenden Gefahr zu entgehen, mußte er angreifen, bevor die Armeen sich vereinigt hatten. So faßte er am 6. Oktober den Entschluß, zunächst mit dem größten Teil seiner Armee gegen seinen zahlenmäßig schwächsten — aber gefährlichsten — Gegner: Blücher von Dresden aus vorzugehen, um ihn zu vernichten. Bereits in den ersten Morgenstunden des 7. waren die Befehle zum eiligen Vormarsch in Richtung auf Wurzen ergangen, wo der Kaiser schon am 8. seine Truppen beisammen hatte, um Blücher anzugreifen (Yorck von Wartenburg, II, S. 302/07).

Als man in Blüchers Hauptquartier „durch Streifzügler“ im Laufe des 8. Nachricht von dem Vorrücken Napoleons aus Dresden auf Wurzen erhalten hatte, wurde beschlossen, dem Vorstoß Napoleons auszuweichen, durch einen neuen Rechtsabmarsch sich hinter die Saale zurückzuziehen „und von dort aus im Rücken Napoleons die Verbindung mit der Böhmisches Armee zu suchen“. — Hingegen wollte Bernadotte — wie Bülow bereits vorausgesehen hatte — „schleunigst über die Elbe zurück und die Brücken hinter sich abbrechen; er forderte Blücher auf, sich ebenso über Wartenburg zurückzuziehen, um Berlin zu decken³⁾. — Es kostete Mühe, ihn von dieser Vorstellung abzubringen“⁴⁾!

Aus seinem Hauptquartier in Düben sandte Blücher „am frühen Morgen des 9. Oktober seine ‚geheime Disposition‘ an die drei Korpsbefehlshaber: alle drei sollten sich rechts schieben, Yorck bei Jeßnitz über die Mulde gehen, Langeron in Yorcks, Sacken in Langerons Stellung einrücken“ (Droysen, II, S. 202). — Die Durchführung dieser — fast zu spät — erlassenen Befehle stieß aber auf „völlig unerwartete“ Schwierigkeiten. Als das Yorcksche Korps um 1 Uhr mittags aufbrochen war und bei Jeßnitz eintraf, hatte das dort befindliche Korps Bülows von der Nordarmee Bernadottes noch keinen Marschbefehl erhalten, „die zwei Jeßnitzer Brücken waren für Kavallerie und Artillerie zu leicht; diese mußten eine halbe Meile weiter stromabwärts in Raguhn übergehen; die Infanterie... biwakierte einstweilen vor dem Ort“. — Fast wären Blücher und sein Hauptquartier — vor allem aber Gneisenau — in Düben in die Gefangenschaft der Franzosen geraten⁵⁾!

Als Blücher in Jeßnitz eingetroffen war, „befahl er, daß das Yorcksche Korps sofort aufbrechen und über die Mulde gehen sollte“. Langerons Korps traf am 10. „gegen Morgen äußerst erschöpft“ bei Jeßnitz ein, und Sacken hatte infolge des später erhaltenen Marschbefehls nur mit größter Mühe, im Nachtmarsch durch die Wälder nordwärts schleichend, sich der Gefangenschaft entziehen und nach Jeßnitz marschieren können! — So war schließlich „das kühne Manöver vollständig geglückt“. Mit Recht konnte daher Gneisenau am Morgen des 10. Oktober erklären, daß Napoleon — nun zum vierten Mal! — „ins Blaue gestoßen habe“.

Am 11. zog Blüchers Korps in Halle ein und hindurch. „Der Jubel der guten altpreussischen Stadt war unbeschreiblich“. Das Korps konzentrierte sich mit seinem Gros hinter der Saale und verblieb hier bis gegen Abend des 14. (Droysen, S. 204 ff).

Okt.
5.—10. Das Strelitzer Husarenregiment war im Verbands des Yorckschen Korps am 5. Oktober bis Gräfenheinicen marschiert, hatte am 6. und 7. dort im Lager gerastet, am 8. die Mulde bei Mühlbeck passiert, war über Friedrichs-

hof und Jeßnitz nach Stumpsdorf geritten, wo Herzog Carls Geburtstag ausgiebig gefeiert wurde⁶⁾, und hatte sodann den Marsch in Richtung auf Halle angetreten. „Den 11. October, Abends 7 Uhr“, schreibt Richter (S. 31), „hielt das Regiment seinen feierlichen Einzug in Halle und defilerte in Parade vor dem Prinzen Wilhelm, Bruder Seiner Majestät des Königs, und dem General von Blücher vorbei; die Hallenser empfangen die Schlesische Armee unter Glockengeläute und den Ausbrüchen unendlichen freudigen Jubels“⁷⁾. Das Regiment biwakierte bei dem Gute Zscherben, hinter der Saale vom 12. bis zum 14. Oktober. Diese Tage waren aber „bei dem stürmischen und regnigten Herbstwetter nicht geeignet, den Truppen einige Erholung zu gewähren. Man hatte kaum Zeit, Lust und Gelegenheit, sich vom Schmutz des Gefechtes und Marsches zu säubern; denn das Regenwasser in Pfützen und Gräben, dessen man sich zum Kochen bediente, war zum Waschen nicht gut genug“ (Milarch, S. 115).

Okt.
11.

Okt.
12.–14.

Die Schlesische Armee marschiert am 15. Oktober von der Saale in Richtung auf Leipzig zur Entscheidungsschlacht

In den Ruhetagen der Schlesischen Armee in und um Halle hatte Blüchers Generalstab zunächst noch keine Klarheit über den Zweck der Truppenbewegungen Napoleons auf Düben gewinnen können. Man sorgte aber auf alle Fälle für die Herstellung oder Sicherung der Verbindungen rechts und links mit den beiden andern Armeen, von denen Teile der Armee Schwarzenbergs bei Merseburg und Weißenfels, die von Bernadotte bei Alsleben standen (Droysen, II, S. 204).

Am 14. Oktober stellte es sich heraus, daß von Napoleon der Vorstoß in Richtung Elbe aufgegeben war. Er hatte in der Nacht vom 11./12. erfahren, daß seine Gegner ausgewichen waren. Daher hatte er am Vormittag des 12. den Befehl gegeben, daß alle seine um Düben konzentrierten Korps am Morgen des 13. bzw. 14. nach Leipzig abmarschieren sollten. Es war sein „Wille“, wie er an seinen Generalstabschef Berthier schrieb, „dort mit allen Streitkräften eine Schlacht zu liefern“ (Yorck von Wartenburg, II, S. 310/14⁸⁾). Dabei hatten ihm seine Generale, insbesondere Marschall Marmont, dringend geraten, Sachsen zu räumen! Napoleon wähte aber, daß er Bernadotte über die Elbe und Blücher weit genug über die Saale oder sogar gleichfalls über die Elbe „zurückmanövriert“ habe, so daß er es bei Leipzig nur mit der Böhmisches Armee zu tun hätte! Scherr, III, S. 263/65, Droysen, II, S. 208.

Im Laufe des 14. Oktober erhielt Blücher von Schwarzenberg Weisungen für den gemeinsamen Angriff auf Napoleons Positionen bei Leipzig am 16. Oktober. Daraufhin „gab Blücher am 15. Oktober in der Frühe seine Dispositionen zum Vormarsch aus Halle. Desselben Tages um 11 Uhr sollten die Korps von Yorck und Langeron auf der Halle–Leipziger Straße bis Schkeuditz vorgehen, Sacken eine Stunde hinter ihnen in Reserve bleiben ... In Schkeuditz angelangt, bezog man diesseits der Stadt zu beiden Seiten der Straße Biwak ... Drei Kanonenschüsse spät am Abend verkündeten den Truppen, daß es morgen zur Schlacht gehe“ (Droysen, II, S. 210/11).

„So näherten sich die Weltgeschicke ihrer Entscheidung. Die Anstrengungen von halb Europa gegen die Bonapartistische Tyrannei und der äußerste Widerstand des Unterdrückers trafen aufeinander und vereinigten sich zum höchsten Todeskampfe. Wie er ausfallen würde, war Gneisenau gewiß. Er sah den Augenblick gekommen, wo die äußersten beharrlichsten Anstren-

gungen auch seines Lebens ihr Ziel erreichen würden“ (Pertz, III, S, 453).

- Okt. 14. Oberstleutnant von Warburg hatte bereits „am 14. Abends vom General Blücher, der in Halle beim Kanzler Niemeyer logirte“, schreibt Milarch (S. 115 ff), „die Nachricht mitgebracht, daß die Disposition zum Angriff . . . eingegangen sei, und am folgenden Tag unser Korps gegen Leipzig vorgehen werde⁹⁾. So geschahs. Am 15. Mittags zog das Mecklenburgische Husarenregiment, hinter den schwarzen Husaren her, an der Spitze der ersten Colonne durch Halle auf Schkeuditz. Vor Abend holte Vater Blücher, wie er bei den Soldaten genannt wurde, uns ein, und nach freundlicher Begrüßung gegen Warburg sprach er: ‚Na Landsleut‘, wenn wir Morgen um diese Zeit nicht alle seelenvergnügt sind, so hat uns entweder der Teufel geholt, oder wir haben uns geschlagen wie die Hundsfötter. — ‚Nun, Excellenz‘, erwiderte Warburg, ‚führen Sie uns nur hinein, für's Durchkommen lassen Sie unsere scharfen Messer sorgen‘. Der Alte ritt eine ganze Strecke an der Spitze des Regiments mit uns, mit Warburg sich ferner unterhaltend und nach seinem Neffen, einem jungen v. Kotze, sich erkundigend, den er am 14. unserm Warburg für das Jägerdetaschement zugesandt hatte, und eilte dann nach manchem Wechselgespräch mit freundlichem Abschiedsgrüße rascher vorwärts . . . Das Regiment übernachtete in der Biwacht, rechts ab von der Chaussee, in der Nähe eines Dorfes unfern Schkeuditz“.
- Okt. 15.

„Der Tag von Wartenburg“, schreibt Milarch (S. 116), „dem ganzen Yorkschen Corps in frischem lebendigen Gedächtniß, mahnte Manchen gar ernst, an's Ende zu denken“. So war auch das Gemüt des Majors von Bismarck von Todesahnungen erfüllt, wie Milarch berichtet: Als das Regiment am 15. „an dem Chaussee Hause bei Großkugel vorbeizog“, bat Milarch seinen Regimentskommandeur, „ihm zu erlauben, in dem Hause seinem früheren Wirth in Halle, einem alten Soldaten, einen Abendgruß zu sagen“. Da schloß sich der neben ihm reitende Major von Bismarck dem Regimentsquartiermeister mit folgenden Worten an: „O! da nehmen Sie mich mit, da wollen wir uns den Soldatensegen für morgen geben lassen!“ — Als „der alte Krieger“ von beiden erfuhr, „welchem Tag sie entgegen gingen“, legte er beide Hände auf Milarchs Haupt, und „erflehte für ihn vom Herrn und Führer der Schlachten seinen gnädigen Schutz und Schirm“. — „O! segnen Sie mich auch“, rief Bismarck, „mein alter Kamerad, ich bedarf des göttlichen Gnadensegens so sehr wie nur irgend einer!“ — „Mit stillem Händedruck“, schreibt Milarch, „nahmen beide Abschied und eilten dem Regimente nach. Sie kamen an den Wagen des Regiments vorüber. Da kehrte Bismarck noch einmal um zum Wagen seiner Escadron, auf welchem sein alter Koch und Bediente mitfuhr. Als er Milarch wieder einholte, sagte er: ‚Ich habe dem alten N. vorläufig meinen letzten Willen mündlich gesagt, in meiner Brieftasche wird man es schriftlich aufgezeichnet finden, wie ich wünsche, daß es mit meinen Sachen nach meinem Tode gehalten werde‘. — „Solche und ähnliche Gedanken bewegten sich bei dem Donner der 3 Signalschüsse in den Herzen Vieler. Das Regiment lag etwas rechts seitwärts ab vom Lager der Infanterie, aus dem her die Töne der Melodie des Abendliedes, von den Musikchören gespielt, nur ganz schwach und leise vom Windhauch zu uns herübergetragen wurden¹⁰⁾. Von den 20 848 Mann, die an dem Abend von ihnen sich an ihre Nachtruhe mahnen ließen, vernahmen Tausende sie niemals wieder“ (Milarch, S. 117).

Der erste Tag der Völkerschlacht bei Leipzig
Die Schlesische Armee und das Yorcksche Korps
in der Schlacht bei Möckern

(16. Oktober 1813)

Am Morgen des 16. Oktober eröffneten die Alliierten zwischen 9 und 10 Uhr den Kampf¹¹⁾. — Die zunächst den Gegnern zur Verfügung stehenden Streitkräfte waren an Infanterie und Kavallerie ungefähr gleich. Die Verbündeten waren an Artillerie zahlenmäßig stärker, aber die französische Artillerie, Napoleons Hauptwaffe, war, insbesondere an Feuergeschwindigkeit, der Artillerie ihrer Gegner überlegen. Hingegen war deren Kavallerie besser beritten und tüchtiger.

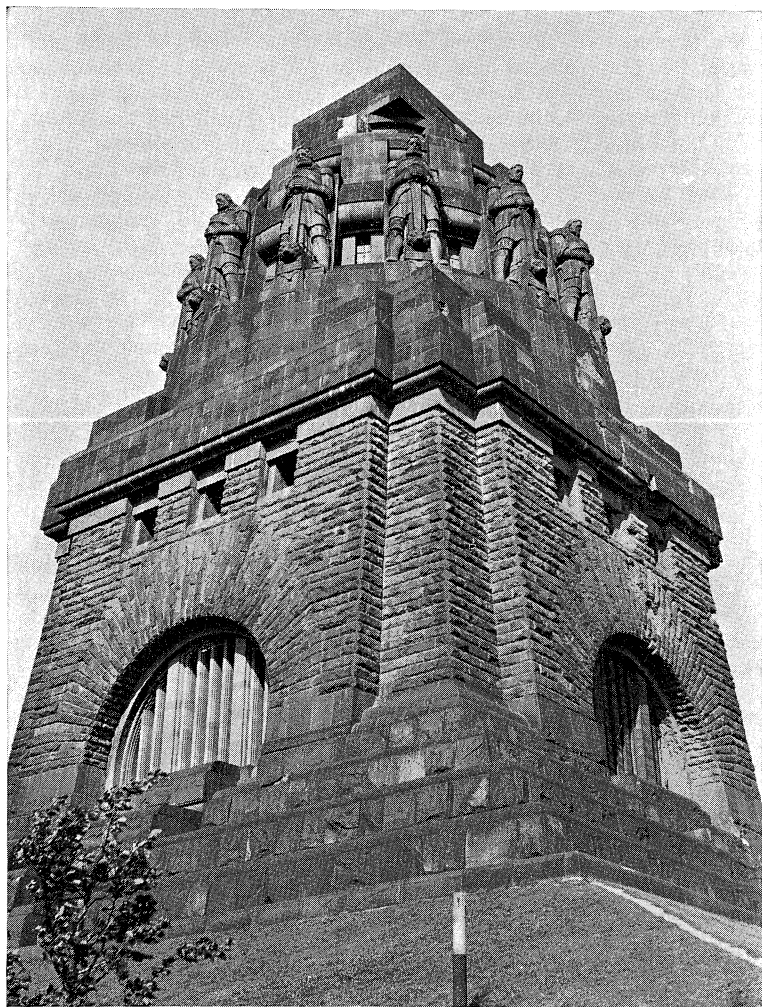
Zuerst griffen die Alliierten mit ihrer Hauptmacht unter Schwarzenberg südlich von Leipzig bei Wachau, Markleeberg und Liebertwolkwitz die Zentralstellung des Kaisers an. Westlich von Leipzig sollte der österreichische Feldzeugmeister Gyulai bei Lindenau gegen die von Bertrand verteidigte einzige Rückzugsstraße Napoleons zum Angriff vorgehen. Im Norden und Nordwesten rückte Blücher mit seinen 4 Korps heran.

„Man hörte von der Südseite Leipzigs sowie rechts über die Elster her Kanonendonner. Die Schlacht war also dort schon im Gang. Blücher gab — es war gleich nach 9 Uhr — seine Disposition: Langeron sollte Radefeld, Yorck, bei Lützschena links von der Straße abbiegend, Lindenthal angreifen, Sacken in Reserve folgen; die Infanterie des Yorckschen Korps auf der Hallischen Straße vorgehen; endlich St. Priest, der von jenseits der Elster herübergezogen wurde, dem Korps Langeron folgen.

Blücher ritt mit seinem Gefolge die Linie der Kavallerie entlang, da und dort in seiner derben Art zu den Truppen sprechend: ‚Kinder, heut haut einmal auf altpreußische Art ein‘, sagte er der ostpreußischen Nationalkavallerie . . .“.

„Yorck war in Schkeuditz. ‚Er hatte‘, schreibt ein Offizier seiner Umgebung, ‚wie er immer für uns sorgte, uns zu einem warmen Frühstück bei sich vereinigt, die Pferde standen gesattelt vor der Tür. Da trat Graf Brandenburg herein, brachte Blüchers Befehle. Yorck erhob sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblichsprüchlein: ‚Anfang, Mittel und Ende Herr Gott zum Besten wende‘, leerte sein Glas und setzte es still hin. Wir taten ein gleiches. In feierlicher, ernst erhobener Stimmung gingen wir zur Schlacht. Es galt, das fühlten wir alle, auf diesem so oft blutgetränkten Feldern den Kampf der Entscheidung über unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen“ (Droysen).

Im Süden wogte ein erbitterter Kampf um die drei, von Napoleon zäh verteidigten Orte lange hin und her. Am frühen Nachmittag sah hier die Sache der Alliierten bedenklich aus! Der Kaiser erkannte die Gunst des Augenblicks und ließ um 3 Uhr den größten Teil seiner Reiterei unter Murat gegen das Zentrum Schwarzenbergs anstürmen. Jedoch gelang es nicht, die Front ganz zu durchbrechen. „An der Standhaftigkeit des heldischen Prinzen Eugen [von Württemberg], dessen entsetzlich geschmolzene Bataillone wiederum der erste Stoß traf, sowie an der Tüchtigkeit russischer Kürassiere, Dragoner und Gardekosaken zerschellte der französische Kavalleriesturm¹²⁾. Napoleon ließ dann zwar noch Infanteriemassen auf die Mitte der Linie seiner Gegner vorstoßen . . ., allein schon begannen die herbeikommenden preußischen und russischen Garden die Lücken in der Schlachtlinie der Verbündeten auszufüllen, nun rückten auch die österreichischen Reserven . . . heran“ (Scherr). Napoleons Truppen waren erschöpft, er verfügte über keine Reserven, während die Verbündeten sie um 4 Uhr einsetzen konnten! — Es



*Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig
1898—1913 von Bruno Schmitz erbaut*

rächte sich jetzt, daß Napoleon 2 Korps (30 000 Mann) in Dresden hatte stehen lassen: Ein arger Verstoß gegen den von ihm sonst immer vertretenen Grundsatz, für eine Schlacht alle seine Kräfte heranzuziehen¹³⁾. — Nach hartem Kampf mußten die Franzosen im Zentrum auf Wachau zurückgehen. Von Markleeberg behaupteten die Franzosen einen Teil, den andern eroberten und behielten die Alliierten. Auf ihrem rechten Flügel mußten die Franzosen errungene Vorteile wieder aufgeben.

Im Westen „tiffelte“ trotz zahlenmäßiger Überlegenheit „der unfähige, schlaffe und einfältige Gamaschenknopf Gyulai . . . so lange vor Lindenau herum, bis . . . Bertrand seine Stellung hinlänglich gesichert hatte, um den verspäteten Angriff mit Nachdruck abweisen zu können“ (Scherr, III, S. 271).

Über das Ergebnis der Kämpfe der Alliierten südlich und westlich von Leipzig heißt es i. g. g. zutreffend in einem Briefe Gneisenaus an Frau von Clausewitz: „Die Große Armee erlitt Unfälle, verlor Grund, und nur mit Mühe wurde am Abend ein Theil der verlorenen Punkte wieder gewonnen, so daß man es eine unentschiedene Schlacht nennen konnte“ (Pertz, III, S. 459/60). — Tatsache ist, daß die Große Armee mit ihrem Angriff letzten Endes keinen Erfolg hatte. Demgegenüber hatte Napoleon seine wichtigste Ausgangsposition, Wachau, schließlich behauptet und einige Vorteile erringen können. Das veranlaßte ihn, von einem Sieg bei Wachau zu sprechen und in Leipzig und Umgebung die Glocken läuten zu lassen!¹⁴⁾ Aber er hatte hier nur „einen unfruchtbaren Scheinsieg gewonnen“, hingegen durch Yorck bei Möckern „eine vollständige und folgenschwere Niederlage erlitten“ (Scherr, III, S. 275).

Von Blüchers Armee kam im Norden Langerons Korps „zuerst — nach 12 Uhr — an den Feind. Ohne Widerstand zog sich dieser aus Radefeld zurück. Eine halbe Stunde später griffen Teile von Yorcks Korps in das Gefecht ein. Die Spitze hatte die Brigade Hünerbeins. Sie sollte „links von der Straße abbiegen zur Attacke formiert auf Lindenthal losgehen“. Horns Brigade sollte folgen, Steinmetz sich rückwärts formieren und sich zur Unterstützung bereithalten. Die Brigade des Prinzen Carl von Mecklenburg bildete die letzte Reserve, „da sie fast aus lauter Linientruppen“ bestand. Die Franzosen mußten sich aus Lindenthal auf Möckern zurückziehen. Yorck schwenkte nach rechts, Langeron nach links ab und ging — „freilich langsam genug“ — auf Widderitsch vor. Dabei blieb er dem auf Möckern vorgehenden Yorckschen Korps gegenüber zurück. Das benutzte Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, dazu, „alle seine Streitkräfte von 90 Kanonen auf seinem linken Flügel zu konzentrieren und drang mit großer Überlegenheit gegen den rechten Flügel des preußischen Korps vor“ (Droysen, II, S. 213/15).

„Marmont leitete den Kampf meisterlich. Trotzdem hätte derselbe schon frühzeitig zum gänzlichen Nachteile der Franzosen ausschlagen müssen, wenn Langeron, wie gesollt und leicht gekonnt, Widderitsch rasch genommen hätte und von dort auf Marmonts rechte Franke gefallen wäre, oder wenn Sacken, welchen Blücher von Radefeld herbeigerufen, zeitig genug eingetroffen sein würde“ (Scherr, III, S. 280)¹⁵⁾.

Wo aber blieb Bernadotte mit seiner Nordarmee, der doch Blücher unterstützen sollte? — Wenn auch jener seinen Plan, über die Elbe zurückzugehen, aufgegeben hatte, so „fehlte auch viel daran, daß er nun rasch und entschlossen auf die weiteren gemeinsamen Operationen eingegangen wäre“ (Droysen, II, S. 210). — „Statt von Landsberg über Delitsch gen Leipzig vorzugehen, und damit die linke Flanke . . . Blüchers zu decken“, wollte er am 16. vom Petersberg aus nur bis Landsberg marschieren, um dann „rechtsab nach Halle auszubiegen“ Scherr, III, S. 276/77)¹⁶⁾.

So mußte dieser Kampf, gleich dem um Wartenberg, wieder vom Yorckschen Korps allein ausgefochten werden! Es war ein überaus schwerer, erbitterter und verlustreicher Kampf um den Besitz von Möckern und seinen beherrschenden Höhen, verteidigt mit größter Zähigkeit von den besten Truppen Napoleons, die z. T. eben erst aus Spanien zurückgekehrt waren. Viermal wechselte das Dorf oder dessen Ruinen die Besitzer! — Auf den oft dramatischen Verlauf dieser Kämpfe kann nicht eingegangen werden¹⁷⁾. Wir können uns hier nur mit seiner letzten, 5., Phase beschäftigen, bei der es erst zum Einsatz der Brigade des Prinzen Carl und des Strelitzer Husarenregiments kam.

Okt. 16. „York hatte, als er das Gefecht um Möckern so ernsthaft werden sah, sich entschlossen, seine frühere Disposition . . . zu verlassen. Die nächste Brigade, die des Prinzen von Mecklenburg, erhielt Befehl, nach Möckern zu eilen, die von Steinmetz ihr zu folgen, Hünerbein und Horn vorzurücken und sich beständig rechts zu halten.“ — Als Marmont diese Bewegung und das weite Zurückbleiben Langerons bemerkte, „konzentrierte er seine Hauptstärke durch einen Linksabmarsch bei Möckern, brachte gegen 90 Kanonen zusammen und begann seinen sehr überlegenen Angriff auf unsern linken Flügel“ (Yorcks Stabschef Zielinsky: Droysen, II, S. 219). — „Es war der Moment, wo die 2. Brigade zum Einsatz kam.“ „Mit klingendem Spiel“ zog sie ins Gefecht. Prinz Carl selbst führte sie auf die Höhe zu, die neben Möckern aufsteigt. Dort rückten eben erst auf feindlicher Seite unter dem Schutze einer mit Kartätschen feuernden Zwölfpfünderbatterie einige Bataillone in Kolonne, von dem Herzog von Ragusa in Person geführt, vor.“ — Ein Marine-Gardebataillon schoß das an der Spitze der Brigade vorgehende Fusilierbataillon des 1. Ostpreußischen Infanterieregiments auf nahe Entfernung rasch zusammen; aufgelöst warf sich, was übrig blieb, rechts nach Möckern hinein! Lobenthal zog seine beiden Musketierbataillone . . . ins erste Treffen; wutentbrannt stürzte das erste Bataillon sich auf die Mariniers, warf sie, stürmte auf die Zwölfpfünder los, sie mit dem Bajonett zu nehmen; da ging zwischen den Geschützen feindliche Infanterie vor. Die Ostpreußen stützten. Prinz Carl eilte heran, sich an die Spitze zu setzen; sein Pferd stürzt verwundet, im Begriff, ein anderes zu besteigen, sinkt auch er schwer verwundet zu Boden. Lobenthal übernimmt den Befehl.“ Dem 1. und 2. Musketierbataillon des 2. Ostpreußischen Regiments gelingt es, von einer gedeckten Stellung aus, „mit nahem mörderischen Feuer“ die Bedienung der Geschütze fast aufzureiben und die deckende Infanterie zum Weichen zu bringen. Da rücken aber frische feindliche Kolonnen heran. „Man muß zurück. Lobenthal sinkt verwundet. Der Feind folgt; auch die vorgegangenen Batterien müssen rückwärts. Das Feuer der Batterie Huet und der Zwölfpfünder Simons hat Mühe, den Feind zu hemmen, dem endlich das geschlossene Vortrabende der Mecklenburgischen Husaren Halt gebietet; von ihnen gedeckt sammeln sich die aufgelösten Bataillone. Nur noch Trümmer waren von der zweiten Brigade übrig, sie hatte über 1500 Mann, fast die Hälfte ihres Bestandes, verloren . . . alle ihre Stabsoffiziere . . . waren verwundet oder tot. Aber die Ziegelscheune von Möckern, die mit ihren Ziegelhaufen eine gute Deckung bot, ward behauptet und bot den Stützpunkt zu einem nächsten Angriff“ (Droysen, II, S. 219/21).

Um 5 Uhr ließ Yorck Oberst von Steinmetz mit seiner Brigade auf Möckern vorgehen. Zwei Landwehrbataillone und ein Grenadierbataillon — alles Schlesier — drangen seitlich trotz heftigen Feuers in das brennende Dorf ein und kämpften sich mit dem Bajonett bis an das Dorfende hindurch ins Freie. Steinmetz selbst ging frontal mit 5 Bataillonen auf das Dorf los. Von diesen mußten, von einem mörderischen Feuer empfangen, 2 schließlich weichen. Daraufhin gingen 3 Ba-

taillone — „es waren Yorcks letzte Bataillone“ (Droysen) — im Sturmschritt vor. „Nun erst schien das feindliche Feuer, während die preußischen Batterien, deren Vorrat an Kugelschüssen erschöpft war, schwiegen, seine ganze Wut zu entwickeln. 40 Geschütze donnerten dicht nebeneinander.“ Steinmetz, sein Generalstabschef, 12 Stabsoffiziere und verschiedene Hauptleute fielen oder wurden verwundet. „Das Schicksal des Tages hing an einem seidenen Faden“, schreibt Major v. Schack von Yorcks Generalstab. Ein anderer Augenzeuge berichtet: „Der Kampf steigerte sich von Moment zu Moment, bis seine Heftigkeit in und neben Möckern eine solche Höhe erreicht hatte, daß sogleich Hunderte von Verwundeten aus den Reihen der fechtenden Bataillone zurückkehrten und so eine Krisis andeuteten, die den nahen Ausgang des blutigen Dramas zu unserem Nachteil besorgen ließ. In diesem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiele stand, stürzte sich Major Sohr auf den Feind.“ — Dem Major standen nur 2 Schwadronen und das Jägerdetaschement der Brandenburgischen roten Husaren zur Verfügung. „Sohr hatte den rechten Flügel in der Kavallerie der Avantgarde und hielt einige hundert Schritte rückwärts Möckern an der Landstraße.“ Er „schwenkte rechts ab“, stellte sich dicht hinter die Infanterie und „verhinderte dadurch deren weiteres Zurückgehen. Während sie sich sammelt, kommt Yorck mit verhängten Zügeln auf Sohr zugesprengt: ‚Major von Sohr attackieren!‘ — Als Sohr den richtigen Augenblick gekommen sah, gab er seinen Husaren den Befehl zur Attacke auf 2 feindliche Karrees; die Husaren „vernichteten dieselben größtenteils, drängten den Rest auf ihre Batterien zurück und nahmen sogleich anfangs 4 Kanonen. Jetzt erschien die feindliche Kavallerie und attackierte uns mit großer Entschlossenheit“, schrieb Sohr in seinem Bericht. Noch blieb der Erfolg höchst zweifelhaft“ (Droysen, II, 222/25). Da gab Yorck den „Befehl, daß alle Kavallerie vorgehen, alles, was vom Fußvolk noch übrig sei, mit dem Bajonett folgen sollte; er selbst setzte sich an die Spitze der schwarzen Husaren, mit gezogenem Säbel, mit dem Ausruf: ‚Marsch! Marsch! Es lebe der König!‘ gab er das Signal zum allgemeinen Angriff, während Katzelers Adjutant, der zur Kavallerie der Avantgarde zurückgejagt war, auch schon mit den brandenburgischen Ulanen und den Schwadronen des 5. Schlesischen Landwehrkavallerieregiments voran-eilte . . .“ — Auf Vorhalten seines Adjutanten, Major Graf Brandenburg, „daß der kommandierende General etwas Besseres zu tun habe, als mit den Husaren einzuhaufen . . .“, erklärte Yorck schließlich: „Ich werde doch zur Kavallerie reiten . . .“ Yorck eilte zu den Mecklenburgern, die, um einer Batterie Spielraum zu lassen, noch hielten; auch sie vernahmen nun das ersehnte Marsch! Marsch! Dann trabte die ostpreußische Nationalkavallerie vorüber; ‚bald‘, so erzählte ein Tagebuch aus dem Regiment, ‚kommen wir an ein Karree; es wird übergeritten; Yorck ist in unserer Nähe und ruft, auf ein zweites zeigend: ‚Dort blüht euer Weizen‘. Endlich folgt er an der Spitze der Litauer¹⁸⁾ . . . der Attacke der westpreußischen Dragoner. So die einzelnen Züge des entscheidenden Moments. Wie sie sich in der Wirksamkeit zusammenfaßten, schildert ein Offizier des Nationalkavallerieregiments: „ . . . nur dann und wann öffnen sich die gegenüberstehenden Feuer- und Rauchsäulen und lassen hinter sich die unabsehbaren feindlichen Infanteriekolonnen erblicken, die sich alle auf Möckern hinwälzen. Da entsteht eine plötzliche Bewegung, unsere Regimenter ordnen ihre beiden Glieder, Adjutanten, Ordonnanzen fliegen hin und her, rechts brechen zwei oder mehr Regimenter bei der Ziegelscheune vor, sprengen die Kavalleriebedeckung der nächsten feindlichen Batterien zurück und in diese selbst hinein. Da dröhnt plötzlich die ganze übrige Kavallerielinie in schrecklichem Getümmel vor, ehe man

sich versieht, sind wir zwischen den feindlichen Geschützen und den sich auflösenden Infanteriekolonnen.“¹⁹⁾).

„Auch in Möckern vollendete sich jetzt der Kampf; die Reste der Avantgarde und der Brigade Steinmetz folgten mit dem Bajonett über Möckern hinaus dem Siege der elf Schwadronen.“ – Die ersten von diesen waren die Brandenburger Husaren gewesen, dann folgten von der Reservekavallerie die Brandenburger Ulanen und Schlesische Landwehrkavallerie, „mit denen Katzeler ihnen nacheilte . . . Die Husaren brachten 15, die Ulanen 13 Geschütze als Trophäen zurück“. – „Ihnen“ (den 11 Schwadronen) „zunächst die schwarzen Husaren. Sie hieben gegen 200 Mann nieder, eroberten zwei Fahnen, nahmen zwei Obristen, eine Menge Offiziere und Gemeine gefangen. Da warf sich feindliche Kavallerie, Chasseurs, um die Infanterie zu retten, ihnen entgegen, aber ohne Aufenthalt . . . wurden sie angegriffen und gänzlich über den Haufen geworfen, beim Verfolgen 4 Kanonen und 1 Haubitze genommen.“ (Droysen, II, S. 228).

„Weiter²⁰⁾ die Mecklenburgischen Husaren und die Ostpreussische Nationalkavallerie; sie hauen ein feindliches Karree so zusammen, daß nur 50 Mann übrigbleiben; dann erobern sich die Mecklenburger einen ‚Vogel‘, wie sie es nennen, einen kaiserlichen Adler²¹⁾, die Ostpreußen vernichten ein zweites Karree, nehmen zwei bespannte Geschütze; wie sie sich sammeln, erhalten sie Kartätschfeuer links; dorthin gewandt gibt es noch einen hartnäckigen Kampf. Was dann noch von den Schwadronen zusammen war, sprengte gegen den Rietschkebach noch eine letzte feindliche Masse“ (Droysen, II, S. 228).

Das Zentrum und der linke Flügel Marmonts „war völlig aufgelöst und aufgelieben“, Teile des rechten Flügels konnten sich auf Eutritsch zurückziehen. „Die Nacht und das buschige eingeschnittene Ufer des Rietschkebaches machten weiteres Verfolgen unmöglich. Das Korps biwakierte auf dem Schlachtfelde, erschöpft von der Blutarbeit des heißen Tages. Wie einst bei Leuthen erklang das feierliche ‚Nun danket alle Gott‘. Durch die nächtliche Stille leuchteten dann und wann Feuerzeichen auf. „Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heut Gefallenen; aber in die Klage um die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, daß wir gesiegt hatten“ (Droysen, II, S. 229/30).

„Glorreich im vollsten Maße war der Tag. Sein Ruhm gehört dem preussischen Korps allein . . . Yorck hatte das ganze sechste Korps unter Marschall Marmont gegen sich gehabt, nach französischen Angaben 17 000 Mann Fußvolk, über 3000 Reiter, 84 Geschütze. Sie hatten mit der höchsten Tapferkeit ein für sie günstiges Terrain, ein zur Verteidigung eingerichtetes Dorf, verteidigt. Und der Tag endete damit, daß 2000 Mann gefangen, daß 1 Adler, 2 Fahnen, 53 Kanonen, viele Munitionswagen genommen, daß wohl 6000 Mann tot und verwundet waren . . .

Wie teuer der Sieg erkaufte war, übersah man erst ganz am folgenden Tage, als Sacken zur Ablösung vorrückte und das Yorksche Korps sich bei Wahren aufstellte. Mit 20 848 Mann war man am vorigen Morgen ausgerückt; jetzt zählte das Korps 13 150; von 16 120 Mann Fußvolk waren nicht mehr volle 9000 übrig. Fast kein Regiment oder Bataillon der 1., 2. und 8. Brigade, dessen Führer nicht verwundet oder tot waren. Die Landwehren hatten mit höchstem Ruhm gekämpft, sie hatten furchtbar verloren; es waren ihrer wenig über 2000 Mann, der Rest von den 13 300, die im August unter die Waffen getreten waren“ (Droysen, II, S. 221/31).

Diese schweren Verluste und die starke Erschöpfung des Yorkschen Korps sollten sich sehr nachteilig auswirken, als es galt, nach dem Ende der Völkerschlacht,

am 19. Oktober, Napoleons, auf dem Rückzuge befindlichem Heer vernichtende Schläge zuzufügen!

Yorck hätte ganz anders diese Aufgabe erfüllen können, wenn Bernadotte mit seiner Nordarmee, seinem Versprechen gemäß, am 16. Oktober in den Kampf eingegriffen hätte. Ferner brachte Langerons „stumpfes Verhalten“²²⁾ bei Widerstands dem Yorkschen Korps keinerlei Entlastung. Vor allem aber erhielt Blücher die für seine Entschlüsse wichtige, Langeron anbefohlene Meldung darüber: „ob sich ein Theil der Französischen Armee auf dem Plateau befinde, oder von Düben nach Leipzig im Marsche sei“, nicht zur rechten Zeit. Erst „einige Stunden später“ traf eine Meldung ein, obwohl Blücher sie „nach seiner Rechnung spätestens um 2 Uhr haben mußte“. Dann hätte Sackens Korps, das Langerons Reserve war, rechtzeitig herangezogen werden können. „Wäre General Sacken spätestens vor 4 Uhr bei Lindenthal gewesen, so wäre wahrscheinlich das Corps von Marmont mit den Divisionen Dambrowsky und Fournier völlig aufgerieben worden, und der große Verlust des Yorkschen Corps beim Erobern und Festhalten des Dorfes Möckern fiel von selbst weg“²³⁾.

Fußnoten

¹⁾ Aus einem Brief Milarchs an den Kammerdirektor von Dewitz vom 23. 12. 1829, den Verf. im September 1965 im Mecklbg. Landeshauptarchiv ermittelte, ging zunächst hervor, daß Warburgs „Relation“ (s. Carolinum, Nr. 43, S. 63) über das Gefecht bei Bleddin und Globig in der Sammlung der Berichte und Briefe Warburgs im Jahre 1829 nicht mehr vorhanden war. — „Wahrscheinlich . . . ist er (der Bericht) der Zeit so lange cursirt, bis er ganz und gar drauf gegangen“ (Milarch). — Dann aber ergab eine Durchsicht der in der Landesbibliothek zu Schwerin befindlichen „Neue Strelitzische Anzeigen“ („Intelligenzblätter“ jener Zeiten), daß dort am 13. 10. 1813 unter einer offiziellen „Bekanntmachung“ die Relation Warburgs, datiert: „Lumbsdorff bei Wittenberg, den 5. Oct. 1813“, veröffentlicht wurde.

Aus dieser Relation sowie aus einigen Bemerkungen Milarchs noch folgende Ergänzungen oder Berichtigungen zu der Darstellung im Carolinum, Nr. 43, S. 57 ff.: Warburg und Milarch berichten von 2 Attacken, indem die vom Verf. als 2. bezeichnete (auf den feindl. Artilleriepark) als eine Phase der 1. (auf das Kavallerieregiment) behandelt wird. — Dabei wurde aber die 1. zwischen Bleddin und Globig (linker feindl. Flügel), die andere bei der Windmühle hinter Globig, bei Wartenburg geritten! — Nach Warburg wurde die 1. Attacke von seiner 3. Schwadron, welche „ganz auf dem rechten Flügel und also die erste an den Feind war“ und von 3 Schwadronen der alten schwarzen Husaren durchgeführt. — Milarch vermerkt: „Meine Naseweisheit ließ mich an diesem Angriff Theil nehmen und brachte mich ins Handgemenge.“ — Da die 4. „bei der Batterie hatte zurück bleiben“ und die 1. und 2. samt den Jägern „mehr links hatten gehen müssen“, kamen sie „nicht mit ins Gefecht“. Wenn Warburg ferner schreibt: „Der Lieutenant von Maltzahn ergriff mit dem Husaren Alban den Obristlieutenant des Regiments . . .“, so muß dazu gesagt werden, daß Alban ihn „ergriff“ und Maltzahn nur die Rückführung sicherte!! (Vgl. Carolinum, Nr. 43, S. 58 und Anm. 47). — Maltzahns Prätension und die eilige Abfassung der „Relation“ erklären wohl diesen Fauxpas Warburgs. — Hinsichtlich der andern Phase der 1. Attacke (bzw. 2.) heißt es bei Warburg: „Bei der hinter dem Dorfe Globig liegenden Windmühle ereilten einige Esquadrons des Leibhusaren-Regiments, zu denen sich alle noch keine Gefangene habende Husaren der

dritten Esquadron des meinigen gesellten, die zurückgebliebene Artillerie des Feindes und nahmen davon 5 Kanonen mit sämtlicher Bespannung, so wie auch 6 Pulverwagen . . . Der Lieutenant von Grävenitz half mit einigen Husaren die 5 Kanonen, die das Leibhusaren-Regiment nahm, erobern.“

Was die 2. (bzw. 3.) Attacke des Regiments (auf 2 Bataillone Infanterie und einen Artillerie-Park) betrifft, so vermerkt Milarch: „Warburg . . . schickte mich an Major Stößel . . . mit dem Ersuchen, ihn beim Angriff zu unterstützen . . . aber er . . . erwiderte mir: „Wenn Warburg sein Fell will zu Markte tragen, so mag ers thun, ich werde es bleiben lassen.“— Dabei hatte Warburg „beide Regimenter . . . an diesem Tage zu commandiren“ (Warburg)! — Der Offizier der alten schwarzen Husaren, welcher mit 25 bis 30 Pferden“ die fliehenden Italiener „zu Paaren treiben lassen sollte“, war Lieutenant von Rochow, der „Offizier des Strelitzer Husarenregiments“, welcher mit einigen Husaren sich ihm angeschlossen hatte, war — Milarch! Beide „wagten es“, nach Erledigung ihres Auftrags mit etwa 50 Husaren „zuletzt auf eine Colonne von Munitionswagen loszugehen . . . gerieten dabei in die [feindl.] Infanterie . . . Die caissons wurden genommen“ (Milarch). — Die genannte 2. (bzw. 3.) Attacke der Strelitzer Husaren auf den Feind, den Warburg „im vollkommenen Rückzuge auf Wittenberg fand“, wurde von den Jägern, von der 1., 2. und 3. Schwadron geritten, „welche mit bestem Erfolg auf die Infanterie einhieben und nahmen ihm 4 Kanonen und mehrere Munitions- und Proviantwagen ab“ (Warburg). — Das 2. Leibhusarenregiment des Majors von Stößel ließ Warburg hernach „mehr links gehen, wo es weniger auf Infanterie, als auf die zurückgehende Wagen-Colonne des Feindes stieß und noch viele Pulver- und andere Wagen nahm“.

Bemerkt sei noch, daß in den oben genannten „Anzeigen“ auch Verluste des Regiments veröffentlicht wurden. So fielen bei Wartenburg: je 1 Portepeefähnrich, Oberjäger und Unteroffizier sowie 3 Husaren, verwundet wurden: je 1 Wachtmeister und Unteroffizier, 4 Jäger, 6 Husaren. — In den Tagen 21.—23. 8. 1813 waren am Bober bei Löwenberg und bei Goldberg gefallen: 1 Jäger und 5 Husaren, verwundet wurden je 2 Jäger, Unteroffiziere und Gefreite sowie 9 Husaren.

²⁾ Für genauere Angaben über die meisten benutzten Quellen wird verwiesen auf Kap. VIIIc (Carolinum, Nr. 40), Anm. 1, 1a, 2, 4a, 6, 10, 10b, 10c.

³⁾ Am 6. Oktober waren York und Bülow in Jeßnitz zusammengetroffen. Diesem gegenüber äußerte York seinen Unmut und seine Besorgnis, daß „der alte Husar“ ihn „über die Elbe gehetzt hatte“. Da entgegnete Bülow: „Nun, Ihrer beißt wenigstens an, aber mein Generalissimus denkt immer nur ans Ausreißen; mit Mühe, daß wir ihn bis hier gebracht haben, aber sollte sich Napoleon gegen uns wenden, ich glaube, er schleppte sich und uns sofort wieder über die Elbe“ (Pertz, III, S. 416/17)!

⁴⁾ Scherr, III, S. 256 ff., Droysen, II, S. 201/202. — In Blüchers Generalstab hatte nach Scherr (S. 258) Major Rühle von Lilienstern „den Einfall eines Ausweichens über die Saale“ gehabt. Wieder einmal zu Bernadotte gesandt, verstand es Rühle mit seinem diplomatischen Geschick, den ständigen Zauderer und Rückzügler umzustimmen (Scherr, III, S. 257/58). Pertz (III, S. 435) war noch der Ansicht, daß der Vorschlag des Rechtsabmarsches von Bernadotte stammte, offensichtlich bestimmt durch entsprechende Angaben in dem Bericht Blüchers bzw. Gneisenaus an den König von Preußen (Pertz, S. 438). Aber darin ist der Verlauf der Verhandlungen stark komprimiert und retouchiert! Vermutlich weil man im Großen Hauptquartier — in erster Linie galt das vom Zaren Alexander — Bernadotte als Autorität hoch schätzte. Im übrigen stimmte Bernadotte nur ad hoc dem Vorschlag zu, über die Saale zu gehen, und zwar nur, um von dort aus über die Elbe zu retirieren! Scherr, III, S. 259/62, Pertz, III, S. 441/42, 446, 560.— Was allgemein das Verhalten Bernadottes betrifft, so vermerkt dazu M. Braubach in B. Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, III, 1962, S. 84: „Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auf die Zurückhaltung des an sich fähigen Strategen neben der ihm eigenen Vorsicht auch politische Gründe einwirkten: er wollte sich keiner Niederlage aussetzen, im Hinblick sowohl auf die Möglichkeit, in Frankreich an Stelle Napoleons zu treten, als auch auf die

Sicherung seiner Stellung in Schweden.“ — Nun aber konnten die Alliierten von ihrem Verbündeten verlangen, daß er dem Trachenberger Kriegsplan vom 13. 7. 1813 gemäß, zur gegebenen Zeit offensiv vorgehen mußte! Hatte er doch selbst auf diesen Plan maßgebend eingewirkt, indem er bei den Verhandlungen — im Sinne der Napoleonischen „Niederwerfungsstrategie“ — betont hatte, daß das Ziel des Vorgehens das Zelt des gegnerischen Feldherrn sein müsse. Aber hernach hatte ihm der „Ermattungsstrategie“ Moreau „dringend geraten, nicht dem Trachenberger Plan gemäß, die Offensive zu ergreifen, da seine Operationslinie zu wenig gestützt sei“ (H. Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, IV, 1962, S. 500/501, Scherr, III, S. 174).

5) Bereits um 3 Uhr war Düben von den Franzosen besetzt, nachdem Blücher erst um 2 Uhr den Ort verlassen hatte! „Gneisenau blieb noch mit Schreiben beschäftigt in seinem Quartier zurück. Plötzlich hörte man auf der Straße fliehende Kosacken, und der Ruf erscholl, französische Kavallerie sey in der Stadt. Wir warfen uns rasch auf die Pferde . . . und verdankten es deren Schnelligkeit, daß wir noch vor den hinter uns her reitenden Feinden den Ausgang der Stadt erreichten“, vermeldet Gneisenaus Adjutant General v. Stosch (Droysen, II, S. 203, Pertz, III, S. 439/40).

6) „. . . wobei auf dessen Wohlergehen manch volles Glas geleert ward“ (Richter). Allerdings „meinten manche es so gut, daß sie, als wir marschierten, noch betrunken waren“, vermerkt Victor von Oertzen in seinem Tagebuch (S. 167).

7) „Es dunkelte bereits“, schreibt Saefkow (S. 55), „als wir einzogen, die guten Halenser hatten aber überall Lichter vor die Fenster gestellt, eine Menschenmasse begleitete uns, und ein hübsches Mädchen reichte mir freundlich ein Glas Liqueur und ein Stück Pflaumenkuchen aufs Pferd, welches mir vortrefflich mundete und gut bekam.“

8) Napoleons Verhängnis sollte es sein, daß er Dresden als Rückhalt nicht aufgeben wollte und daß er einen von ihm gelegentlich erwogenen Plan, über die Saale zurückzugehen, verwarf. „Aber in der Lage des Kaisers“, bemerkte Yorck von Wartenburg (II, S. 305), „war es doch vielleicht nicht möglich, diesen weisen und vorsichtigen Plan auszuführen. Er, der glückliche Soldat auf dem Throne, konnte nicht, wenn es auch militärisch besser war, ungestraft zurückweichen, Länder aufgeben . . . Außerdem wäre es eine starke Ermutigung für die Verbündeten gewesen, die vor einer großen Schlacht immer eine gewisse Scheu bewahrten und Alles durch Märsche und Gegenmärsche hatten erreichen wollen, wenn jetzt ganz Sachsen ohne Schlacht als Gewinn eines strategischen Manövers in ihre Hände fiel.“

9) „Als in dem beim General v. Blücher eingegangenen Operations- und Schlachtplan es am Schlusse hieß: ‚Der General v. Wrede marschirt mit 30 000 Baiern und 20 000 Österreichern auf Würzburg‘ . . ., rief Blücher ‚Da kömmt der Schwerenöther doch eher an den Rhein als wir!‘“ (Milarch, S. 115, Anm.). — Sowie man in Bayern merkte, daß Napoleons Stern unterzugehen drohte, hatte man bereits im Verlaufe des Sommers geheime Verhandlungen mit Osterreich gepflogen. Diese wurden gekrönt durch den zwischen einem österreichischen Bevollmächtigten und dem Feldmarschall Grafen Wrede am 8. Oktober zu Ried abgeschlossenen Vertrag: Bayern verließ den Rheinbund und ging mit seinen Truppen zu den Verbündeten über. Dafür wurde Bayern — und ebenso den übrigen in Zukunft von Napoleon abfallenden deutschen Staaten — die Selbständigkeit und den Landesherrn die volle Souveränität garantiert! — Ein Vertrag, der „alle Hoffnungen der deutschen Patrioten auf eine einheitliche oder auch nur annähernd einheitliche Gestaltung ihres Landes zunichte machte“ (Scherr, III, S. 246)!

10) Nach der Schlacht bei Groß-Görschen befahl der fromme König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, daß morgens und abends von seinen Truppen ein Choral gesungen werden sollte.

11) Das Folgende nach: Droysen, II, S. 212 ff., Yorck von Wartenburg, II, S. 315 ff., Pertz, III, S. 453 ff., Scherr, III, S. 268 ff.

¹²⁾ „Der Mangel an einheitlicher Führung — denn Schwarzenbergs Hand war eine biedermännische — keine stählerne — und die glänzende Unfähigkeit von mehr als einem General, die schlimmen Folgen eines schlechten Schlachtplans und die lose, verzettelte Ausführung desselben, alle diese Nachteile wurden aufgewogen durch die Einsicht einzelner Führer sowie durch den heldischen Geist der Truppen, welche naiv genug waren zu glauben, es sei wahr und ernst gemeint, wenn ihnen Generalissimus Schwarzenberg, welcher es übrigens für seine Person wahr und ernst meinte, in seinem Tagesbefehl vom 15. Oktober zugerufen hatte: ‚Ihr kämpft für die Freiheit Europas! Wie mögen die Franze, die Metterniche und die Gentze höhnisch den Mund verzogen haben, als sie diese Phrase zu Gesichte bekamen!‘ (Scherr, III, S. 270).

¹³⁾ Yorck von Wartenburg bemerkt mit vollem Recht (S. 306/307, 315): „Es war im entscheidenden Augenblick ein vollständiger Bruch mit den großen Grundsätzen, die seine Erfolge begründet hatten. Er bewahrte eine Nebensache, Dresden, während es sich jetzt um die Hauptsache, um einen großen Sieg, handelte. Dresden wäre ihm nach einem solchen von selbst wieder zugefallen.“ — Dabei hatte Napoleon wenige Tage zuvor seinem General Saint-Cyr „so überzeugend die Gründe auseinandergesetzt, warum er diese beiden Korps mit sich nehmen müsse! — Nicht einen Fehler des Feldherrn haben wir in diesem Festhalten Dresdens zu sehen, sondern die unnachgiebige Hartnäckigkeit des Herrschers, die nicht zulassen will, daß er genötigt sein könne, irgend etwas aufzugeben . . .“.

¹⁴⁾ Vgl. auch Droysen, II, S. 231.

¹⁵⁾ Den 15 000 Mann Langerons standen nur 4000 Franzosen gegenüber, die allerdings „mit der äußersten Hartnäckigkeit sich behaupteten . . ., endlich doch . . . geworfen, kehrten sie sofort wieder um zum lebhaften Angriff; und da sich zugleich von Dübén her eine bedeutende Kolonne in Anmarsch zeigte — 4000 Mann —, . . . gab Langeron es auf, weiteres zu wagen; und damit war nicht bloß sein Korps hier gefesselt, sondern dem Blücherschen Hauptquartier schien es auch notwendig, Sackens Korps . . . für mögliche Fälle zurückzuhalten“. — Nur schwache Kräfte des Korps wurden „über Lindenthal hinaus vorgeschoben; befohlen wurde auch, daß St. Priest mit seinen 36 Zwölfpfündern in diese Lücke einrücken und den rechten Flügel der feindlichen Linie brechen sollte; sie kamen aber nicht“ (Droysen, II, S. 211/22). — Nach Müfflings Angaben (s. Anm. 23) war es aber nicht Sackens Schuld, wenn er nicht rechtzeitig bei Möckern eintraf!

¹⁶⁾ Vgl. auch Pertz, III, S. 457.

¹⁷⁾ Es sei verwiesen auf Droysen II, S. 216 ff.

¹⁸⁾ Das Litauische Dragonerregiment gehörte zu der Reservekavallerie des Yorkschen Korps, die von Oberst von Wahlen-Jürgaß kommandiert wurde. Die Litauer wurden, ebenso wie die Westpreußischen Dragoner und das Neumärkische Landwehrekavallerieregiment, erst nach den Strelitzer Husaren eingesetzt. Die Litauer kamen Sohr zu Hilfe, als er von feindlicher Kavallerie bedrängt wurde. Sie hatten auch so erfolgreich auf feindliche Kolonnen ein, daß sie wankten . . . „Nur eine blieb fest und unerschütterlich, erwartete den Angriff mit gefällttem Bajonett. Galopp wurde geblasen, da sprengte General v. Yorck durch die Mitte des Regiments vor unsere Front: ‚Drauf, drauf, alte Litauer — haut sie nieder! Die noch, und alles ist unser!‘ Der Angriff begann unverzüglich, im ersten Anlauf war die Masse durchbrochen, als sich Gardemariniers uns entgegenstellten . . .“ Auch diese wurde mit Hilfe von anderer Kavallerie und von schlesischer Landwehrintanterie unter Oberst von Welzien in einem wütenden Nahkampf überwältigt. Droysen, II, S. 228/29, z. T. nach dem Tagebuch eines Litauers.

¹⁹⁾ Droysen, II, S. 226. — Er unterbricht nun die Darstellung der letzten Phase des Kampfes auf dem rechten Flügel des Yorkschen Korps. So kommt es, daß Einsatz bzw. Kampf der Strelitzer Husaren hier abgebrochen wird und erst wieder auf S. 228 kurz

gestreift wird! — D. schildert nun auf S. 226/28 Vorgehen und Kampf der Brigaden Horn und Hünnerbein auf Yorcks linken Flügeln. Hier hatte „der alte Horn“ sich wieder an die Spitze seiner Bataillone gesetzt, und diese hatten „ohne einen Schuß zu tun“, trotz heftigem Kartätschfeuer die feindlichen Batterien überwältigt. Gleichfalls im Bajonettkampf waren von Hünnerbeins kühn vorgehenden Bataillonen, trotz schwerster Verluste, die feindlichen Karrees auseinandergesprengt worden. — Yorck erhielt die Nachricht von dem totalen Sieg seines linken Flügels in dem Augenblick, als er das Signal zum letzten allgemeinen Angriff gegeben hatte.

²⁰⁾ D. h. nach den Brandenburger Husaren des Majors von Sohr kamen die Mecklenburgischen Husaren und die Ostpreussische Nationalkavallerie zum Einsatz, und zwar vor den Brandenburger Ulanen und Schlesischer Landwehrkavallerie. Diese Darstellung ist hier und im folgenden unklar bzw. zu beanstanden, s. Anm. 21.

²¹⁾ Die Hauptsache, daß, wie wir in VIII, f, 2 sehen werden, die Strelitzer Husaren ein ganzes Gardemarine-Regiment vernichten, wird von D. nicht erwähnt!

²²⁾ Droysen, II, S. 234.

²³⁾ Bericht Müfflings in Blüchers Generalstab in dessen Akten bei Pertz, III (Beilagen), S. 725/26. — Einleitend heißt es: „Die Schlacht von Möckern . . . würde das glänzendste Resultat gehabt haben, wenn die Disposition pünktlich ausgeführt worden wäre.“ — Zum Schluß bemerkt Müffling: „So wird das Schicksal der Schlachten oft von einer Meldung abhängig. — Hier traf diese Meldung um so viel zu spät ein, daß der General Sacken erst beim Einbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde . . . erschien. Es ist unaufgeklärt geblieben, wem die Schuld der Verspätung der Meldung zuzuschreiben ist.“ — Nach allen, im Verlauf des Feldzugs mit dem Verhalten Langerons gemachten Erfahrungen hätte man in Blüchers Hauptquartier nicht lange auf dessen Meldung warten sollen, sondern sich selbst rechtzeitig durch Offizierspatrouillen Gewißheit über die Lage auf dem Plateau verschaffen müssen, oder aber man hätte von vornherein Langeron „auf dem Halse sitzen“ sollen, wie das hernach (am 19. Oktober) der Fall war! — Sehr merkwürdig berührt es aber und ist bezeichnend für die „Objektivität“ von Heeresberichten jener Zeiten, wenn in dem 9. Armeebulletin der Blücherschen Armee „Langerons Anteil an der blutigen Schlacht des 16. Oktober wenigstens ebenso groß als der der Preußen erschien, und gegen jenen Husarenangriff Wassiltschikoffs am Morgen des 17.“ (s. unter VII f, 2) —, er gehöre zu den schönsten und klügsten des ganzen Kriegs“, „hieß es vor ihm — das, was bei Möckern geschehen war, völlig in den Hintergrund trat“. Da sich Yorck und das ganze Korps durch diese Art der Berichterstattung „tief gekränkt fühlen müsse“, richtete Oberstlieutenant von Zielinsky, Chef in Yorcks Generalstab, am 5. 11. an einen Adjutanten des Königs in diesem Sinne einen Brief, in dem er den wahren Sachverhalt darlegte, wobei Z. hervorhob, daß er wisse, daß Oberst von Müffling der Verfasser der Heeresberichte sei, dessen Abneigung gegen Yorck bekannt wäre (Droysen, II, S. 243/44). — Hiervon abgesehen wird M. jetzt, wie schon früher, es für angebracht gehalten haben, den Anteil der Russen so hervorzuheben, um ihrem starken Geltungsbedürfnis entgegenzukommen und um sie bei der Stange zu halten, denn für so manche von ihnen war der Befreiungskrieg erledigt, als Napoleon 1812 den heiligen Boden Rußlands in voller Flucht hatte verlassen müssen!

Manchem jungen Deutschen ist nicht aufgegangen, daß die Vaterlandsliebe zur Humanität, zum wahren Menschsein gehört. Eugen Gerstenmaier (1964)

Einsamkeit

Und Tage sind: so wie ein Kranichzug
Auf ödem Herbstfeld vor den Winterstürmen,
Wie Stunden, die in ewig-gleichem Flug
Abfallen von den nebelfeuchten Türmen,

Wie Warten in dem tiefverschneiten Park
Auf Eine, die nie kam, und wie ein Weinen
In Kindheitstagen, das sich scheu verbarg
Vor allen Großen, die so glücklich scheinen –

Wie Wandeln in der Dämmerung, die tief
Die Sterne niederbog und immer rief
Nach einer weichen Hand und unerkannt

In Nacht zerrann – und wie ein Morgen fahl
Durch Träume ging und dann ein neues Mal
Abschied und Sehnen an die Sterne band.

Fritz Hagemann

Die Kalkhorst mit dem Kronenberg

Im Süden von Strelitz liegt die Kalkhorst. Wenn einmal ein Sturm riesige Buchen entwurzelt, ist das aufgerissene Erdreich weiß mit Kalk durchsetzt. Auf der alten Schmettauschen Karte vom Jahre 1780 ist in der Kalkhorst noch ein Kalkofen verzeichnet. Die Kalkhorst war damals nahezu eine Insel, umgeben von dem kleinen und dem großen Trebbower See und der inzwischen zu Wiesen gewordenen Stendlitz. Als Kinder konnten wir uns gleich „hinter der Bahn“ knapp 100 m vom letzten Haus des „Zickenurts“, des Wagenplatzes der Stadt – wo im Frühling und im Herbst auf dem Benzinschen Karussell mit seiner Drehorgel „dann und wann ein weißer Elefant“ unsere Träume erfüllte – die Schlittschuhe anschnallen und dann ungehindert bis an die Kalkhorst und hinauf auf den Trebbower See laufen.



Die Bürger von Strelitz schenkten ihrem Landesherrn, dem Herzog, der einmal vom Schloß in Strelitz aus – bis es um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Raub der Flammen wurde – das Land regierte, die Kalkhorst. Die herzogliche Regierung errichtete darauf in der Kalkhorst eine Revierförsterei und sorgte, daß der Wald gehegt und gepflegt wurde. Gräben durch die morastigen Flächen ermöglichten im Laufe der Zeit überall die forstliche Nutzung.

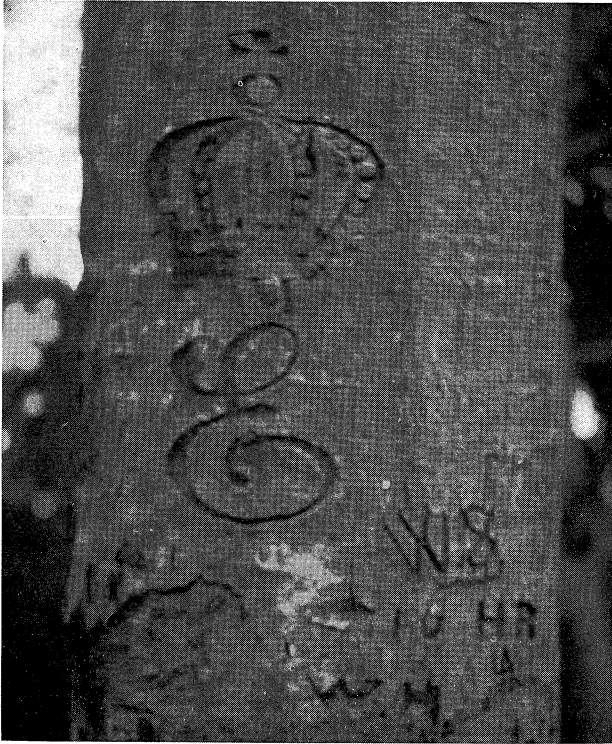
Bei jeder Stadt, ach, wohl bei jeder menschlichen Ansiedlung, gibt es wie für die Liebenden geschaffene Aussparungen des rein Nützlichen und Zweckmäßigen. In Woldegk ist es der Fliedergang (de Fleeragang), meine Mutter erzählte vom

Franzosensteig an der Schloßkoppel und dem Zierkersee; in Strelitz ist es der Jungfernstieg, durch den der Weg in die Kalkhorst führt. Es mag so scheinen, als ob in unserer Zeit die Liebenden kaum noch von Goethes

All das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen

angerührt werden; aber wenn es so ist, so war es am Ende zu keiner Zeit anders.

Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blind
klagte auch schon Schiller.



Ich kann mir kein Liebespaar in Strelitz denken, das nicht trachtet, bald von der Kalkhorst schützend aufgenommen zu werden; der Kalkhorst mit ihren riesigen Buchen, den weiß leuchtenden Birken, den Eichen und Fichten, ihren Lärchen und Douglas-Tannen. Zu Ostern blühen hier die Öschen und der Wind dreht um ihre Stengel die zitternden Köpfchen der Anemonen. Himmelfahrt ist es der Waldmeister. Ich erinnere mich, daß wir uns fanden, Jungen und Mädchen, um ihn zu pflücken, um dann das ganze Jahr verstreichen zu lassen und uns erst wieder zu treffen im nächsten Frühling, wenn in der Kalkhorst der Waldmeister,

der Mörsch, zu finden war (war es nicht so, Titus?, und wer war es noch, Lieselotte und Olga und Irma?). Um Pfingsten blühen hier die Maiglöckchen, im ersten Sommer sind es die prächtigen Lupinen. Uns hielten nicht die Kreuzottern ab, die es in der Kalkhorst gibt, sie halten auch nicht die Beerenpflücker ab, die nicht nur Blaubeeren, sondern die größeren Buhlbla(o)gen suchen. Es kam vor, daß ein Dachs vor uns über den Weg schlich, und daß im Bruch am See die Frischlinge nicht so schnell wie die Muttersau ins schützende Dickicht entkamen.

Und der Kronenberg! Der Revierförster Sonnenberg, so lebendig und lebensfroh wie in seinem Alter wir uns einen alten Forstmann gern vorstellen, erzählte: Der alte Großherzog Friedrich-Wilhelm mit seiner Frau Augusta, der stolzen Prinzessin von Großbritannien und Irland und Hannover, und der übrigen großherzoglichen Familie, dem damaligen Erbgroßherzog Adolf-Friedrich, dessen Frau Elisabeth, Prinzessin von Anhalt, und deren vier Kindern fuhren häufig in die Kalkhorst. Vierspännig, von Rappen gezogene Kutschen, Leibjäger vorauf, mit roten Jacken und weißen Hosen die Kutscher. Die Rast war am Kronenberg. Eines Tages mühten sich alle zaghaf, in die Rinde der dort stehenden Buchen unter einer Fürstenkrone ihren Namen zu ritzen. Diese Versuche wurden später von einem geschickten Freund verbessert, und in guter Form wurden Kronen und Buchstaben tiefer eingestanz.

Die Zeit verging. Friedrich-Wilhelm folgte sein Sohn als Adolf Friedrich V. in der Regierung, und als dieser im Sommer 1914 starb, bestieg sein ältester Sohn als Adolf Friedrich VI. den Thron, der dann im Februar 1918 durch den Tod dieses Fürsten verwaiste.

Inzwischen sind alle acht, deren Namenszeichen unter den Kronen auf dem Kronenberg sich finden, verstorben. Die Bäume wuchsen und die Rinden vernarben und wölbten sich um die Einschnitte. „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ stoßen wir hier auf ihre Spuren. Hinter jedem Buchstaben steht ein Menschenschicksal mit seinem Glück und seinen vielen Tränen. Hin geht die Zeit! Wie den Menschen damals vergeht sie uns heute unter den Händen. Tröstlich erscheinen uns solche die Zeit überdauernden Spuren und seltsam, war sie ohne Tränen die Zeit ehemals, dann tropfen sie leicht reichlicher in ihre Spur. H. R.



Alles, was gegen das Gewissen geschieht, ist Sünde.

Thomas von Aquino

*

Das Berauschte am schlechten Geschmack ist, das aristokratische Gefühl am Mißfallen.

Dichtung und Schöpfung sind ein und dasselbe.

Guillaume Apollinaire (Der neue Geist und die Dichter)

Wilhelm Unger 1775-1855

Neffe von Wilhelm Tischbein

Hofmaler und Professor in Neustrelitz

Anhang IV (Zusatz), von Eckhard Unger

Anhang IV. Werke (Zusatz) übermittelt durch Architekt Wilhelm Saenger, Kassel, am 4. IX. 1964, als den Besitzer der Ölgemälde. Vgl. Heft 39.

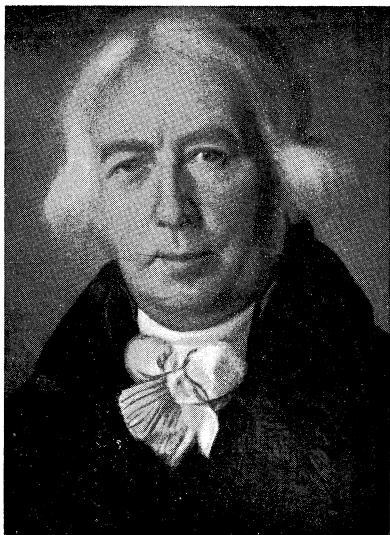
- Ö 40. Brustbild, Gesicht frontal, rasiert, seitlich weißes Seitenhaar Fr. David Saenger, Amtsrat: 8. VIII. 1751, Schwarzow/Stettin, gestorben 18. VIII. 1828, Schmölln/Prenzlau; etwa 68 Jahre alt, gemalt um 1818/19 H: 0,30 m; B: 0,35 m, unsigniert.
- Ö 41. Brustbild mit Haube mit Band unterm Kinn befestigt; Spitzenkragen Frau Henr. Sophie Saenger, geb. Kort.: 17. VIII. 1759, Stettin, gestorben 8. II. 1836, Schmölln; etwa 60 Jahre alt; Zeit und Maße wie Ö 40.
- Ö 42. Brustbild, Gesicht frontal, rasiert, dunkles Haar, Karl Ludwig Saenger, Amtsrat (Sohn von Ö 40), 6. XI. 1781, Parzow, gestorben 19. IX. 1840 Schmölln, Bild etwa 38 Jahre alt; Zeit und Maße wie Ö 40.
- Ö 43. Brustbild frontal, dunkles Haar, Spitzenkragen. Frau Henriette Friederike Saenger, geb. Bohm, (Gattin von Ö 42): 23. VII. 1792 Zellin/Oder, gestorben 9. IX. 1875 Prenzlau, Bild etwa 27 Jahre alt. Zeit und Maße wie Ö 40.
- Ö 44. Gesicht frontal, kurzer Backenbart, rasiert, sonst wie Ö 9, aber andere Behandlung des Schlipfes: F. W. Buttell signiert: W. Unger: H: 0,32 m, B: 0,25 m.
- Ö 45. Junges Mädchen, Gesicht, rechtshin, glattes Haar, dunkel, leichtes Kleid, weiß, mit Spitzenumhang, Halskette mit Kreuz. Rechts: Säule und dunkler Vorhang, geöffnet nach Aussicht rechts auf zwei städtische Gebäude. Ovalrahmen: H: 0,30 m, B: 0,25 m. Vgl. hierzu Ö 17 — Tochter des Baurats Buttell: Mathilde Caroline Dorothee Saenger, geb. Buttell: 15. VI. 1828 Neustrelitz, gestorben 13. IV. 1882 Schmölln/Prenzlau. Gemalt um 1848.



*Friedrich Wilhelm Buttell
(Ober) Baurat (Ö 44)
(Spezialbild)*



*Mathilde Carol. Dorothee Saenger
geb. Buttell (45)*



*Fr. David Saenger
gemalt um 1818/9 (Ö 40)*



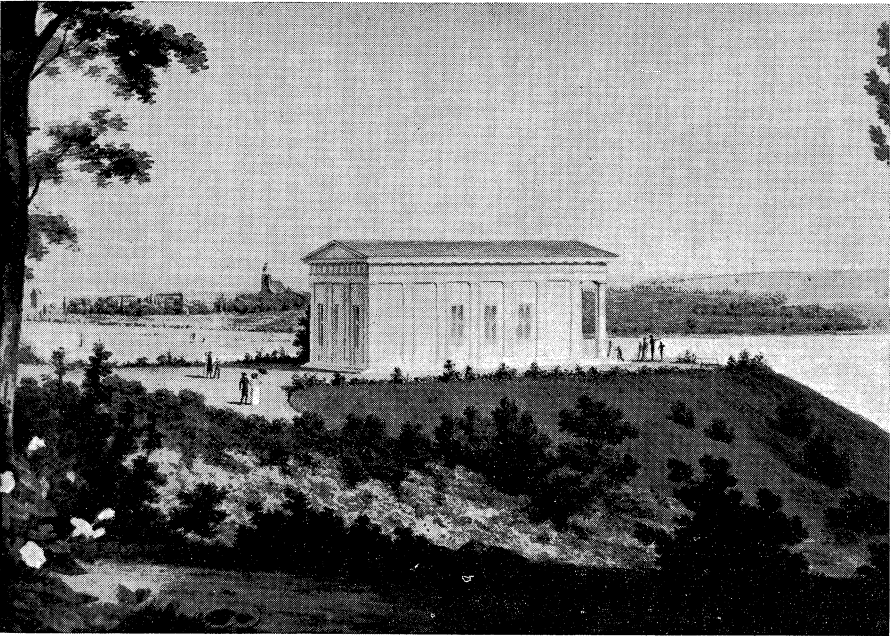
*Henriette, Sophie Saenger
geb. Kort, um 1818/9 (Ö 41)*



*Karl Ludwig Saenger
gemalt um 1818/9 (Ö 42)*



*Henriette Friederike Saenger
geb. Bohm
gemalt um 1818/9 (Ö 43)*



Neubrandenburg und Belvedere (Z 24)

Daß wir zu uns selber, als Volk, wieder heimfinden: zu einem weder verschwärmten noch verzerrten Bewußtsein unsrer Art, Kultur, Geschichte, zur Wahrheit unsres Wesens — das ist für uns die dringlichste aller Aufgaben. Es wird sich erweisen, daß es auch keinen Weg als diesen gibt, das Vertrauen unsrer Nachbarn zurückzugewinnen. „Wer seid ihr?“ fragen sie uns. Spüren wir nicht, wie diese Frage, auch wenn sie nicht laut wird, von allen Seiten uns entgedringt?

Bernt von Heiseler (Vaterland — nicht mehr Mode?)

Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (III)

Von Ulrich Fischer

Malchin im 14. Jahrhundert

Gesichtspunkte bei der Anlage der Stadt.

In Mecklenburg haben von den 52 Städten 44 Städte ihr Stadtrecht im 13. und 14. Jahrhundert (Schwerin bereits im 12. Jahrhundert) erhalten; 37 davon allein im 13. Jahrhundert (in Pommern und der Mark liegen die Dinge ähnlich). Es sind durch einen Willensakt des Landesherrn entstandene Gründungen, meistens „aus frischer Wurzel“.

Bei Malchins Gründung „in einer weiten Einöde“ haben offensichtlich strategische Überlegungen mitgesprochen: Sicherung des neuerworbenen Landes Circipanien gegen Pommern. Das Defilee der Peene mit den beiden großen Seen, dem Kummerower und Malchiner, und den dazwischen liegenden weiten Moorflächen bildet auf 40 km von Demmin bis zum Südwestende des Malchiner Sees eine natürliche Barriere, die nur bei Malchin einen Übergang zuläßt, der aber leicht verteidigt werden konnte.

Neben der Absicht des Landesherrn, hier ein Bollwerk gegen Osten zu errichten, ging sein Bestreben dahin, einen Handelsort zu schaffen, der ihm reichliche Einkünfte versprach. Er sparte daher auch nicht mit Privilegien an die Einwohner, um weiteren Zuzug anzulocken. Deutlich ist auch sein Bestreben, alle neuen Kolonialstädte in seinem Lande mit einheitlichem Recht auszustatten.

Die fürstliche, landesherrliche Abgabe für Grund und Boden in den Städten hieß die Örbör (von böhren = heben; Erböörung = Erhebung). Sie wurde von der Stadtverwaltung wahrgenommen und von den grundbesitzenden Bürgern erhoben. Sie war so verständlich, daß sie meist gar nicht erwähnt wurde. In Malchin kommt sie nur einmal in der Urkunde 2808 vor.

Stadtplan

Ein Blick auf die Meßtischblätter zeigt bei Malchin — und noch schöner bei der benachbarten Stadt Neukalen — die typische Anlage dieser Kolonialstädte im Wendenlande: der Marktplatz ist ein fast quadratisches Rechteck und liegt in der Mitte der fast kreisförmigen Stadt. Auf ihm schneiden sich, ein regelmäßiges Kreuz von 500 m Länge und Breite bildend, die von Süden nach Norden und von Osten nach Westen laufenden Hauptstraßen, die wieder von parallelen Nebenstraßen begleitet werden. Die Kirche, früher umgeben von einem Friedhof, liegt als besonderer Block neben dem Markt.

Schutz der Stadt nach außen

Die abgesteckte eiförmige Stadtfläche wurde zunächst mit Wall und Graben oder einer Pallisadenwehr umgeben. Später ging man an die Errichtung der Mauern, Tore, Türme und des Rathauses. Wenn hierzu auch einige Jahrhunderte benötigt wurden, so ist doch die ständige Arbeit, die daran geleistet werden mußte, in Anbetracht der geringen Einwohnerzahl ganz beachtlich und einer näheren Würdigung wert.

Der Bau der Stadtmauer

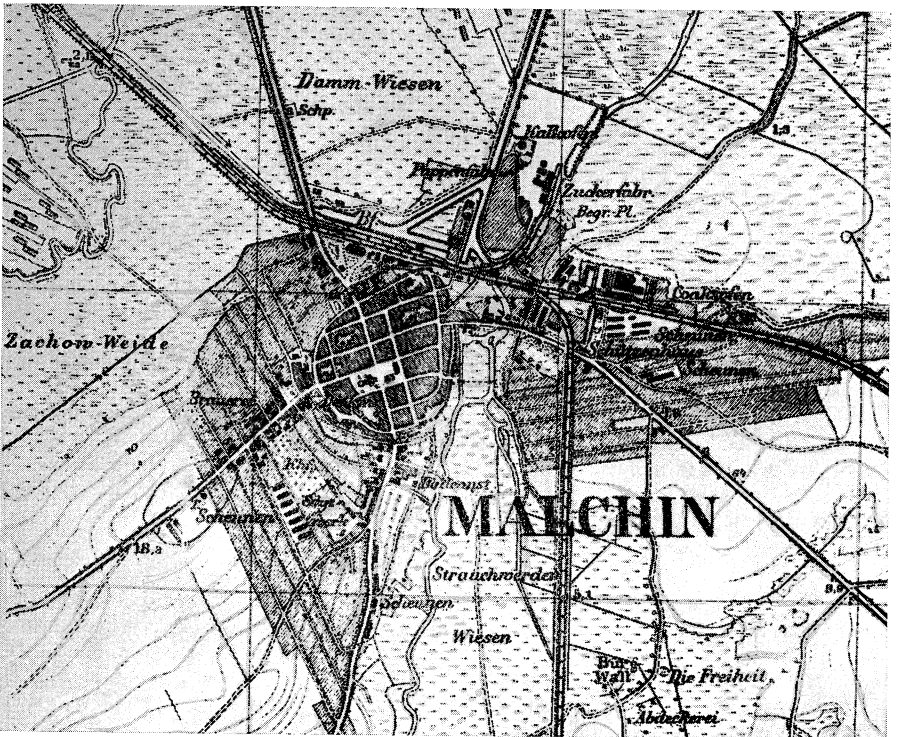
Die gewaltige Leistung unserer Vorfahren sei an dem Beispiel der Stadtmauer klargemacht.

Ihr Umfang ist, grob gerechnet, 2000 m; bei einer durchschnittlichen Höhe von 6 m und einer mittleren Stärke der Mauer von 1 m waren also 12 000 cbm Mauerwerk zu mauern. (Der Stadtplan von 1727 zeigt außerdem noch 17 Vorsprünge und Einbuchtungen in der Stadtmauer.)

Für den cbm wurden etwa 300 Ziegel des alten Klosterformates von $27 \times 12 \times 8 \text{ cm}^3$ benötigt, die ca. 780 Liter im cbm ausmachen; der Rest von 220 Litern entfällt auf den Mörtel. Das heißt also, daß man im Laufe der Zeit ca. 3,6 Millionen Ziegel und 3000 cbm Mörtel herstellen und verarbeiten mußte.

Ziegeleien gab es bei Gorschendorf, Pisede, am Nordwestrande des Kallenschen Holzes, bei Gültitz und Remplin. Welche Ziegelei in den einzelnen Jahren gerade Ziegel geliefert hat, wird sich kaum feststellen lassen, da eine Ziegelei nach Erschöpfung des Tonlagers aufgegeben und an anderer Stelle eine neue errichtet wurde. So war z. B. eine Ziegelei auf dem Kornbring nur einige Jahrzehnte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Betrieb. Ähnlich so wird es sich mit der Ziegelei im Hainholz bei der Nachtkoppel verhalten haben.

Die Ziegler des Mittelalters (tegeler; tegheler; Zieglermeister-magister lapiscidarum) brannten die luftgetrockneten Ziegel in kleinen Ziegelöfen, die in den Urkunden fornaces laterum genannt werden, zu harten Ziegeln (later, lateris).



Den Kalk brannte man wahrscheinlich bei Gielow, wo ja ein größeres Vorkommen von Cenoman-Kalk die Gewinnung erleichtert, aber auch bei Basedow, Marxhagen, Leuschentin usw. Das Maß des gebrannten Kalks (cimentum, cementum, sementum oder calx) hieß „mund“ oder „munt“. Aus einem Wismarschen Stadtbuch des 14. Jhdts. kann man ersehen, wieviel Mark Lübisich damals „duo mund cementi“ kosteten. (Ziegelsteine und Kalk brannte man meistens in ein und demselben Ofen.)

Für das Brennen der Ziegel und des Kalks wurden enorme Mengen von Holz und Torf benötigt, die in mühevoller Arbeit gewonnen werden mußten. In den Stadtbüchern verschiedener Städte Mecklenburgs finden sich Belege darüber. Aus der „Malchiner Chronik“ könnte man entnehmen, daß das Torfstechen dort erst in neuerer Zeit in Schwung kam. Aber in verschiedenen Stadtkassen (arca; archa; auch Kiste) finden sich noch Rechnungen aus dem frühen Mittelalter über gelieferte Torfsoden (cespites oder caespites; auch ausgestochene Rasenstücke), die zu 1000 Stück geliefert wurden. Malchin wird da kaum eine Ausnahme gemacht haben.

Die Maurer (lapicidae; lapiscidae, auch = Steinmetzen) vermauerten ihre Ziegel (lapides murales) im frühen Mittelalter im polnischen und wendischen Verband, die beide gotisch sind. „In Mecklenburg ist der wendische (2 Läufer, 1 Binder) der ältere; er war herrschend in den „wendischen Städten“ an der See; der sogen. polnische Verband (1 Läufer, 1 Binder) ist der nachfolgende (Schlie).“

Ein Teil des Baumaterials bestand aus Natursteinen, die die Eiszeit in reichlichem Maße auf der Malchiner Feldmark hinterlassen hatte. Das Roden, Heranfahren, Behauen und Vermauern dieser Feldsteine war nicht leichter als die Herstellung von Tonziegeln. Bei dieser gleichzeitigen Säuberung des Ackers von Steinen wird wohl manches Hünengrab für immer mit verschwunden sein.

Nach Berichten aus anderen Städten pflegte auch öfter ein Teil der schlecht gemauerten oder fundierten Mauern einzustürzen, wodurch wieder zusätzliche Mühen entstanden.

An der Herstellung und dem Transport des Baumaterials waren möglicherweise auch Fuhrwerke der Darguner Kloostergüter beteiligt, wenn auch die Hauptlast sicher den Malchinern zufiel.

Zum Bau der Mauer kamen noch umfangreiche Erdarbeiten, um die Mauern mit Wall und Graben zu umgeben, wahrscheinlich auch, um streckenweise den Lauf der Peene umzulenken.

Die Stadtflur

Zum „Weichbild“ gehört die Stadtflur mit ihren Äckern, Wiesen, Weiden, Brüchen und Wäldern. Da bei der Gründung Malchins in menschenleerer Einöde Land in Hülle und Fülle zur Verfügung stand, und den Stadtgründern überlassen war, die Grenzen der Feldmark selbst zu bestimmen, hatten sie die Grenzen des Malchiner Ackerlandes nach Basedow und Scharpzwow hin gleich 4 km von der Stadt entfernt abgesteckt, weiter, als sie bei der geringen Einwohnerzahl in absehbarer Zeit völlig nutzen konnten.

Von einigen Städten wissen wir die Hufenzahl, die sie bei ihrer Gründung erhielten: Malchow 40; Plau 40; Stavenhagen 71. Von Malchin wird berichtet, daß es alles die Stadt umgebende Land als Ackerland erhielt.

So mag es sich erklären, daß 1247 die Malchiner Pfarre mit nicht weniger als 17 Hufen dotiert wurde, während z. B. im Bistum Ratzeburg die Dotation der Pfarren im Durchschnitt nur 2 Hufen betrug.

Die Einschränkung in den Satzungssätzen, daß niemand der Kirche Land vermachend dürfe, traf daher die Malchiner Kirche kaum. Sie blieb bis in die neueste Zeit eine der reichsten im Lande.

Die Begrenzung der Stadtflur

Die gewählten Grenzen der Feldmark mußten, schon aus juristischen Gründen, für jedermann sichtbar für alle Zeiten bezeichnet werden, durch Gräben, Hecken, Baumreihen usw. Wie wir aus vielen Urkunden des 13. Jahrhunderts des Klosters Dargun wissen, wurden für die Festlegung der Gemeindegrenzen der vielen Klostergüter markante Punkte im Gelände schon in slawischer Zeit benutzt, z. B. große Eichen, die vom Blitz getroffen oder mit Kreuzen gekennzeichnet waren, die sogenannten „Herzogseichen“; oder Bachläufe oder große Steine, die vielfach ausdrücklich als Hünengräber, „sepulcra antiquorum“ oder slawisch als „mogili“ (wie sie z. B. auch im heutigen Russisch noch heißen) bezeichnet werden. Ähnlich wird es auch bei der Malchiner Stadtgrenze gewesen sein. Leider sind diese Grenz-Hünengräber ebenso wie die über die Feldmark zerstreuten, die es nach den Funden von Beigaben sicher gegeben hat, längst durch unsere ordnungswütigen Malchiner Ackerbürger beseitigt worden.

Eine Eigenart der Malchiner Feldmark ist ihre Umrahmung mit einem breiten Grünstreifen, dem „Rähmel“, der sich wie eine dicke Raupe durch die Landschaft zieht. Die Mitte des innen verlaufenden Doppelgrabens bildet die eigentliche Grenze, wie man an den Basedower Granitsäulen aus dem 19. Jahrhundert mit der Inschrift: „1 Ruthe von der Gränze“ ersehen kann. Der Graben ist auf beiden Seiten mit dichtem, fast undurchdringlichem Gebüsch aus Schlehdorn, Rot- und Weißdorn, Haseln und allen möglichen sonstigen Laubbaumarten bestanden. Anders als die Knicks in Schleswig-Holstein dient der Rähmel nicht zur Holzgewinnung, wie man an dem z. T. sehr alten Baumbestand erkennen kann. Einige riesige Eichen am Basedower Scheidegraben stammen noch aus der Zeit, als das Land von deutschen Siedlern besetzt und Malchin gegründet wurde!

Am Rande der Malchiner Feldmark besteht ein Rähmel gegen Basedow noch auf gut einen Kilometer, wenn auch z. T. schon gelichtet; gegen Dukow und Scharpzw auf über 2 km. Das anschließende Stück von 3 km Länge gegen das früher preußische Leuschentin ließ bald nach 1900 der Baron von Maltzahn auf Leuschentin in mühevoller Arbeit abholzen, weil trotz wiederholter Warnung die Wilddiebereien Malchiner Bürger aus diesem Dickicht heraus nicht nachließen. Die Malchiner Seite war oder wurde dann auch beseitigt.

So entstand nach fast 700jähriger Dauer ein unersetzlicher Verlust für die Landschaft. Nicht nur für das Auge, das sich nun nicht mehr an den prächtigen Grenz-Eichen erfreuen konnte, die über den Rähmel hervorragten, sondern auch vom praktischen Gesichtspunkt her. Denn die Rähmel bilden, was viele nicht bedenken, wertvolle Oasen in der landwirtschaftlichen Monokultur und erfüllen eine wichtige Aufgabe für den Bestand der einheimischen Tierwelt, namentlich als Vogelschutzgebiet, aber auch als Schutzwall gegen ausdörende Winde. (In hannoverschen Sandgebieten hat man erst vor wenigen Jahrzehnten mit vielen Kosten solche Rähmel angelegt und dadurch den Grundwasserpegel zum Nutzen höherer Erträge gehoben.)

Auffällig ist die Tatsache, daß an den Ausläufen der Rähmel ins Wiesenland, von wo ab nur einfache Gräben und Baumreihen die Grenze bilden, bei Dukow, Leuschentin und Basedow, *Quellen* hervortreten, die bei der Grenzfestlegung wohl auch eine gewisse Rolle gespielt haben mögen.

Die Kultivierung der Feldmark begann zunächst mit der Beseitigung des Buschwerks und des Unkrauts, namentlich des „Brombeergestrüpps in der Einöde“, von dem in den Urkunden des Klosters Dargun zu Beginn der deutschen Kolonisation vielfach die Rede ist, später mit der Fortschaffung großer aus der Erde ragender Steine, die das Pflügen hinderten — wobei wohl auch manches Hünengrab dran glauben mußte —; doch auch nachher noch wurde die Erdoberfläche weiter umgestaltet. So sind auch nach und nach die vielen aus der Eiszeit stammenden Wasserlöcher, die „Sölle“, offen oder vertorft, verschwunden, von denen die Flurkarten um so mehr aufweisen, je älter sie sind. Sie wurden drainiert und zugepflügt. So kann sich der Verfasser dieser Zeilen noch gut der Wasserlöcher an der Stavenhäger Chaussee in der Nähe des leider beseitigten alten Meilensteines (ca. 200 m vor der Abzweigung der Wege nach Leuschentin und der Krebismühle) an der Stelle, die auf alten Flurkarten mit „In der faulen Brück“ bezeichnet wird, erinnern, die die Malchiner Jugend noch nach 1900 mit „Pumpäseln“ versorgte, deren Stelle heute aber vom übrigen Ackerland nur noch durch etwas dunklere Färbung unterschieden ist.

Innerer Ausbau der Städte

Nach der Zeit der Landnahme und der Gründung von Dörfern und Städten entwickelten sich die Städte immer mehr zu Zentren und Pflanzstätten deutschen Wesens.

Neue Familiennamen

Neue deutsche Familiennamen bildeten sich, z. B. solche mit den angehängten Verkleinerungssilben -ke (=chen) und -ing. Personennamen, die auf die Herkunft der Siedler hinweisen, gehören wohl zu den älteren dieser Art, als die Angabe des Heimatlandes für die Umwelt noch von Interesse war und der Benannte noch an sein Herkunftsland dachte. Dazu gehören Namen wie: Bremer, Behm oder Böhm, Sass (Sachse), Freese (Friese), Flemming, Westfal (verschieden geschrieben; wohl am häufigsten), Meißner, Herzer (Harzer), Wendland, Oldenburg, Franke, Warnemünde, Brunswick, Holstein oder Holste, Dähn, Schweder, Soestmann, Hagen (von der Stadt Hagen; aber auch andere Deutung möglich), Döring (Thüringer), Pommerening u. a.

Doch auch besondere Merkmale gaben Anlaß zur Namensgebung, so z. B. bei: Blank, Witt, Schwarz, Greve (der Graue oder Grave), Luchterhand (Linkerhand), Scheel (lat. luscus = einäugig, schielend), Hinkfoth (überliefert ist ein sutor claudicans = hinkender Schuster), Dove (sardus = taub), Rohde, Rotermann.

Hierher gehören auch die wohl spaßig gemeinten Vergleiche mit Tieren: Baars, Hingst, Krohn (= Kranich), Wulf, Haase, Duve (Tauben), Reinecke (niederdt. Koseform von Reinhard, aber auch Tierfabelname in „Reinke de Vos“ von 1498), Voss usw.

Die bisher erwähnten Namen finden sich alle in alten Malchiner Urkunden, in der „Chronik“, auf Grabsteinen, Flurkarten der Stadt u. dergl.

Eigentliche „Ökelnamen“ oder Spitznamen, wie sie z. B. bei den Bauernschiffen an der Ostsee anzutreffen sind (wie: Pickhingst, Brathiering, Frettwurst, Puttfarken, Schneiwind = Schneidenwind oder Landstreicher, und andere) treten im Malchiner Bereich im Mittelalter nicht auf.

Naheliegender war ja die Namensgebung nach dem Gewerbe, das man betrieb.

Auf zwei Malchiner Flurkarten von 1727 sind von 228 als Ackerbesitzer angegebenen Personen allein 46 (= 20 %) nach Berufen benannt.

Die handwerklichen Personennamen gehen wohl mehr auf die Zeit zurück, als der Zustrom von Menschen aus dem Westen merklich nachgelassen hatte, und sich das Bürgertum in den Städten ausbildete, spezialisierte, zu Zünften und Gewerken zusammenschloß und sich innenpolitisch regte.

Trifft man heute auf eine Familie mit einem der obigen Namen in der Stadt, darf man nun nicht annehmen, daß ihre Vorfahren hier schon seit der Gründung der Stadt ansässig gewesen und geblieben sind. Vielmehr findet ein dauerndes Fluktuieren statt: Geschlechternamen kommen und gehen, einige sterben aus oder wandern ab, andere aus der Umgegend wandern zu. Es ist erstaunlich, wie stark schon der Zeitraum einer Generation die Einwohnerlisten verändert, ganz abgesehen von Kriegs- und Seuchenzeiten. Eine gewisse Beständigkeit findet man nur bei der Betrachtung eines größeren Raumes.

B e r u f e

Man ist überrascht, welche Vielfalt von Gewerben und handwerklichen Berufen bereits bis zum Jahr 1350 in einem Kreis um Malchin mit einem Radius von 7 Meilen = 2 Tagesreisen anzutreffen sind. Es sind über 100, von denen auch die lateinischen Namen bekannt sind, die alle anzuführen aber zu weit gehen würde.

Es ist auffällig, daß der Beruf des Arztes (= medicus, physikus) erst sehr spät erwähnt wird, trotzdem viel früher schon oft von Kranken (infirmi), Siechen (= elende seken), sogar Leprakranken (leprosi) die Rede ist, für die Pflegehäuser gebaut werden. Der Gesundheitsdienst lag wohl gänzlich in den Händen der Barbier und Bader, — und war wohl auch danach.

Auf dem Lande waren nur wenig Berufe zugelassen, wie Schlachter, Schuhmacher und Zimmerleute. Sonst waren dort nur die Bauern (= agricolae, villani, coloni) und die Kleinbauern oder Häcker, die nach ihrem Pflug, dem Haken (= uncus) so benannt wurden. (Die Hakenhufe, Hägerhufe oder wendische Hufe — mansus indaginis — hatte ca. 15 Morgen Land.)

Den ländlichen Berufen zuzuzählen sind wohl die feudalen Bezeichnungen: Ritter (= eques), Knappe (= famulus), Junker (= domicellus) und Vogt (= praefectus).

Die Geistlichkeit und die Mönchsorden in Stadt und Land warteten mit einer ganzen Reihe von Berufsbezeichnungen und Titeln auf.

Es ist nur natürlich, daß einzelne Gewerbe, die in einer Straße bevorzugt betrieben werden, dieser Straße ihren Namen geben, wie z. B. Schmiedestraße, Gerberhof, Goldschmiedegasse usw., wie es in vielen Städten der Fall ist.

Dafür ist Malchin offenbar immer zu klein gewesen. Es kann nur mit einem echten solchen Namen auftreten, der Halbtonnenstraße, nach dem Zunftzeichen der Böttcher. Allenfalls könnte man noch den Papenstieg dazurechnen.

Früher hat es allerdings auch eine Straße der Minderen Brüder (platea fratrum minorum, die westliche Schulstraße) gegeben. Die Strelitzer Straße hieß erst Judendann Doktorstraße, weil im 18. Jahrhundert ein Arzt dort wohnte. Nur wenigen ist wohl bekannt, daß die Verlängerung der Petersilienstraße, die Frohnstraße, im Volksmund immer "die Bädelle" hieß nach dem städtischen Büttel.

Hinweis auf slawische Bevölkerungsreste

Bei der Besiedlung des Wendenlandes waren die slawischen Einwohner keineswegs ausgerottet worden. Sie waren nicht ausgewiesen, sondern höchstens aus ihrer bisherigen Dorfflur auf benachbartes Ackerland umgesiedelt worden. Unter den alten Hufenbesitzern findet man daher eine ganze Anzahl wendischer

Namen. Die Überlegenheit deutscher Ritter zwang die wendischen, entweder unter die Zahl der Bauern zu gehen oder sich unter Änderung ihres wendischen in einen deutschen Namen in ihre Zahl aufnehmen zu lassen, so daß manche alten Adelsgeschlechter ihren Stammbaum bis ins Wendenzeitalter zurückführen können.

In den Städten fanden die Slawen nur wenig Aufnahme. Vielfach wurden sie auf bestimmte enge Stadtteile beschränkt, in Malchin auf den „Wendenhof“ (= Wendenhof) zwischen Schul- und Wargentiner Straße. Wahrscheinlich standen auch einige von Wenden bewohnte Hütten am Teichberg. Aber der Name „Kietz“ wie in Waren, Köpenick, Brandenburg und vielen anderen Orten ist für Malchin nicht überliefert. (Der Name kommt von dem slawischen „kieza“ = Fischerhütte; vgl. auch die Redensart: „Du denkst woll, ick bün up'n Kiez buren!“) Auf der Südostseite der Peene, zwischen Mühle und Schützenhaus, befand sich auch eine wendische Ansiedlung, von der wir sogar den Namen „Buwitz“ kennen. Es war wohl eine Station auf dem uralten Handelsweg von Demmin über Kummerow — Buwitz — und weiter nach Südwesten an die untere Elbe. Kummerow wird schon früh als slawischer Handelsplatz beschrieben. Es war im Mittelalter sogar ein „städeken“, eine kleine Stadt mit städtischer Verfassung. Buwitz wird wohl meistens zu Pommern gehört haben, denn die Grenze bildete ja die Peene, auf der die Demminer das Recht der Fischerei und der Schifffahrt bis an das Wasserrad der Malchiner Mühle hatten.

Die Wenden waren von den Zünften ausgeschlossen, betrieben nicht-zünftige Gewerbe wie das der Barbieri und Leineweber, mußten den Namen Wendt allein oder in irgendeiner Verbindung annehmen und unterstanden einem besonderen Vogt. Später verwischte sich dann im Laufe von Generationen der scharfe Gegensatz. Es finden sich dann urwendische Namen auch unter den Handwerkern.

Welche Namen wirklich wendischen Ursprungs sind, ist nicht immer leicht festzustellen. Da sich deutsche Siedler vielfach nach dem Siedlungsort wendischen Namens benannten, sind Familiennamen wie: Basedow, Gielow, Gülzow, Kummerow, Malchin, Rachow usw. keineswegs wendisch. Dagegen eindeutig slawisch sind Familiennamen wie: Stoisloff, Wilk und Wölky (weliki = groß; oder von Wulk = Wolf); Prast und Pragst (altslawisch prag = Heuschrecke); Stoll (stol = Tisch); Wüls (wilse = Ellern); Rattey (rataj = Ackermann;) Knese oder Kneese (russisch knjas = Fürst); dazu Wendt, Wendte, Wendeler usw.

Sehr groß scheint die Anzahl der im Deutschtum aufgegangenen Wenden nicht gewesen zu sein. Die Stadt war ja auch in „einer wüsten Einöde“ angelegt. Auf 2 großen Flurkarten von Malchin im Staats-Archiv Hannover von 1727 haben von den 479 aufgeführten Malchiner Ackerbesitzern nur 7, d. h. $1\frac{2}{3}\%$, Namen wendischen Ursprungs, nämlich: 2mal Kneese, Prast, Pragst, Wüls, Wendte, Wendeler. Alle anderen Namen sind offenkundig deutsch und 2 französisch. In der plattdeutschen Umgangssprache findet man heute nur noch sehr wenig Wörter slawischen Ursprungs wie: Duwock (Quecke); Lunk (Vertiefung, Delle, von lonka); Nörks (schwarzes Bleßhuhn von „norka“; kann aber auch mit „Neger“ zusammenhängen). Von Flurnamen ist nur „die Kriwitz“ bekannt, die Wiese vor dem Kummerower See, die sich von „kriwitj“ = sich krümmen ableitet und sich auf das Mäander der Peene bezieht.

Die Stadtverwaltung

Malchin war allem Anschein nach von den deutschen Ansiedlern durch die „Lokatoren“ gleich als Stadt geplant und dementsprechend angelegt und organisiert worden, bevor es das förmliche Stadtrecht erhielt.

Mit der Verleihung des Stadtrechtes ging die Verwaltung, die Polizei und auch nach und nach die gesamte, bisher dem fürstlichen Vogt zustehende höhere und niedere Gerichtsbarkeit an das Kollegium der Ratmänner oder Konsuln über, die neben ihrem Amt oft noch eine bürgerliche Tätigkeit ausübten, da sie unbesoldet waren und höchstens geringe Nebeneinnahmen hatten.

Es waren ursprünglich 6, die sich bei eintretender Vakanz selbst ergänzten. Den Vorsitz führte in Malchin zunächst e i n, später z w e i von den Ratmännern aus ihrer Zahl vorgeschlagene und von den Bürgern erwählte Bürgermeister oder Prokonsuln, die dann jährlich in der „Regierung“ oder „Worthaltung“ abwechselten.

Die einzelnen Gebiete der Verwaltung wurden zur Bearbeitung unter die Ratmänner verteilt.

Den Stadtrichtern standen außerdem noch mehrere Schöffen, meist 7, zur Seite.

Auch eine größere Zahl anderer, nicht-rätlicher Beamter gab es schon seit dem 13. Jahrhundert, z. B. Stadtschreiber, die in stande sein mußten, lateinische Urkunden abzufassen, Stadtdiener, Waagemeister, Ziegelmeister, Büttel, Nachwächter.

Das Zunft- (von „sich ziemen“) oder Innungswesen der gewerbetreibenden Bürgerschaft ist frühzeitig ein wesentlicher Bestandteil städtischen Lebens geworden. Die Zünfte¹⁾ waren wirtschaftlich-gewerbliche Verbände mit sittlich-religiöser Tendenz, die aber auch der Pflege der Geselligkeit und gegenseitiger Hilfe, z. B. bei Begräbnissen, dienten.

Meist alljährlich einmal fanden große Bürgerversammlungen statt, bei denen in der „Bürgersprache“ durch ein Ratsmitglied gewöhnlich von einem Fenster des Rathauses aus den Bürgern ihre Pflichten und Befugnisse öffentlich vorgelesen wurden.

Die Grenzstadt Malchin hatte, von der Stadtverwaltung gefördert, besonders enge kommerzielle Beziehungen zum benachbarten Pommern, die allerdings häufiger durch das Raubwesen der pommerschen Ritter zu leiden hatten.

Die Bedeutung der Kleinstädte für das Land

Die Anlage von Städten deutscher Art gab den meckl. Fürsten überhaupt erst die Möglichkeit, einen Stand freier Gewerbetreibender und Kaufleute im Lande zu schaffen, die Geldwirtschaft allgemeiner zu machen, Wohlstand und Kultur zu heben und damit die Einnahmen des Fürsten und damit seine Macht zu erhöhen.

Man kann sich die erste Stadtanlage nur überaus dürftig und klein vorstellen. Die Straßen waren nicht gepflastert. Wenn ein Haus im 13. oder 14. Jahrhundert aus Stein erbaut war, wurde es immer besonders erwähnt, daß es eine „domus lapidea“ war. Die letzten strohgedeckten Häuser verschwanden aus der Stadt erst Ende des 18. Jahrhunderts.

¹⁾ Zunft = ambacht, ambed, Ampt; Handwerker-Amt = officium quod innynghedicitur.

Die einzelnen abgesteckten Bauplätze für die Häuser hatten meist nur eine schmale Front nach der Straße hin, um Raum für den landwirtschaftlichen Betrieb zu haben.

Bis in die neueste Zeit hinein haben die kleinen Landstädte, wie auch Malchin, den Umfang behalten, der ihnen bei der ersten Anlage zugewiesen wurde.

Malchin konnte sogar den Flächeninhalt intra muros keineswegs ausfüllen.

Die Namen Pastinakelstraße (Pastinaken = Wurzelgemüse mit gelben Doldblüten; wegen schädigender Nebenwirkung nicht mehr verwendet), Petersilien-, Rosmarin- und Garten-Straße deuten darauf hin, daß hier noch lange Zeit Küchengärten gepflegt wurden. Die Steintorsche und Kalenske Mauerstraße, Strietfeld sind erst im 19. Jahrhundert bebaut worden. Mit Achterstraße, d. h. letzte Straße, wurde die Heiligengeiststraße bezeichnet; die spätere Achterstraße existierte noch nicht.

Anders als in den Seestädten, die vom Handel lebten und dadurch reich wurden, war die Hauptbeschäftigung in den Kleinstädten die Landwirtschaft, die mehr oder minder jeder Bürger betrieb. Daneben hatten Handel und Gewerbe geringere Bedeutung, konnten sie doch in dem dünn besiedelten Land und bei der überall herrschenden Hauswirtschaft nur geringen Gewinn abwerfen.

Doch mit erstaunlicher Energie und Hartnäckigkeit gingen die Bürger an die wichtigsten Aufgaben, die dem neuen Gemeindewesen oblagen, den Bau von Mauern, Wällen, Toren, der Pfarrkirche, des Rathauses; und die Entwicklung eines regen innenpolitischen Lebens. Die Anfänge des Innungswesens wurden gelegt. Der Marktzoll wurde erhoben, eine Art Umsatzsteuer, wie sie die Einwanderer in ihrer Heimat gekannt hatten.

So erstarkten allmählich auch die Kleinstädte. Stolz auf ihre Leistungen, ließen sie gelegentlich ihr Selbstbewußtsein in gewalttätigen Übermut und eigenartige Selbsthilfe ausarten, wodurch sie unklugerweise nur ihren Landesherrn verärgerten.

Aber es lag auch an der Zeit, in der Gewalt, Seeräuberei und Raubrittertum herrschten.

Doch davon werden die einzelnen Urkunden ein gutes Bild geben.

Die Einwohnerzahl

Über die Zahl der Einwohner Malchins in der älteren Zeit liegen keine Angaben vor. Sie kann nur geschätzt werden.

Doch kann nicht mit einer stetigen Wachstumskurve gerechnet werden, die man nur rückwärts zu verlängern braucht, um zu einigermaßen sicheren Werten für ältere Zeiten zu kommen. Denn schwer heimgesucht wurde um die Mitte des 14. Jahrhunderts ganz Deutschland und die meisten Länder Europas von dem Schwarzen Tod, einer pestartigen Krankheit, die stellenweise verheerend wirkte, so z. B. in Wismar allein 2000 Menschen dahinraffte.

Auch Malchin wird bei den allgemein schlechten hygienischen Verhältnissen von der Seuche nicht verschont geblieben sein und entsprechende Menschenverluste gehabt haben.

Erst die Erhebungen der 1495 von Kaiser Maximilian geforderten Kaiserbede in Mecklenburg, die im Schweriner Haupt-Archiv aufbewahrt sind, lassen für diese Zeit einen verhältnismäßig sicheren Schluß zu.

Demnach hatte Rostock 1410 etwa 14 000 Einwohner; Wismar schon früher 8—9000 Einwohner. Mit großem Abstand folgen Parchim mit 2423, Malchin mit 1494.

Die restlichen Landstädte und Flecken Mecklenburgs hatten zu dieser Zeit weniger als 1000 Einwohner.

Malchin wird also im 13. u. 14. Jahrh. etwa 400 Familien beherbergt haben.

Geschichtsquellen

Außer den steinernen Zeugen, die uns bei einem Rundgang durch die vertraute Stadt Malchin — und sei es auch nur in Gedanken — entgegentreten, oder den Erkenntnissen, die uns ein Blick auf die Landkarten, Flur- und Stadtpläne geben, die uns aber hinsichtlich des wichtigen Faktors Zeit nichts Bestimmtes aussagen, sind für ein vertieftes Verstehen des Gewordenen die überlieferten Daten der Geschichte unerlässlich.

Es kann in diesem Rahmen nicht auf die allgemeine Landesgeschichte eingegangen werden, zumal sie z. T. recht verworren und für die heutige Zeit uninteressant erscheint, und sich aus dem engen Gesichtskreis des Einzel-Egoismus erst allmählich einheitliche Tendenzen herauschälen, wie z. B. die Schaffung eines größeren einheitlichen Staatskörpers mit einheitlichem Recht, einer Staatsreligion usw.

Dazu sei auf größere Geschichtsvermerke verwiesen oder auf das Werk von Otto Vitense: Geschichte von Mecklenburg.

Hier kann es nur darauf ankommen, die überkommenen Urkunden für eine ganz bestimmte Zeit, für einen besonderen Menschenkreis in einer definierten Landschaft, mit einem besonderen Anliegen, wiederzugeben und es der Phantasie des Lesers zu überlassen, sich aus den bunten Einzelbildern einen bunten Flickenteppich zu weben, der dem vielfarbigen Leben des frühen Mittelalters entspricht und mit seiner ungeahnten Buntheit vielleicht etwas Freude bereitet.

Es sind mehr urkundliche Zeugnisse von der Zeit Heinrichs des Löwen bis 1400 aufzufinden, als die alte Malchiner Chronik von Gotthard und Brockmann vermuten läßt.

Am ergiebigsten hinsichtlich Malchiner Urkunden ist das große Werk des „Mecklenburgischen Urkundenbuches“, hier kurz mit M. U. B. bezeichnet.

Doch auch das „Pommersche Urkundenbuch“ (P. U. B.) gibt einiges Material.

In der Einleitung zum 1. Band der M. U. B. heißt es über die Quellen der 25 Bände des großen Werkes: die Urkunden stammen aus einheimischen und auswärtigen Klöstern und geistlichen Stiftungen, aus Archiven der Stifte und der geistlichen Ritterschaft, aus weltlichen Urkundensammlungen, z. B. Staats- und fürstlichen Hausurkunden; städtischen Urkunden; Guts-Familien-Archiven des Adels.

Von den letzteren ist besonders reichhaltig und wertvoll das Archiv des Geschlechtes der Grafen Hahn zu Basedow.

Über die Malchiner heißt es: Malchin besitzt (1863) in seiner Ratsregistratur noch Urkunden aus dem Mittelalter, welche teils das Stadtrecht, teils andere städtische Angelegenheiten betreffen. Diese Urkunden sind im Jahre 1823 auf Wunsch des damaligen Bürgermeisters Lüders von dem Archivrat Evers (d. J.) geordnet und registriert, auch für das Geh.- und Haupt-Archiv in Schwerin abgeschrieben. Diese Abschriften standen der Urkundebuchs-Commis-

sion zu Gebote; überdies hatte der Malchiner Magistrat die Güte, zur genauen Vergleichung des Textes und der Siegel die Originale im Jahre 1863 noch einmal an das Geh.- und Haupt-Archiv einzusenden.

Wenn also auch bei dem Rathausbrand²⁾ am 10. Oktober 1925 der größte Teil der wertvollen Urkunden mitverbrannt sein dürfte, so ist man doch erfreulicherweise über ihren Inhalt genau informiert.

Die Sprache der Urkunden

Die Urkunden des frühen Mittelalters sind durchweg in Kirchenlatein abgefaßt, da wohl die Geistlichen fast die einzigen des Schreibens und Lesens Kundigen waren. Sie haben auch das Verdienst, slawische und plattdeutsche Ausdrücke, die zu ihrer Zeit beim Volke üblich waren, auf Lateinisch ausgedrückt und erklärt und damit wertvolle Hinweise für die Sprachforschung gegeben zu haben.

Ab 1306 dringt das Plattdeutsche im Schrifttum vor, das im allgemeinen von weltlichen Urhebern, Fürsten, Rittern, Ratsherrn, Bürgern und Bauern im Verkehr untereinander bevorzugt wird. Da aber die Geistlichkeit mehr oder minder immer ihre Hände mit im Spiel hat und die weltlichen Urkundenschreiber ihre Fertigkeit meistens in Klöstern erworben haben, wird das Latein noch nicht so schnell verdrängt.

Der Form nach sind die Urkunden meist nach dem selben Schema gegliedert:

1. Invocationsformel. (In nomine dei etc.)
2. Motivierung der Urkunde. (Schlechtigkeit der Menschen; trügerisches Gedächtnis usw.)
3. Sachlicher Inhalt der Urkunde.
4. Öfter Verwünschung bei Nichtinhalten des Vertrages; recht unchristliche Androhung von Höllenstrafen, Exkommunikation etc. durch die geistlichen Herren.
5. Nennung der Urkundenzeugen und Bürgen.
6. Actum. Datum. (Angabe von Ort und Zeit.) Siegelanhängung zur Bekräftigung.

²⁾ Der verhängnisvolle Rathausbrand wurde in den frühen Nachmittagsstunden eines kalten und unfreundlichen Oktobersonntags entdeckt. Mit der Alarmierung der Feuerwehr klappte es wohl nicht so recht. Daher konnte der Brand gleich größere Ausmaße annehmen. Drei in einer Zelle im oberen Stockwerk inhaftierte Männer konnten vereint die Tür aufbrechen und sich durch den Rauch retten. Ein vierter, ein sonst biederer Einwohner, der in der Trunkenheit randaliert hatte und in seiner Zelle seinen Rausch ausschlafen sollte, kam in den Flammen um. Die Stadt hatte noch lange Jahre für die Familie zu sorgen, die ihren Ernährer verloren hatte.

Nächst dem Verlust eines unersetzlichen Menschenlebens war die Vernichtung des reichlich mit wertvollen Urkunden ausgestatteten Stadt-Archivs bzw. der Rats-Registatur ein nie wieder gutzumachender Schaden.

Es wurde Brandstiftung vermutet, da die Akten und Rechnungen über den kurz zuvor erfolgten Anschluß Malchins an die „Märkischen Elektrizitätswerke“ und die Elektrifizierung der Stadt mitverbrannt waren, was man als beabsichtigt ansah. Bei den langen Untersuchungen wurde aber nichts geklärt.

Den Entwurf für die Neugestaltung des Malchiner Rathauses in seiner heutigen Gestalt lieferte der bekannte Architekt Korff, Laage.

Man kann sich beim Lesen der „Briefe“ des Eindrucks nicht erwehren, daß bei ihrer Abfassung Mißtrauen und Argwohn gegen den Kontrahenten üblich waren, was bei den unsicheren Zeiten der Raubritter und der Gewalttaten niemanden verwundern kann. So heißt es z. B. nicht einfach: „der Ritter X“ oder „die Ratmänner der Stadt Y“, sondern es wird zur Vermeidung von Hinterhältigkeiten noch hinzugefügt: „auch alle Freunde, Verwandte, Erben, Nachkommen, die jetzt leben und später noch dazukommen mögen“; die Verträge „sollen gelten bis in alle Ewigkeit“; sie sollen gehalten werden: „sonder alle Arglist und Einwendungen“ usw.

Zur größeren Sicherheit werden dann die Siegel der Vertragschließenden und möglichst vieler Bürgen an dem Schriftstück befestigt. Erst dann glaubt man einigermaßen sicher zu sein, daß der Vertrag auch gehalten wird.



Malchiner Sekretsiegel um 1400

Würde man alle Weitschweifigkeiten und Sicherungsphrasen in den Briefen fortlassen, würden sie sehr an Kürze gewinnen, andererseits aber sehr an Reiz verlieren.

Aus der großen Anzahl mecklenburgischer und pommerscher Urkunden, die Malchin und seine nächste Umgebung betreffen, deren vollständige Wiedergabe in heutigem Deutsch einer günstigeren Zeit vorbehalten bleiben muß, seien nur einige wenige, zumeist nur auszugsweise, hier aufgeführt, die besonders charakteristisch sind für Zeit und Umstände.

Der Einfluß des an Gütern reichen Klosters Dargun spiegelt sich wieder in einer großen Anzahl von Urkunden des 13. bis 15. Jahrhunderts. Direkt oder indirekt wird des öfteren auch Malchin davon betroffen, das in nächster Nachbarschaft einiger Darguner Klosterdörfer liegt und in seinen Mauern selber einen Klosterhof beherbergt.

Eine der ältesten Urkunden dieser Art ist abgedruckt im Pommerschen Urkundenbuch (P. U. B.) Bd. 1. Nr. 379:

1240 Aug. 12. (pridie Idus Aug.) Fürst Nicolaus von Werle bestätigt dem Darguner Kloster die Dörfer Gielow (Chylow) und Benz (Benz; untergegangenes Dorf bei Gielow; das Waldstück „die Benz“ erinnert noch daran).

Aus dem Lateinischen übersetzt: „Der Ritter Yeneke von Verchen hat für das Seelenheil seiner Mutter mit Einwilligung des Herzogs Wertislaw von Demmin der Darguner Kirche das Dorf Gielow mit der benachbarten Einöde geschenkt.

Da ja nun das Land Malchin an uns gekommen ist, haben wir ebenfalls das Dorf Chilou und Benz gegeben . . .“

Circipanian mit dem Lande Malchin kam 1236 von den Pommern an das Fürstentum Werle. Vorsorglich ließ sich das Kloster auch von dem neuen Fürsten Nicolaus seinen Besitz bestätigen.

Wir begegnen Gielow dann erst wieder im Meckl. U. B. Bd. 25 Nr. 13 939:

1320 Dez. 3. (Dargun). Das Kloster Dargun verkauft den Bauern zu Dukow bei Malchin Acker mit Wiese (zwischen dem Dorf Dukow und der Gielower Mühle) und Hölzung, die ehemals zum Klosterhof Gielow gehört haben.

Die Beziehungen Malchins zum benachbarten Pommern bleiben auch nach der Trennung gut. Vor allem der Handel muß schon eine gewisse Bedeutung für Malchin und Demmin gehabt haben. Hierbei spielt die P e e n e in mehreren Urkunden eine wichtige Rolle, so beschwerlich das Befahren des krümmungsreichen Fließchens der damaligen Zeit auch gewesen sein mag. Dies ersieht man z. B. aus: P. U. B. Bd. 2. Nr. 1362:

1285. Herzog Bogislaw IV. bestätigt mit Zustimmung seiner Brüder Barnium II. und Otto I. den Bürgern ihres Oheims Heinrich von Werle zu Malchin die Zollfreiheit auf der Peene in so weit, daß für ein großes Bohlschiff 16 Denare, eine Schute 8 Denare und für einen Kahn oder Wagen 4 Denare zu zahlen sind. (. . . ein großes Schiff, genannt bolschip, . . . scute, . . . decuren, d. h. de curru . . .).

Die Urkunde ist nicht erhalten, aber wir kennen sie aus einer Abschrift aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, die folgendermaßen bestätigt wird:

„Jegenwärtige Copey ist durch Mich Herdingum Kay vnd im Mecklenburgischen Hoffgericht immatriculirten Notarium gegen Ihrem waren (= wahren) auff Pergament geschribenen und versiegelten Originali auscultiret und collationiret, vnd lauten von wordt zu wordt gegen einander vberein. Daß Siegell aber ist von weissem wachs, gelb angestrichen, hanget an roter seiten (= Seide), daruff ein Pferdt mit einem geharnischten Manne, welcher Man eine fahne in der handt vnd einen Schildt darinne ein Greiff vff dem armen fuhret.

Die Inscription in der Circumferentz aber ist fast hinweg, auch ist der brieff durch drei zielen (= Zeilen) ein wenig zersthoret, aber die schrifft leslerlich.

Welches Ich mitt dieser meiner handschriefft betzeuge.

Actum Malchin, den ersten August Anno 1584.“

In mehreren Urkunden von 1292, 1309, 1310 und später wird den Demminern bestätigt, daß sie „Freiheit von Zoll“ und „Ungeld“, freie Fischerei und Schifffahrt

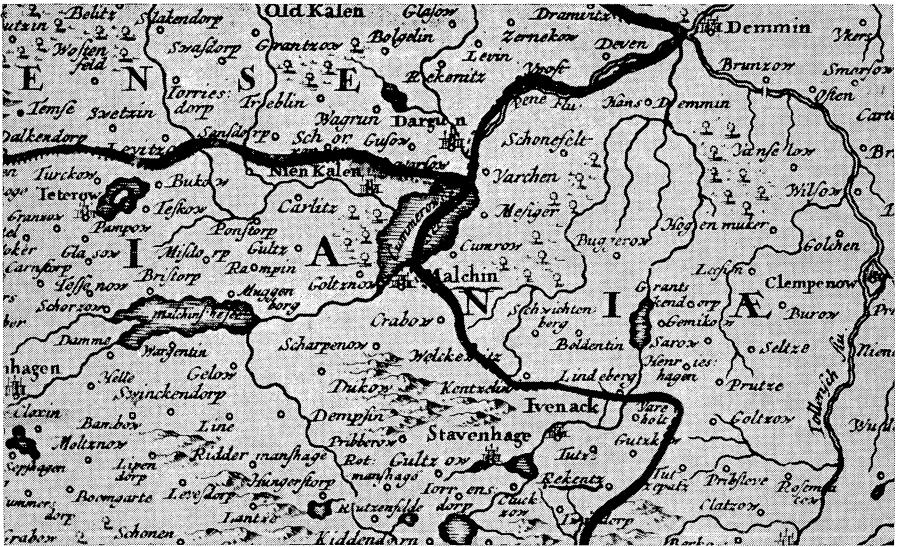


Bild 3. Ducatus Mecklenburgici tabula generalis. Druck 1750.
 (Mit frdl. Genehmigung des Landes-Archives Hannover.)



Bild 4. Aus Charta ducatus Megalopolensis. Druck 1781.
 (Mit frdl. Genehmigung des Landes-Archives Hannover.)

auf dem Kummerower See und der Peene „unterhalb und oberhalb des Mühlrades vor Malchin bis zum Meer“ haben.

Die Mühle befand sich damals weiter stadtwärts und wurde von einem Peene-arm gespeist, dessen Wasser sich in den „Teichberg“ ergossen.

Die Fürsten des 13. u. 14. Jhdts. waren in dem Raum unserer Betrachtung darauf bedacht, einheitlich für ihr Land den inneren Markt zu schützen und zu fördern und die steigende Kaufkraft den Städten ihres eigenen Territoriums zugute kommen zu lassen. Wir erkennen dies aus einer Urkunde M. U. B. Nr. 807 bzw. 1071: 1257. Danach wird einigen Dörfern bei Malchin, die das Kloster Dargun sich erworben hatte, gestattet, „den Markt zu besuchen, wo die Dorfbewohner wollen und ihre Waren günstig verkaufen können, ohne daß sie ein Einspruch eines herzoglichen Vogtes irgendwie daran hindern sollte.“

Wir sehen aus diesem Privileg deutlich, daß im allgemeinen der Fürst seine Vögte dahin angewiesen hatte, keinen Besuch fremder Märkte zu gestatten.

Auch bei dieser Ausnahme für die Klosterdörfer macht der Landesherr noch die Einschränkung: „wenn nicht ein allgemeines Verbot im Lande verkündet sei, fremde Märkte zu besuchen“.

(Dieses Privileg des Klosters Dargun wurde (M. U. B. Nr. 3384) 1310 in noch erweiterter Form von den Fürsten zu Werle bestätigt.)

Es war also unklug von den übermütig gewordenen Malchinern, sich die Gunst des Landesherrn durch Vertreiben seines Vogtes und das Niederreißen seiner Burg in Malchin zu verschmerzen, da gerade dem Fürsten an dem Blühen einer einheimischen Wirtschaft gelegen war, weil dieses seine Einkünfte steigerte.

Das Verhältnis zum Landesherrn scheint sich mit der Zeit wieder gebessert zu haben, wie man an dem Schluß des Malchiner Bürgereides (um 1400) ersieht.

Die Teilung der Länder Kalen und Hart im Kreis Malchin.

Geschichtlicher Hinweis: Durch gemeinsame Bedrohung von Norden her durch Norwegen und von Süden her durch Brandenburg hatten sich 1283 die Fürsten und Städte des späteren mecklenburgischen Territoriums zu einem Bündnis zusammengefunden. Das wirtschaftliche Aufblühen der Seestädte führte dazu, daß sie gegen die Bevormundung durch die Fürsten auftretzten. Das Bündnis zerriß.

Dem Bund der Städte trat nun die Vereinigung der Fürsten gegenüber, deren Haupt König Erich von Dänemark wurde. Diesem gelang es, sich erneut den Besitz aller Länder nördlich von Elbe und Elde außer Lübeck vom deutschen Kaiser bestätigen zu lassen. Zum erstenmal standen sich Fürsten und Städte auf mecklenburgischem Boden in Waffen gegenüber. Wismar und Rostock unterlagen schließlich der Fürstenmacht. Die Folgen schildert O. Vitense so:

„Beim Abschluß der Kämpfe im Januar 1314 mußten alle meckl. und auch pommerschen Fürsten Erich als ihren Oberherrn anerkennen. Offensichtlich strebte dieser danach, die meckl. Herrschaft Rostock zu einem dänischen Kronland zu machen. Die kläglichste Rolle spielt dabei Nikolaus von Rostock selbst.

Für Rentenweisungen in Dänemark kaufte ihm und nach seinem Tode Nov. 1314 auch seiner Witwe und Tochter der Dänenkönig alle Ansprüche auf

sein eigenes Land ab. Die dänische Herrschaft erlebte in Mecklenburg eine zweite Blütezeit.

So machtvoll stand schließlich König Erich da, daß selbst Heinrich von Mecklenburg und Nikolaus von Werle das Erbe ihres Rostocker Veters nicht zu fordern wagten, sondern sich nach seinem Tode damit begnügten, von Erich die Rostocker Nebenländer Kalen und Hart zu erhalten und unter sich zu teilen.“

Zum Teilungsvertrag

Der Text des Teilungsvertrages über das Land Kalen und das Ländchen Hart, die zusammen mit dem Amt Stavenhagen später den Kreis Malchin gebildet haben, ist uns in der lateinisch abgefaßten Urkunde Nr. 3721 im Schweriner Haupt-Archiv erhalten.

Dazu bemerkt der verdienstvolle Altertumsforscher Archivar L i s c h in den Meckl. Jahrbüchern 1844, S. 399:

„Zur Ortskunde: . . . Der Hart heißt: der Wald, vorzüglich: der hohe Wald . . . Der Name kommt auch vor in Harz, Haardt, Spessart = Spechtswald usw. (Die verschiedene Schreibweise Hard, Hart, Hardt darf nicht stören. Es kommt nur auf den Klang an.) Der Hart umfaßte genau den Raum der Dörfer in dem Dreieck zwischen den Städten Neu-Kalen, Malchin und Teterow und lehnte sich mit seinen Spitzen an den Cummerower-, den Malchiner- und den Teterower See; die nördliche Seite bildet das tiefe, weite und liebliche Thal zwischen Neukalen und Teterow, die südwestliche Seite die Landstraße von Teterow nach Malchin; die südöstliche Seite ist die vorzüglich charakteristische, indem die Berge hier in bedeutender Höhe in einer geraden Linie von Remplin über Gorschendorf und Salem bis gegen Neukalen an das weite Thal der Peene herantreten, theilweise, wie bei Remplin noch mit Wald bedeckt sind und wohl „die mecklenburgische Schweiz“ genannt werden. Der Name Hart blieb noch längere Zeit ein bezeichnender Ausdruck für diese Gegend. Z. B. in einer Urkunde von 1372: „in deme dorpe to Panstorpe, dat licht (liegt) up deme Harte“. Noch im Jahre 1506 bei der Ausfertigung des Rossdienst-Registers kommt der Hart als ein eigener Distrikt des Landes mit 9 Rossdiensten vor.

Das Land Kalen lag unmittelbar nördlich vom „Hart“.

G. C. F. L i s c h
(gekürzt)

Aus dem Teilungsvertrag ersieht man, daß schon 100 Jahre nach Beginn der deutschen Besiedlung in dem fast menschenleeren Circipanien die Siedlungs- und Rodungsarbeit in den Hauptzügen geleistet und das Land voll besetzt ist.

Alle Dörfer, die wir im 20. Jahrhundert in dieser Landschaft vorfinden, sind schon vor 650 Jahren vorhanden, sogar noch einige mehr, die später eingegangen sind. Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind geordnet. Die Dorfflur ist in Hufen aufgeteilt, jeder Bauer weiß, was er der Dorfgemeinschaft, der Kirche und der weltlichen Herrschaft schuldet. Die Verwaltung des Landes durch die herzoglichen Vögte ist weit fortgeschritten, wie man an der erstaunlich gekonnten Abfassung des Vertrages erkennt.

Den Landesherrn interessierten in erster Linie die Einkünfte, die ihm die Dörfer einbrachten, „Bede“ genannt. Da dieses Wort im heutigen Sprachgebrauch kaum noch vorkommt, sei es etwas näher erläutert.

Wie die lateinische Bezeichnung „precaria“ andeutet, war die Bede in ihren Anfängen eine e r b e t e n e Abgabe oder Steuer, später eine F o r d e r u n g

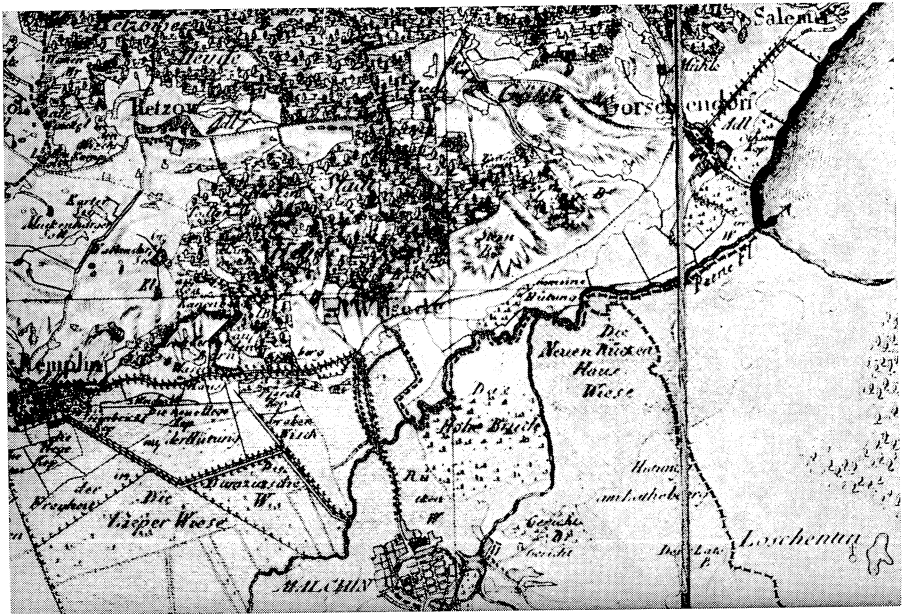


Bild 5. Erste topographisch vermessene Landesaufnahme Mecklenburgs.
Ausschnitt aus der Karte des Grafen von Schmettau 1788.

(Gr. v. Schm. stammte aus schlesischer, ursprünglich ungarischer Offiziersfamilie; von Friedrich dem Großen aus österreichischen Diensten übernommen; ab 1744 als Oberst Generalquartiermeister bei den Preußen.)

oder regelmäßige Steuer wie: Kornbede, Geld-, Pfennig-, Schweine-Bede usw., v. a. die ordentliche jährliche *Landbede*, die ursprünglich nur von dem Fürsten für sich selbst von allen Landhufen erhoben wurde.

Die große Landbede wurde zu Martini, die kleine zu Sankta Walburg oder Walpurgis entrichtet, sowohl in Geld, wie auch in Korn.

In Stadt und Land Malchin bestand für den Betrag der Bede von altersher der Satz: von der Hufe zu Sta. Walburg (30. April) und Mariae Geburt (8. Sept.) je eine Mark Wendisch, zu Martini (10. Nov.) zwei Mark Wendisch.

Beden konnten erwerben: Pfandinhaber von Vogteien oder Ländern; geistliche Stifte; Einzelpersonen; Klöster usw.

Fürsten erwarben auch Beden außerhalb ihres Herrschaftsbereiches.

Gelegentlich verpfändeten die Fürsten Teile ihrer Bede-Einkünfte. So verschrieb z. B. Fürst Nicolaus von Werle dem Henneke Moltke einen Teil der Bede aus den Vogteien Güstrow, Krakow, Laage, Teterow, Malchin, Neukalen, Goldberg, Parchim.

Wann das Pfandverhältnis erlosch, ist nicht bekannt.

Der Teilungsvertrag

Der lange Teilungsvertrag, der kurz nach dem 25. Nov. 1314 abgefaßt sein muß, kann hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden, so interessant für uns Heutigen auch noch manche Einzelheiten sein mögen.

Bei der Teilung blieb zunächst noch offen, welchen Teil Fürst Heinrich von Mecklenburg und welchen Teil Fürst Nicolaus von Werle erhalten würde.

Zum Teil A gehörte der westliche Teil des Landes Kalen.

Dazu kamen aus dem Lande H a r t die Dörfer: Karendce (Karnitz), Ponadestorp (Pohnsdorf), Surekowe (Alt-Sührkow), Thessekowe (Teschow), Mistorp; ferner Bukow und das halbe Dorf Niendorf (Nigendorf), insgesamt 668 Hufen, von denen 462 Bede gaben, und 24 Roßdienste.

(Anm.: Nigendorf wurde früher auch Thessekow genannt. Es ist wohl das deutsche Dorf Thessenow neben dem wendischen Th. Der Teterower See hieß damals noch „stagnum Thessekowe“.)

Beide Dörfer Remplin (Hohen-R. und „Sieden“ — d. h. tiefergelegenes — Remplin) gehörten dem Bischof von Kamin und wurden nicht angerührt.

Zum Teil B kam die östliche Hälfte des Landes Kalen, dazu aus dem Lande H a r t die Dörfer: Slawekendorf (Schlakendorf), Salem (davon die Hälfte nur halbe Bede gebend), Gurazendorf (Gorschendorf), Julist (Gülitz; heute nur noch Forsthof G.), Retsowe (Retzow), Walmstorp (untergegangenes Dorf zwischen Remplin und Retzow; der Walmerstorfer See an der Westecke des Malchiner „Kalenschen Holzes“ erinnert noch daran), Nigendorf (zur Hälfte).

Dazu kamen noch die Güter des Ritter Joh. Molteken (Moltke), des Sohnes des Herrn Friedrich, nämlich die Dörfer: Piisten (Pisede), Lilienbergh (untergegangenes Dorf bei Remplin), Warkenthyn (untergegangenes Dorf zwischen Basedow und Wendischhagen am Malchiner See), Pantacendorf (Alt-Panstorf).

In diesen Moltkeschen Dörfern erhalten die Herren keine Bede, haben dort auch keine Gerechtsame, sondern nur einen Roßdienst.

Einschließlich der 52 Moltkeschen Hufen, „die nichts geben“, umfaßt dieser Teil der Gebietsteilung 697 Hufen, von denen 429 Bede geben, und 22 Roßdienste.

Ebenso gehörte zu diesem Teil die Stadt Caland (Neukalen) „innerhalb seiner Grenzen und mit allen Attinentien und mit dem Kummerower See (stagnum Cumerowe), soweit er ganz an diesen Teil angrenzt oder zum ganzen Land Caland gehört“.

Zum Ausgleich für die Stadt Caland waren zum Teil A die Dörfer Doelitz und Dolghelin (Dörgelin) zugeschlagen worden mit zus. 70 Hufen, von denen 54 Bede gaben, und 2 Roßdiensten.

(Die Namen der oben erwähnten Dörfer des Landes Hart dürften Kennern der Malchiner Umgegend von Wanderungen in der „Meckl. Schweiz“ oder Ruderfahrten zum Kummerower See wohl bekannt sein.)

Besondere Abmachungen werden noch getroffen wegen der Holzbestände am Nordrande des „Kalenschen Holzes“ bei Schlakendorf und Karnitz, die trotz der Rodungsarbeit der deutschen Siedler wohl noch recht beträchtlich gewesen sein müssen.

Das reich begüterte Kloster Dargun mit seinen bischöflichen Verwaltungen (Kurien) bleibt bei beiden Herren ungeteilt.

Besonders festgelegt wird die Berechtigung des Landesherrn im Land Kalen, dort eine Burg zu bauen und Lehngüter zu verleihen. Bede, Gerichtsbarkeit und

sonstige Einkünfte verbleiben dabei dem Landesherrn. Den Rittern dieser Lehn-
güter soll nur das zustehen, was auf solchen Gütern zu ihrem eigenen Burg-
lehen gehört. Vorgesehen sind die 6 Burgritter (castrenses): de Rensow, von
Jesevitze, Moltheke (Moltke, Alt-Pansdorf), ein Sohn des Berthold von Kaland,
ein Sohn des Tideric von Kaland und die Herrin Ghesa von Warburgh auf
Rethzowe.

Soweit der Teilungsvertrag von 1314.

Die Geschlechter, die zu dieser Zeit auf den Gütern des Hartlandes saßen, sind
z. T. dort noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts nachzuweisen, z. B. die Stahl
auf Pohnsdorf, von Wozenitz auf Teschow. Neben ihnen werden Eler Lewetzow,
Hinrik vom Hagen und Kersten Passow aufgeführt, die letzteren beiden mit Anteilen
an Hohen-Mistorf und als zum Roßdienst pflichtige Ritter des Hartlandes (upp
Harthe). Um das Ende des 16. Jhdts. sind alle diese alten Vasallenfamilien, mit
Ausnahmen der von Passow und Lewetzow, in Mecklenburg erloschen.

Das Dorf Hagensruhm, nicht von Ruhm, sondern von Raum abgeleitet, erinnert
noch an die vom Hagen auf dem Hartlande, die lange Sührkow in Besitz hatten, zu
dessen Pertinenz Hagensruhm gehörte.

Durch den bald darauf am 2. Dez. 1216 erfolgenden Teilungsvertrag kommt
das Land Kalen zum Werle-Güstrower Land; das Land Stavenhagen — also der
südliche Teil des späteren Kreises Malchin — zum Parchim — Goldberger Teil.

Die Entscheidung über Malchin wird vorläufig noch ausgesetzt. Es kommt spä-
ter auch zu Werle-Güstrow.

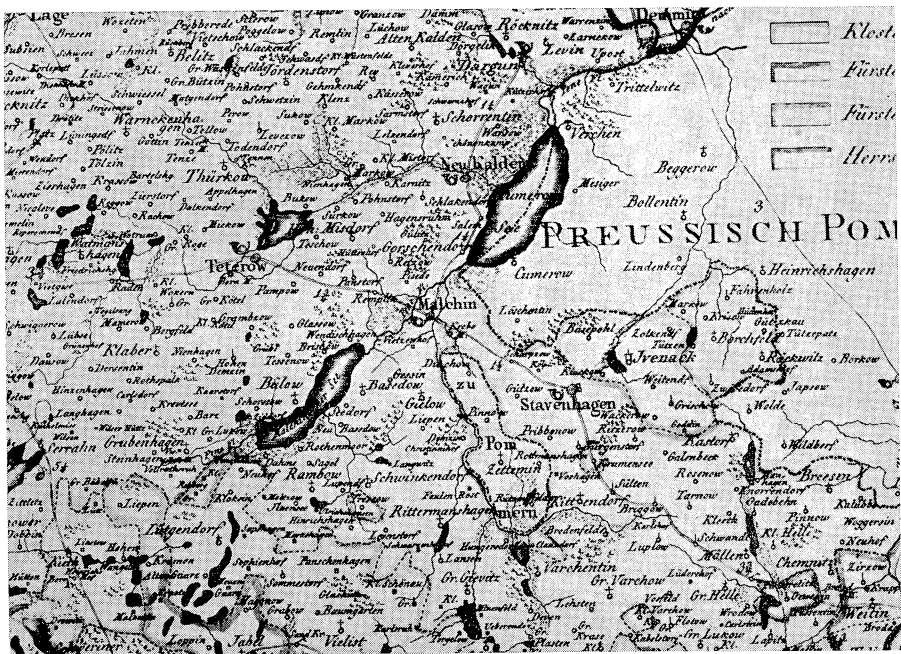
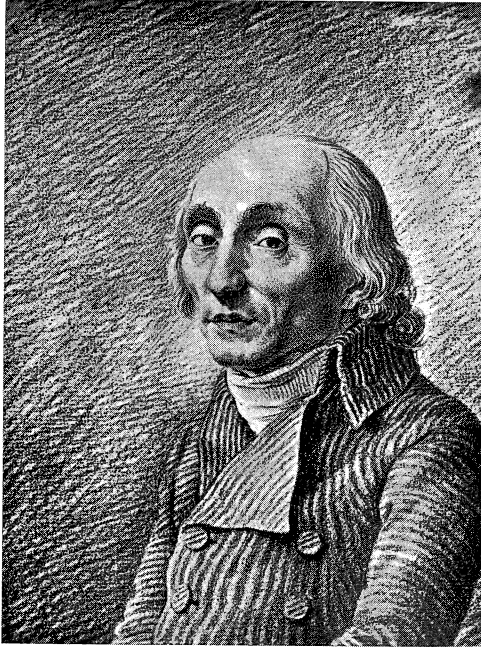


Bild 6. Karte der Herzogtümer Mecklenburg 1803.
(Mit frdl. Genehmigung des Landes-Archives Hannover.)

Über die Göttinger Hainbündler Ernst Theodor Brückner und Johann Heinrich Voß

Groß-Vielen und seine literarische Bedeutung im 18. Jahrhundert
von Annalise Wagner



E. Th. Brückner

C. D. Friedrich

In Groß-Vielen, im Pastorhaus, fand 1769 die Begegnung zweier Mecklenburger statt, die durch ihre Mitgliedschaft im Göttinger Hainbund in der Literatur des 18. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Dies waren der Pastor Ernst Theodor Brückner und Johann Heinrich Voß.

E. Th. Brückner, 1746 in Neetzka geboren, aufgewachsen in Kublank, wo sein Vater Landpfarrer war, besuchte drei Jahre in Neubrandenburg die Lateinschule, die der orthodoxe Magister Dankert mit harten und völlig erstarrten Ansichten leitete. Brückner, wie auch später Voss, der dieselbe Schule besuchte, litten unter dem trostlosen Stundenplan, der von Religion und Latein völlig beherrscht wurde und revoltierten. Brückner hatte das Glück, auf das damals sehr fortschrittliche, schon im Fahrwasser der Aufklärung arbeitende Joachimsthaler Gymnasium nach Berlin zu kommen und Theater, Musik, Literatur und Philosophie durch die

Großen der Zeit aus erster Hand erleben und genießen zu können. Lessings Minna von Barnhelm und Shakespeares Romeo erlebten ihre Uraufführungen und Mendelssohns Philosophie begeisterte die Studenten. Brückner entdeckte seine literarischen Neigungen und eine Theaterleidenschaft, besonders die Tragödie hielt ihn in Bann. Nach dem Universitätsbesuch in Halle wurde er als Predigtamtskandidat nach Wesenberg versetzt und schon 1771 wurde er in Gr. Vielen als Landpfarrer eingeführt. Er nahm Wohnung bei der Predigerwitwe Fabricius, die später seine Schwiegermutter wurde. Die Gr. Vielenener Zeit war die poetische und fruchtbarste Zeit in Brückners Leben. Er war von den dramatischen Arbeiten ganz abgekommen und widmete sich jetzt der Jugendpsychologie, war Mitarbeiter an Erziehungsschriften, an einer Kinderbibliothek, schrieb den „Meckl. Katechismus“ und „Predigten für Ungelehrte“, Epigramme und Gedichte, Idyllen und Satiren.

1769 kam Joh. Heinr. Voß, ein Mecklenburger aus Sommerstorf bei Waren gebürtig, als Hauslehrer nach Ankershagen zu dem Klosterhauptmann von Oertzen, um dessen Söhne zu unterrichten. Ein Bruder Oertzens bewirtschaftete das Gut Gr. Vielen. Selbstverständlich wurden dort des öfteren Besuche gemacht, bei denen sich Voß und Pastor Brückner trafen. Die Begegnung dieser jungen Männer, die für ihre Zeit sehr aufgeschlossen waren und gleiche literarische Interessen pflegten und sich beide mit der Feder auf sehr ähnlichen Gebieten versucht hatten, führte zu einem echten Herzens- und Freundschaftsbund, der sie das ganze Leben begleiten sollte. Der fünf Jahre jüngere Voß bekennt, daß Brückner sein erster und liebster Freund war und blieb. Sie halfen sich durch kritische Stellungnahme zu ihren Arbeiten und lasen die Neuerscheinungen der Zeit, Goethe und Lessing, Hagedorn und Gleim, Bürger und Gellert u. a.

Voß fühlte sich in seiner äußerst abhängigen Stellung mit seinen etwa 19 Jahren als feuriger freiheitsdurstiger sehr begabter Mensch bei seiner „gnädigen Bestie“ sehr unglücklich. So spricht er in einem Brief von seinem Herrn von Oertzen. Es ist aber weniger der Hausherr als die Hausfrau, mit der er viele Differenzen hatte. Brückner erleichterte ihm das Los und er konnte kommen und gehen, wann er wollte. Das Studio seines Freundes wurde seine ständige Zuflucht. Brückner gründete Familie und bis 1784 wurden ihm sieben Kinder geboren. Obgleich er auch in sehr dürftigen Verhältnissen lebte und das dumpfe feuchte Haus seine Gesundheit angriff, hatte er für seinen Freund Voß immer noch Kraft und Zeit. (Siehe S. 49, 1929er Geschichtsblätter von Meckl. Strel.)

Als Voß 1772 Ankershagen verließ, um in Göttingen die Universität zu besuchen, nahmen zwei große Freunde Abschied. Ein reger Briefwechsel setzte ein. Voß berichtete über seine neuen Begegnungen und freute sich, daß der Neubrandenburger Konrektor Bodenius (bei „Dörchläuchting“ Aepinus genannt) des öfteren mit Brückner zu regem Austausch zusammentrifft.

Brückner wurde wegen seines Freigeistes und seiner nicht orthodoxen Predigten, in denen er auch eigene Verse zu zitieren wagte, sehr angegriffen.

„Ich sitze hier in Ketten des Aberglaubens, von hergebrachtem Unsinn tyrannisiert. Mich haben die Eiferer aufs Korn“ schreibt er an Voß. Sein „Rezept, einen Freigeist zu machen“, das er im Vossischen Musenalmanach, zwar unter einer Chiffre, veröffentlichte, brachte ihm Maßregelungen seitens der vorgesetzten Kirchenbehörde ein, da sich einer der Herren angesprochen fühlte.

Schnell aber ist Voß den kleinen mecklenburgischen Verhältnissen entwachsen. Er schließt sich den neuen gleichgesinnten Studenten an und gründet mit ihnen

in einem Eichenhain bei Göttingen eine literarische Gesellschaft, die auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz zu verbreiten sowie sich gegenseitig durch Kritik zu helfen“ gegründet ist. Selbstverständlich wird Brückner als einziger auswärtiger Bundesbruder mit aufgenommen und tritt sogleich mit Arbeiten und Briefen mit allen in Verbindung. Es sind bekannte Dichter der Zeit wie Klopstock, Bürger, Hölty, die Grafen Stolberg, Gleim u. a. unter den neuen Freunden.

1775 stirbt der Magister Dankert und Brückner schlägt Voß vor, sich um die Leitung der Lateinschule in Neubrandenburg zu bewerben. Voß kommt auf kurze Zeit nach Gr. Vielen und bemüht sich um den Posten, jedoch ohne Erfolg. Voß hat die Idee, nach Gr. Vielen zu übersiedeln und von dort aus die Almanache herauszugeben. Die Göttinger Freunde raten ihm aber davon ab.

Nach 18jähriger Landpfarrertätigkeit wird Brückner 1789 nach Neubrandenburg an die St. Johanniskirche versetzt. 1801 wird er Hauptpastor an St. Marien. 1805 stirbt er als 59jähriger Mann.

Von Brückners literarischen Arbeiten spricht uns heute kaum noch etwas an. Voß als größter Altphilologe seiner Zeit hat durch seine Homerübersetzungen sich den Weg zu allen literarischen Größen der Zeit gebahnt. Seine andern Arbeiten sind uns ebenfalls fern gerückt. Aber er und Brückner und der Göttinger Hainbund sind eine Stufe in der Entwicklung der Literatur gewesen und Gr. Vielen war eine Vorstufe für Joh. H. Voß, die er bis zuletzt dankbar und als richtig für seine literarische Laufbahn anerkannt hat.



Neustrelitz im Winter

Möwen im Winter

Von Egon Tschirch

Sie haben hellhoch ihr hartes Gebet,
Das der nur, der hungrig ist, ganz versteht,
In den Himmel über der Stadt geschrieben.

Mit heiserer Feder und weißer Schrift,
Die wie Klageruf in die Herzwinkel trifft,
Wo ein Rest Freude vom Sommer verblieben –

Als ihr Flügelschlag überm Wellenspiel
Der Sonne von leuchtender Schulter fiel,
Um dann im Schaumgang der See zu zerstieben.

Nun gab sie das Meer, das sie blau und weiß
Mit Licht umzogen, dem Hungerwind preis,
Hat sie zur Stadt und zum Betteln getrieben.

Jetzt hängt über'm Grau des Tags Einerlei,
Ein ferner, ein fremder, ein wilder Schrei –
Zerbricht – und fällt mit dem Flockensturm nieder.

Der wehe Schrei vom hungernden Gefieder,
Denen Sommer und See den Tisch auftrug,
Sie haschen den Brotrest im schnellen Flug –
Lang kommt die Nacht und der weiße Wind weht wieder –

Marburg - zwischen Heiligen und Heutigen

von Hans-Dieter Schäfer

Das vierte Carolinertreffen in Marburg ist verrauscht. Wie stets, wenn sich viele alte Freunde nach langer Zeit begrüßen, waren die Herzen in ihrer Aufgeschlossenheit, in ihrem für ein paar Stunden des Zusammentreffens und gemeinsamen Erinnerns gemeinsamen Schlag bereit, auch hohen Empfindungen Raum zu geben. So mögen denn einige geistige Konturen, die dieses Treffen im Marburger Raum unsichtbar überspannten, nachgezeichnet werden. Mögen auch ähnliche wie die hier beschriebene Konfiguration in jedem Kulturraum und bei jedem Anlaß zu beobachten sein – sie ins Bewußtsein zu heben, bedeutet verstärkte Wirksamkeit, potenzierte formende Kraft. Nicht schlecht in einer Zeit, die bei der ins Ungemessene gesteigerten Vielfalt des technisch Möglichen nach neuen Sternen als Wegweisern sucht.

Man spürt sehr wohl beim Eintreffen in dieser kleinen Universitätsstadt das besondere Lokalkolorit, ein Fluidum, das in keiner mit Hohen Schulen wohl versehenen Großstadt in diesem Maße beeindruckt. Aus der Enge der alten Stadt heraus entsteht gerade jetzt ein neues Universitätsviertel; hier lebt, aus nahezu einem halben Jahrtausend alter Tradition genährt – 1527 gründete Landgraf Philipp der Großmütige hier die erste protestantische Universität – unablässig in die Zukunft tastender Geist.

Daß Mecklenburger sich die Stadt der Heiligen Elisabeth als Treffpunkt während der Zeit ihres Exils gewählt haben, läßt zunächst einige geschichtliche Reminiszenzen anklingen. Die in Preßburg geborene ungarische Königstochter, die in Marburg 1234 gestorben ist, erinnert an das europäische Wagnis des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das damals seine große Blüte erlebte in kraftvoller Ausdehnung nach Osten unter dem Kreuzeszeichen, und das doch schon die ersten Spuren des Verfalls im Kampf zwischen kaiserlicher und päpstlicher Macht zeigte.

Elisabeth, die Ungarin, sich in Liebe zu den Ärmsten der Armen verzehrend, Zeitgenossin Franz' von Assisi und der Inquisition, ist uns Heutigen geistige Schlüsselfigur einer Zeit geworden, die in Kämpfen zwischen weltlicher und kirchlicher Macht, um innere, politische, soziale und geistige Formung sich wand. Ihr Name läßt den ganzen von Wagner schöpferisch gestalteten Sagenkreis anklingen – die Wartburg als ein hohes Zentrum deutschen Willens nach geistiger und politischer Gestaltung deutschen Lebensraums. Von hier aus gingen stärkste Impulse zur Kolonisation des Lebensraumes östlich von Elbe und Oder aus, auch unserer mecklenburgischen Heimat. Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach sind hier ebenso zu Hause wie der Ordensmeister Hermann von Salza. Das Lied von Parzival entsteht hier an einem Schnittpunkt europäischer Politik, die nach Süden und Osten ausstrahlte.

Dieser einzigartigen Situation entsprach ein gewaltiger Entwicklungssprung des geistigen Wesens, das sich uns Heutigen in vielen Zeugnissen manifestiert.



West-Portal der Elisabeth-Kirche 1235—83

Gerade die Elisabeth-Kirche, die der Deutsch-Ritter-Orden über dem Grab der Fürstin errichten ließ, ist ein schönes Zeugnis jenes jungen, ungebrochen sich erhebenden Geistes. Sie erreicht noch nicht die Eleganz und Schwerelosigkeit, die die „Magistri de vivis lapidibus“, die Meister des lebendigen Steins, wie die großen Baumeister der Normandie genannt wurden, den großen hochgotischen Kathedralen verliehen, die doch schon – als immanentes Kennzeichen jeder Hochblüte – den Keim des Verfalls in sich tragen. Sie kennt noch nicht deren ins Maßlose gesteigerten Dimensionen, die T. S. Eliot zu den Worten veranlaßten:

„In my beginning is my end. In succession
Houses rise and fall, crumble, are extended,
Are removed, destroyed, restored . . .“

Im Beginn ist Ende schon beschlossen.
Unaufhörlich wachsen und verfallen,
verwittern, dehnen, ändern sich
zerstört, erneuert, Domeshallen . . .

Vielmehr hat man den Eindruck, als seien sich ihre Erbauer gerade erst der Möglichkeiten bewußt geworden, die in dem neuen Baustil stecken – ein erstauntes Erwachen und Sichwiederfinden in einer neuen Welt, die es erst zu entdecken galt.

Es mag besonders angemerkt werden, daß dieser geistige Aufbruch in jener Zeit totale Züge trug und damit Ähnlichkeiten mit unserer Zeit aufweist. So entsteht z. B. in der Musik die Polyphonie und so zeigt sich in der Baukunst der Gotik als Neues ein mathematisches Element: Aus dem Denken in wuchtigen, auf der Erde lastenden Kuben wird ein Denken in Kraftlinien, die sich unschwer himmelhoch emporziehen lassen, sich zierlich in Spitzbögen schließen. Leicht und dünn wird das Mauerwerk, nunmehr von der Funktion des Tragens befreit, und nur noch der Funktion des Abschirmens der Stille des Raumes gegenüber der lärmenden Außenwelt dienend. Dies mathematische Element als Ausdruck des Rationalismus sollte von nun an in immer entschiedenerer Form in allen Lebensbereichen wirksam werden. Über Descartes, Leibnitz, Gauss führt hier ein gerader Weg in unsere Zeit der Computer und Digitalrechner.

Haben wir hier einen Ansatzpunkt in der frühen Marburger Vergangenheit im architektonischen Bereich gefunden, so wenden wir uns nun wieder der Gegenwart zu. In dem neuen Hörsaalgebäude der Universität befindet sich – von den Teilnehmern unseres Treffens kaum bemerkt – ein Fries von Fritz Wotruba, dem in Wien lebenden Bildhauer, der vor wenigen Monaten erst eingeweiht wurde. Wer den Weg Wotrubas kennt, von seinen ersten, dem griechischen Geist noch ganz nahestehenden Skulpturen, zu den Abstraktionen, die keine ä u ß e r e Ähnlichkeit mehr mit dem Menschen haben, kann erkennen, daß dieses Relief von etwa 30 m Länge und 3 1/2 m Höhe einen Höhepunkt seines Schaffens bildet. Dem Verfasser unvergeßlich ist ein Nachmittag in Wotrubas Atelier, an dem dieser anhand von Entwürfen in Skizzen- und Modellform sich aufzuzeigen bemühte, wie er leidenschaftlich nach einer „reinen Form“ suchte. „Wenn alles kompliziert wird, ist es nötig, einfach und maßvoll zu sein“, sagte



Hl. Elisabeth um 1480

er selbst, und es will scheinen, als habe er die „Einfachheit einer großen Geste, einer reinen Form, so klar wie die ruhige Fläche eines Sees in einer tiefen, gestaffelten Landschaft“ gefunden. Wie vertraut ist uns doch dieses Sprachbild, beschwört Erinnerungen an die heimatliche Landschaft herauf.

Damit ist die Aussagekraft des Frieses jedoch noch nicht erschöpft. Die strengen Formen der senkrecht und waagrecht gelagerten Kuben geben in ihrer rhythmischen Anordnung dem Betrachter das Gefühl, in einer universalen (im eigentlichen Wortsinn: dem Universum zugehörigen, für das Universum gültigen) Sprache angesprochen zu werden. Er fühlt sich als kosmisches Wesen, mit einer hochentwickelten Technik begabt, die die Grenzen seiner Schöpferkraft — so will es uns heute noch beklemmend erscheinen — ins Maßlose ausweitet: das Schwerefeld der Erde überwindend tastet er sich in den kosmischen Raum. Er bedarf neuer Formen des künstlerischen Ausdrucks und hier scheinen sie gefunden. Dieser Geist in seiner faustischen Maßlosigkeit ist dem gotischen Geist verwandt, wie es uns scheinen will. Er bedarf des strengen Maßes, um zielgerichtet wirksam zu werden und sich nicht zu verlieren. Doch hören wir, was Wotruba selbst hierzu sagt:

„Einen Augenblick lang war die Versuchung groß, aus dieser immensen Fläche ein wildes ungeheures Chaos herauszuhauen, mit spärlichen Inseln der Ruhe, der Harmonie, vielleicht der Schönheit.

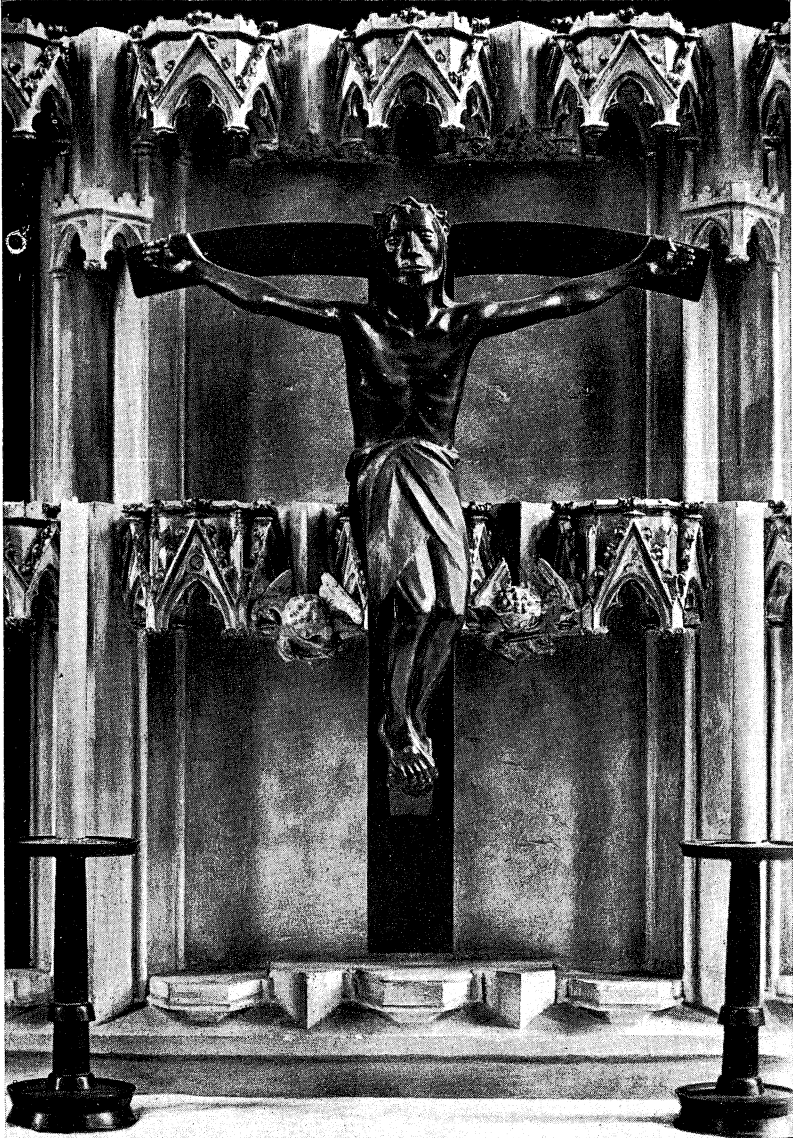
Der andere Traum war nicht weniger verführerisch, die Fata Morgana einer strengen architektonischen Welt in vielen Wandlungen und Spaltungen, Formen einer z u c h t v o l l s t r e u e n d e n F r u c h t k a p s e l.“

Ich habe mich entschlossen, die Strenge zu realisieren, soweit ein Kunstwerk real sein darf. Nun, das ist alles, ich möchte nicht mehr sagen, nicht darüber hinaus gehen. Das Mehr, das muß von Anderen gesagt werden. Von denen, die sehen können und enträtseln.“

Es mag scheinen, als sei diesem von uns kaum beachteten, und wie alles Neue umstrittenen Werk ein zu breiter Raum gewidmet. Dennoch glauben wir, daß es nur einiger Worte bedarf, um vieles zum Klingen zu bringen, was seit Jahrhunderten in Wort, Schrift und Bild uns begleitet, daß es aber einer steten Auseinandersetzung und steten neuen Deutungsversuchen, unablässigen Mühens bedarf, um die Formensprache unserer Zeit zu prägen und zu verstehen. Wo ist angesichts dieses strenggeformten, geschlossenen, uns fremd und doch vertraut anmutenden Frieses die angeblich für den heutigen Menschen typische Existenzangst in einer Welt der Apparaturen, für die Gottfried Benn die Worte fand:

„Verlorenes Ich, zersprengt von Stratosphären,
Opfer des Ion: Gamma-Strahlen-Lamm,
Teilchen und Feld: Unendlichkeitsschimären
auf deinem grauen Stein von Notre Dame . . .“

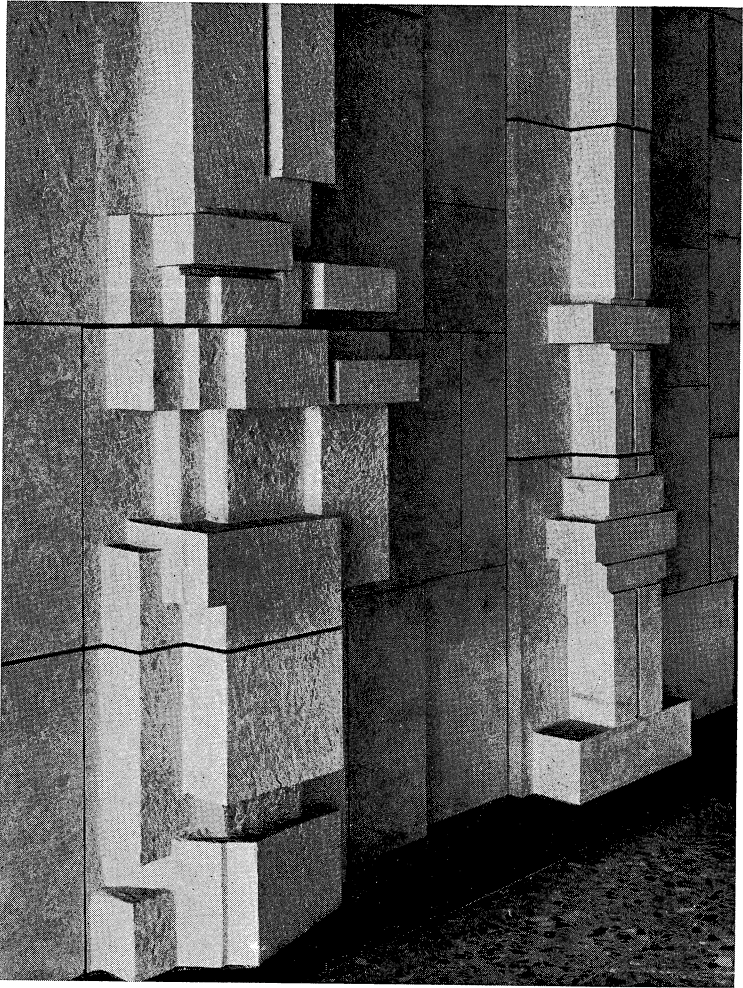
Inmitten des gewaltigen Zeitgewölbes, das auf den Pfeilern einer hochgemuten, leidgeprüften Vergangenheit und einer noch rätselvollen und schwer deutbaren Zukunft ruht, und des Geistesgewölbes, das ganz Europa überspannt von der Normandie bis Ungarn, von England bis Rom und Sizilien, ertönte es aus fünftausend Orgelpfeifen und eine begnadete Stimme ließ Lieder aus Bachs



Der Kruzifixus über dem Altar

Ernst Barlach

„Schemellischen Gesangbuch“ erschallen, eben jenes Bach, der im musikalischen Bereich das Prinzip der Handlungen und Spaltungen eines strengen Themas als „Formen einer zuchtvoll streuenden Fruchtkapsel“ zur Vollendung brachte. In der kraftvollen und plastischen niederdeutschen Sprache hörten wir die Worte des Evangelium als Cantus firmus im Schwingen der Zeitalter, und Barlachs, des Güstrowers, Kruzifixus auf dem Altar breitete seine noch im Todeskampf segnenden Arme aus.



Teil des Frieses von Fritz Wotruba in der Marburger Universität

Die niederdeutsche Predigt in der Elisabethkirche zu Marburg am 25. September 1965

Von Dompropst und Landessuperintendent em. Hans Henning S c h r e i b e r

Een is noch bi uns. He hett seggt:
„Ick bün bi juch alle Dag bet an't
End von de Welt.“ Ja, Herr Jesus,
schenk uns dien Wurt un lat uns ver-
stahn, wat du uns seggen wisst.

Uns Herrgott wes bi uns alltohop
un schenk uns sienen heiligen Geist.

Amen.

In de School hebben wi lihrt: „non scholae sed vitae discimus“. Dat heet doch: nich för de Lihrens un för de School hebben wi Griechisch, Latinsch oder Mate un all dat anner paukt, nee, wirklich för uns Leben. Seker, ick bün ok hüt noch all de leeven Minschen dankbor, de sick mit mi afplagt hebben; över wier dat wirklich wat fört ganze Leben? Un wier dat' nog? Wi hebben gewiß wat lihrt ut uns humanistisch oder Realscholbildung. Un ick bün ok nicht ganz de Meenung von so'n prächtigen Bengel ut Gr. Rünz, den ick mal Nahhülp in' Latinschen geben heff. De gev mi to Antwurt: „Herr Paster, wat sall ick mit dat Latinsch? Ick bliev jo noher doch to Hus — un uns Käuh verstahn keen Latinsch, wi schnacken mit de blots plattdütsch.“ Över dat Leben het uns bald na't Abitur to faten kreegen, un bi Langemarck hebben de eenen, an' Ilmensee in Rußland de annern dat bald marken müßt, dat dat Leben veel bunter is, as man dat in de Schol lihren kann. Un dat wier jo man blots de Anfang. Dat is noch veel schlimmer worden. Un hüt, wo wi jo meist ok'n ganz Deel öller worden sünd — un woveel sünd all in de Woohrheit — dor ward een' mennigmal ganz düsig. Dat is, as wenn so'n Karussel sick ümmer fixer dreiht un een' allens dörch'nanner bringt.

Leev Carliners — wat sall ick juch in disse Stund hier in de schöne oll Elisabethkirch to Marburg predigen? Ick kann man blots wiedergeben, so as mi üm't Hart is. Un ick mügg't woll giern, dat uns plattdütsch Sprach uns all bi dat einzig Thema tofaten kriggt, dat alleen hüt wichtiger is as allens annern in de Welt. Ick will dat hüt so benömen

Klorheit in't Leben!

Twee Würt ut uns Bibel müchten uns den Weg wiesen. Dor steht nu schreben:
1. Kön. 18, 30

Dunn seggt Elias to dat ganze Volk: Kamt her, alle Mann, kamt her to mi!
un denn een Wurt von unsen Heiland in
Ev. Joh. 7, 37

An' letzten Dag von dat grot Fest, de am herrlichsten wier, stellt Jesus sick hen un repluthals: Wenn een Döst hett, kumm her to mi un drink!

Klorheit in't Leben, de is uns alltohop doch so bitter nödig. Oder etwa nich?!

Uns Bibel vertelltdor von'n böse Tiet. Wo wier König Salomo'n sien Herrlichkeit bleeben? Viertig Jahr har he regiirt. Över as sien Söhn noch mihr Stüern un Afgaben ut dat Volk ruthalen wull un so fünsch sä: „Mien lüttste Finger sall dicker wesen as mien Vadder sien Hüften“, dunndöl dat ganze Volk ut'nanner, dunngüing de Vorhang dal twüschen Nord un Süd, dunnwier de Zonengrenz dor! Dunneem Krieg, dunngüing de Gloov kaputt, dunneemen se von buten över de Grenz, de utländ'schen Frugens un Dierns, de Götzenpreester mit ehr tweedütig Gewarw. Ut luter Huren – Sex seggen wi hüt – un Habgier würden de Königs un Ministers, de Manns- und Frugenslüd schlapp. Dor wüüft keen een mihr, wat rechtens wier, de Geboten wiern vergeten un de Gloov an den Herrgott wier jo ollmodisch un har nix mihr to seggen. Dor wier keen Klorheit mihr in't Leben, wier allens dörch'nanner. Undorbi wier ok gor nich an to denken, dat dat Land mal wedder tosamen keem; dor gev dat blots noch Unnergang!

Leev Fründ ! Ick bruk jo woll nu nich von uns Tiet un von unsen Tostand to vertellen. Dorbi hür ick ganz seker nich to de Lüde, de allens schwart sehn. As'n Strelitzer Burjung stah ick ok hüt noch mit beiden Been up de Ird. Ick weet ok, dat uns Tiet ganz anners is as dormals bi den Profeten Elia. Wi kennen uns in de Welt ganz anners ut. Wi hebben de ganze Welt to faten, ja, de kümmt in den Kukkasten to uns in de Stuv! Wi flegen nah'n Mand un könen binah zaubern mit Elektronik un Automation, wi kamen uns as so'n lütten Herrgott vor! Wi könt doch bald de ganze Welt von baben ut de Luft in' Kakpott kieken! – Över hebben wi uns dorbi nich bannig verrekt, warden wi dat anner nich gewohr, wat de Welt un uns lütt Leben in' Gang höllt? Ick heff dat ok ierst lihren müüft – von de Steen an unsen Ratzbörgger Dom. De olln Muersteen könen reden! Gah hen nah de Zonengrenz un sett di dor dal, meenten se. De Drahtun un de Grabens, de Bunkers un de Utsichtstorms, des Uppassers mit Gewehr un Hund' up beiden Sieden. Wat sall dat all? Un denn kumm wedder trüg un hür nipping to, wat wi Steen di vertelln: Hier, wo nu de Dom steht, wier mal'n Heiligtum von de oll Göttin Siva mit all de Weswarkerie, de dormals bi de Heiden Mod wier. Dorvör, an de anner Siet von' See över wier de Grenz to de olln Sachsen, de 1. Zonengrenz. Mit'n groten Wall und Graben von Kiel bet an de Elv; denn kem dat Niemansland un de Städen, wo se sick in Sekerheit bröchten: de ohle Burg (Oldenburg), Hammaburg (Hamburg), Magdeburg un veel anner Kasernen, grad so as hüt. Överdunn kem bi Ratzborg wat Niges: de Kund' von den Herrn Christ. Dor stün' se sick gegenöver, de Tempel von de Siva un dat christliche Kloster up'n St. Georgsbarg. Wer wür'd nu de Babenhand behollen: Christus oder Siva? Dat wiern unruhige Tieden. Dor hett manch een sien Glooben mit 'n Dod betügt as Ansverus, an den sien Erinnerungsdag wi nächst Jahr unsen Dom wedder inweihen willn. Nu steht de Dom hier, so meenten de Steen; wi sünd'n Teeken, dat Christus Herr worden is över de Götzen. Un nu gah hen – so heff ick dat von ehr verstahn – un segg luthals, dat de Lüde sick verfiern: dat is hüt nicht veel anners, dat geht an de Zonengrenz un in de ganze Welt un in uns lütt Welt, ja in uns egen Hart nich alleen üm Politik un Geldverdeenen, nich üm Macht un Atom, gewiß dorüm ok; dat geht toletzt wedder üm de oll Frag: wer behölt de Babenhand: Christus oder de Welt ahnem? De Gloovan unsen Heergott oder den Minsch mit sien dusend Götzen? De oll Schlang, von de de Bibel so as'n Bild vertellt, krüppt wedder

dörch uns Welt. Uns Martin Luther hett von den Geist, de allens dörch'nanner bringt, seggt: Grot Macht un veel List sien grausam Rüstung is, up Ird'n is nix siensgliken.“ Nee, de Düvel hett hüt ganz modern Kledagen an.

Bröder un Schwestern! Makt doch mal de Oogen up! Allens dörch'nanner! Nich blots in de grot Welt un Politik. Ok in uns eegen Hart. Segg, wer hett denn de Babenhand bi di, in dien Eh, dien Familie, dien Leben, in uns Volk? Is dor denn Klorheit, Freeden? — Un meenst du nu, dat uns Herrgott sick dat gefallen laten kann, wenn he wükllich Herrgott is? Dat wi em as'n Pupp behanneln, de wi in't Schapp sparen, wenn he uns stürt, un de wi wedder ruthalen, wenn wi uns mit em sehen laten willen. Meenst du, dat he blots för de ollen Frugens un de lütten Kinner dor is? — Leev Landslüd! Mi is bang, wenn dat so wierer geht in de Welt un in Dütschland, ja, bi uns sülsen! Dat ward ümmer unklorer; sünd wi nich all lang in't Schwemmen kamen?

Klorheit möt wedder warden!

II.

Over woans? Dor stünn de Profet Elia up een' Barg in sien Heimat, he alleen un 450 von de utländischen Heidenpreester em gegenöver, un dat ganze Volk kek to. Nu süllt Klorheit geben, ob de Herrgott noch an' Leben wier oder ob Minschen-Klokheit de Welt regiert. Dat güng üm Leben und Dod. De Wett süll gellen! Un as de 450 mit ehr Geplärr nix utrichten können, stellt sick de Profet hen un rep: „Kamther, alle Mann, kamther to mi!“ As wenn een de Stormklock lüd, so schallt dat över den Barg. Un de Herrgott hett sick dormals to em bekennt. Dat harn se all vör Oogen. Dunn sä'n de Minschen: „Ja, de Herr is Gott, de Herr is Gott!“

Vör een poor Jahr wier ick in' Harvst in Nigenbramborg. Dor wier 'n groten Ümmarsch von all de Organisationen. Ick stünn up'n Wall Fritz Reuter'n sien Denkmal gegenöver, wo hüt Bäcker Schultsch un Dörchläuchting sick ümmer noch nich eenig sünd. Mit'n mal wier mi, as ob de Oll up dat Postament sick bewegt un mit den Griffel wat in dat Book schrieben wull. Wat he woll schreben hett? Mi wier so, as wenn he von sien Testament de Würd wedderhalt, de he vör sien un sien Lovising ehr'n Gravsteen bestimmt hett:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein.
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein.
Und irrt ich im Dunkel und fand mich nicht aus,
bei Dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist Dein Haus!“

III.

Dor is dat: Bi Di, Herr, is Klorheit. Un he kann dat nich uthollen, dat de Minschen ümmer mihr in Unklarheit geraden. He kann't nich mitansehn, dat wi in' Düstern verbiestern bi all uns modern Klokheit. He hett allens versöcht, dat wi de Oogen upkriegen. Ja, he is as'n Minsch to uns west. Woans sülln wi em sünst verstahn? Wenn ick in disse Stund juch ok wierer nix to seggen heff, dit een nehmt mi af: Uns Herrgott hett'n Minschenfund' — von lütt up an, siethede Mudder unnert Hart leggt würd. In den' künn he sien eegen Hart ganz ringeben, de wier för sien heiligen Geist ganz apen, biden' wier Klorheit, wonah Fritz Reuter sick sehnt hett. Un disse Minsch hett allens up sick nahmen, wat de Herrgott em uppackt hett, ok dien Angst un mien Angst, ok dien Schuld

un mien Schuld. Dat is em nich leicht fallen, över he hett't uthollen, as schier nix mihr to hoffen wier. He is nich weglopen, as de Minschen em all in jungen Joehn to Dod bröcht hebben. So grot wier sien Totrugen to sien Vadder, to unsen Herrgott. Un de hett em dat dankt un hett em all Tied Mot geben. Ok in de Stund', as dat hart up hart güng. Dor hebben de Minschen up dat grote Fest all Dag fragt: Is he ok dor? Dat knöstert ordentlich in de Luft. Nu süll he't wiesen, wer he wier, nu süll't Klorheit geben! Man markt dat ollig de Würt an, wenn Johannes uns dorvon schrifft:

„Över an' letzten Dag von dat grot Fest, de am herrlichsten wier, stünn Jesus up un röpluthals: Wenn een Döst hett, kumm her to mi un drink!“

Leev Schwestern und Brüder! Dat is hüt nich 'n beten anners. Klorheit in dien Leben kannst du nich köpen, för keen Geld nich, kannst di nich anlihrn, ok, wenn een noch so'n kloken Professor is, kannst nich finden, ok, wenn de Minschen noch so oft üm de Ird rümsusen oder nah'n Mond fleegen, kannst di blots — s ch e n k e n l a t e n —, wenn du't wißt, wenn du „Döst“ hest, as de Heiland seggt: „wenn een Döst hett, kumm her to mi!“ Un wenn wi ut diss' Kirch gahn un wedder nah Hus führn, wat wull ick leewer, as dat uns dit Wurt ümmer in de Uhrn klingen dei: „Kumm her to mi un drink! Kumm.“

Un wenn een hier is, de meent: „Ick kann dat nich“, den'n will ick ton'n Schluß wat seggen: As Jungs klatterten wi, wenn winterdags dat Kurn utdöscht un de Schüntass leddig wier, up den hogen Querbalken. Dor stünden wi nu as de Schwölken up'n Telefondraht — un keener har den Mot, dor dal to springen. Dat lütt Hart puckerte so dull! Un denn hett't eener wagt: un dat güng!! Un denn wi all: ümmer noch mal, ümmer noch mal!

So geht uns dat, wenn wi dat mit dissen Jesus wagen. He wier de ierst, he is de Herr, he passt för uns up! He fängt uns up! He gifft uns immer niegen Mot, sien heiligen Geist! He füllt uns lütt Hart ümmer wedder up. U n s L e b e n w a r d k l o r , h ü t u n m o r g e n , j a , n o c h i n u n s l e t z t e S t u n d ! Dat is wiß un wahrhaftig! Leev Fründ', ick kann nich anners, as juch dit Wurt von unsen Heiland mit groten Ernst an't Hart to leggen: „Wenn een Döst hett, kumm her to mi un drink!“ — K u m m !

Amen.

Die in dem festlichen Konzert in Marburg vorgesehene Totenehrung mußte aus den angegebenen Gründen leider unterbleiben. So widmen wir die folgenden Seiten der Erinnerung an unsere lieben Toten.

Sang an die Toten

Immer muß ich lauschen
dem verwehten Sang,
hör' die Stimmen rauschen,
hör' der Worte Klang.
Tot sind nun die Brüder,
hin das Saitenspiel,
Lautenklang und Lieder
wurden beide still.

Niemals mehr, ihr Brüder,
kehrt der Liebestag,
niemals tönt euch wieder
Sang und Lerchenschlag.
Doch in Tod und Leben
seid ihr uns vereint!
Wenn die Schatten weben,
wenn die Seele weint.

Immer muß ich lauschen
dem verwehten Sang,
hör' die Stimmen rauschen,
hör' der Worte Klang.

G. H. (1951)

Sang an die Toten

Worte und Weise v. G. H. Piehler

Lento e dolce

Für gemischten Chor ges. v. K. Gerigk

Im-mer muß ich lau-schen dem ver-weh-ten Sang,
Ni-emals mehr, ihr Brü-der, kehrt der Liebes-tag,
(Bass) hör' die
ni-emals

The first system of the musical score consists of two staves. The upper staff is in treble clef with a key signature of one flat (B-flat) and a common time signature. It contains the vocal melody with lyrics. The lower staff is in bass clef and contains the piano accompaniment. A dynamic marking 'p' (piano) is placed at the beginning of the lower staff. The lyrics are: 'Im-mer muß ich lau-schen dem ver-weh-ten Sang, Ni-emals mehr, ihr Brü-der, kehrt der Liebes-tag, (Bass) hör' die ni-emals'.

hör' die Stim-men rau-schen, hör' der Wor-te Klang.
ni-emals tönt euch wie-der Sang und Lerchenschlag.
Stim - men
tönt euch.

The second system of the musical score continues the two-staff format. The upper staff has the vocal melody with lyrics: 'hör' die Stim-men rau-schen, hör' der Wor-te Klang. ni-emals tönt euch wie-der Sang und Lerchenschlag.' The lower staff has the piano accompaniment. A dynamic marking 'p' is present at the start of the lower staff. The lyrics are: 'Stim - men tönt euch.'

Tot sind nun die Brü-der, hin das Sai-ten-spiel,
Doch in Tod und Le - ben seid ihr uns ver-eint!

The third system of the musical score continues the two-staff format. The upper staff has the vocal melody with lyrics: 'Tot sind nun die Brü-der, hin das Sai-ten-spiel, Doch in Tod und Le - ben seid ihr uns ver-eint!' The lower staff has the piano accompaniment. A dynamic marking 'f' (forte) is placed at the beginning of the lower staff. The lyrics are: 'Tot sind nun die Brü-der, hin das Sai-ten-spiel, Doch in Tod und Le - ben seid ihr uns ver-eint!'

pp rit

Lau-ten-klang und Lie-der wur-den bei-de still.
 Wenn die Schat-ten we-ben, wenn die See-le weint.

pp rit

pp

Im-mer muß ich lau-schen dem ver-weh-ten Sang;
 hör die

pp

rit morendo

hör'die Stim-men rau-schen, hör'der Wor-te Klang!

Stim - men *rit morendo*

Karl Nahmmacher

geb. 30. Oktober 1874, gest. 27. September 1965

Sein Genius war zu selig, um allein zu bleiben,
und die Welt zu arm, um ihn zu fassen.

Hölderlin

Am Montag, dem 27. September, ist unser Lehrer Karl Nahmmacher sanft eingeschlafen. So war ich wieder vom 29. September bis 1. Oktober in Neustrelitz. Wenn auch diesmal mein geliebter Lehrer und Freund von uns gegangen war, so waren es dennoch erhebende Tage, die ich in seiner unmittelbaren Nähe noch einmal verleben durfte. Ganz wundervoll schlief ich in den beiden Nächten in seinem Schlafzimmer. Jeden Morgen war mir so, als wenn ein guter Engel meinen Schlaf bewacht hätte.

Am Tage vor seinem Tode sagte er zu seiner Tochter: „Morgen geht es nun zu Ende.“ Und so war es. Am Donnerstagmittag konnte ich in Neustrelitz eintreffen und ihn in Begleitung seiner Tochter in der Friedhofskapelle aufsuchen. Sein jüngster Enkel Klaus Holst, 22 Jahre alt, gab seiner Empfindung beim Anblick des Großvaters im Sarge spontan Ausdruck: „Da liegt ein Kaiser auf seiner letzten Ruhestätte.“ Ich empfand: Da liegt ein Sieger auf seiner letzten Ruhestätte. Tief beeindruckend, hoheitsvoll lag er da, das Gesicht, vom schneeweißen Vollbart umrahmt, war trotzdem wie um Jahrzehnte verjüngt, verklärt, ohne jede Falte im tiefsten Frieden ruhend, hoch und leuchtend überragt von der reinen Denkerstirn. Der Eindruck war einfach überwältigend. Wer hat sein Gesicht um Jahrzehnte verjüngt, verschönt, wer hat in dies tote Antlitz den überirdischen Glanz gegeben? Wie ist das menschenmöglich? Diese Fragen drängten sich mir auf. Aber zugleich war die Antwort: es ist eben nicht dem Menschen möglich, nur einem Wesen aus einer überirdischen Welt ist es möglich. Gottes Werk ist dies Tun!

Die Beisetzung war am Freitag um 14 Uhr. Heller Sonnenschein lag über Neustrelitz und bahnte sich durch die bunten Fenster der Friedhofskapelle den Weg zu dem mit schönsten Kränzen geschmückten Sarg, die dunkle Kapelle und den Sarg überflutend mit seinen goldenen Lichtstrahlen. Da lag unser geliebter Lehrer eingebettet in eine Überfülle von Schönheit und Licht. So war sein Wunsch erfüllt, den er in der letzten Zeit wiederholt zu seiner Tochter ausgesprochen hat. Das ewige Licht nahm das Licht aus seinem Innern zu sich empor, beides zu einem Licht vereinigend. Dasjenige Licht meine ich, von dem im Anfang des Johannes-Evangelium gesagt ist:

„... und das Licht scheint in der Finsternis ...“ Dieses Licht hat er sein Leben lang gesucht, und diese Lichtstrahlen konnte er seinen Schülern mitgeben auf ihren Lebensweg. Ob wir alle das Licht recht gehütet haben?

Nach der würdigen Ansprache von Herrn Probst Möwius habe ich im Namen der alten Caroliner einen Strauß roter Rosen niedergelegt mit folgenden Worten:

„Gelobt sei der Herr, der Dir, Karl Nahmmacher, Du strebender Jünger des Christus, den Sieg gegeben. Möge Deine Hoffnung Erfüllung, Dein Glaube Schauen, Dein Sterben Leben geworden sein.“

Zum Zeugnis unseres Glaubens, unserer Hoffnung, unserer Liebe empfangen aus der Hand Deines Schülers für die vielen alten Caroliner, die Dir in Dankbarkeit, in tiefer Ehrfurcht und Verehrung verbunden sind, diese Rosen. Wir bringen sie in der frohen Zuversicht, Dich wiederzufinden vor dem Throne Gottes — der da war, der da ist, der da sein wird! Amen!“

Darauf sprach Harald Banse sehr warmherzig und beeindruckend über seinen hochverehrten Lehrer Karl Nahmmacher, der uns als der stets geliebte Lehrer und Freund in unserer Schulzeit ein Vorbild war, dem wir begeistert gefolgt sind. Er erweckte in

uns die Seelenkräfte der Begeisterung, Ehrfurcht, der Verehrung, die uns im Leben oft mehr geholfen haben, als manche gelehrte Wissenschaft.

Dann wurde Karl Nahmmacher in strahlendem Sonnenschein zu seiner letzten Ruhestätte getragen. Neben seinem offenen Grab sah ich die Grabstätte meines guten Freundes und Regiments-Kameraden Fritz Bahlke, der 1918 sein junges Leben hingab für Heimat und Vaterland.

Dasselbe Licht stand über beiden Gräbern — hell leuchtend!

*

So ging dieser für viele von uns so bedeutungsvolle Mensch den Weg, der uns allen noch bevorsteht. Stets ist er mit dem Zeitgeschehen mitgegangen, hat das Beste herausgesucht, es weiter gegeben und danach gelebt. Welche bitteren Enttäuschungen mußte er jedesmal erleiden, wenn die Menschen sich von Worten blenden ließen und aus dem erhofften Guten der Böse hervortrat und das Regiment übernahm. Trotzdem ist er niemals verzweifelt, hat nie seinen Glauben an das Gute verloren. Sein Blick war immer auf die Zukunft gerichtet, auf das Neue, das kommen muß, um das Chaos wieder in den göttlichen Rhythmus hineinzuführen. Diese Aufgabe beherrschte ihn. Ging sie über seine Kräfte? Ich glaube, er hat manches Samenkorn in die Herzen der Menschen hineingegeben. In den schwersten Jahren 1945/46 trat er in die tobende Öffentlichkeit und hielt öffentliche Vorträge, aus seinem tieferreligiösen Empfinden heraus. Ich besitze noch den Vortrag von ihm: Religion ist Privatsache. 1946 hielt er ihn in Neustrelitz. So wie er dies Thema ausführte, war es zu dieser Zeit ein sehr angefochtenes Unterfangen.

Ein Feuergeist war er, und Feuer brennt!

Karl Nahmmacher liebte das Leben, aber er fürchtete den Tod nicht. In aufopfernder Weise hat seine Tochter ihn in seinem langen Leiden gepflegt. Wie schwer muß es da dem geworden sein, der blind und fast bewegungsunfähig dalag, ihm, der im Leben stets alles sofort in Angriff nahm und mit eigener Kraft und Zähigkeit durchführte. Jetzt mußte er Jahr für Jahr, Tag für Tag, Stunde um Stunde warten, bis eine helfende Hand ihm gab, was er brauchte. Da wollen wir in Dankbarkeit und Anerkennung seiner Tochter gedenken!

Eine Freude war ihm in allen Enttäuschungen seines langen Lebens geblieben, das waren die Enkel und Urenkel, die mit ihrem jungen Leben, für das er sich stets verantwortlich fühlte, ihm herzlich verbunden sind.

Wie ein Kaiser —, sagte sein Enkel, wie ein Sieger!

*

Zurück nach Rostock

Nachdem der D-Zug die Chaussee nach Weisdin unterfahren hatte, lag rechts im Walde der Krebssee, dieser einzigartige, schöne Waldsee, an dem ich schon als Quintaner gespielt habe als Geburtstags-gast bei meinem frühverstorbenen Schulfreunde Otto R., dem Bruder unseres getreuen Caroliner Max Rütz. Über sein den blauen Himmel spiegelndes Widerspiel freute sich sogar die Sonne und sandte ihre Strahlen hinein zum erfrischenden Bad in seinem herbstlich kühlen Wasser. Wie oft hatte ich an seinen Ufern von Weisdin aus, wo mein Onkel Winckelmann getreu seine mit allzu leichtem Sand gesegneten, trockenen Felder bebaute, die in Richtung zur Oberförsterei stehenden köstlichen Walderdbeeren gepflicht zur Freude meiner Mutter und meiner Geschwister. Jetzt wanderten die Gedanken zurück zu den Menschen, die hier einst gelebt, und der sonnige Morgen ließ sie in vergoldetem Glanz in der Erinnerung wieder aufleben. Aus meinen Gedanken weckte mich der Blick auf den Kratzeburger See, der in zartem Blau, die Sonnenstrahlen silbern widerspiegelnd, still dalag, im Hintergrund eingerahmt von den dunklen Wäldern, zu seiner Rechten das friedliche Dorf und weite Felder. Dann gings vorbei an einem kleinen Waldsee, ich weiß nicht seinen Namen, an einem gelben Lupinenfeld, an meist leeren Feldern, die Ernte war schon eingebracht. Durch Waren ging es. Die alte Windmühle hatte ihre Flügel längst verloren, noch immer trauert sie, daß

ihr Spiel mit dem Winde, ihr Lebensglück vorbei ist, unwiederbringlich vorbei, ausgeträumt. Die Müritz ist in leichte Nebel gehüllt, die im zartesten Blau den Blick ersterben lassen. Schnell ist der Zug vorbei geeilt. Mais, Rüben, Runkeln, Wruken stehen noch vereinzelt auf den Feldern, hier kommt ein Schlag, auf dem die erste Wintersaat ihre grünen Spitzen der Sonne entgegenstreckt. Vorbei gehts an Sophienhof mit einem kleinen blauen See — ein gelbes Stoppelfeld, ein kleines, sauberes Gehöft mit vielen Gänsen auf dem Dorfteich. Wieder Maisfelder, Kiefernwald, am Rande Buchen, Birken, auch alte wetterharte Eichen. Auf einer Wiese mähte ein Mann mit einer jungen Frau das Gras, das etwa zehnjährige Mädchel springt jubelnd umher den Schmetterlingen nach. Wieder Kiefernwald, in dem die Haltestelle Devwinkel liegt, an einem Schlagbaum im Wald hält der Landbriefträger mit seinem Motorrad, vorbei geht's an den Tennisplätzen, am Fußballplatz vor Güstrow, wo der Zug hält. Ich stecke mir ein Zigarillo an, Upmann Stäbchen Nr. 15, das meine Gedanken bis Rostock ruhen läßt in seinem blauen beruhigenden Dunst.

Willi Cordua



Blick auf Waren-Müritz

170 Jahre Carolinum - Marburg 1965

„Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht?“ Diese Fragen aus der „Fröhlichen Wissenschaft“ (Buch 3, Kap. 125) des großen Philosophen und Philologen Friedrich Nietzsche mögen manchem von uns in jenen Tagen durch den Kopf gegangen sein, als ein neues Caroliner-Treffen in greifbare Nähe zu rücken begann. Würden diesmal die Begegnung und das Gespräch, so wie wir es erhofften, stattfinden? Würde sich der sonst oft so leere Raum um uns mit Leben zu füllen beginnen? Würden unsere Herzen in diesen Stunden so zueinander finden, wie es unseren Wünschen und Vorstellungen entsprechen müßte? Nun, auf alle diese Fragen gibt es heute eine klare Antwort: Das unvergeßliche vierte Treffen der Caroliner in der Zeit vom 24. bis 26. September 1965 in Marburg, jener Stadt, die eine Fülle von Kostbarkeiten aus vielen Jahrhunderten in ihren Mauern birgt und einen ausgezeichneten, unvergleichlichen Rahmen für eine solche Veranstaltung gibt, übertraf alle unsere Erwartungen und ließ aus einem leisen Hoffen freudige Zuversicht werden. Es war ein gelungenes, ein glanzvolles Fest.

In bewährter Gastfreundschaft nahm uns die alte Universitätsstadt auf und beherbergte die aus allen Teilen Deutschlands angereisten Teilnehmer in überaus zufriedenstellender Weise. Eine warme Herbstsonne lag über dem zauberhaften Lahntal, als sich am Freitagnachmittag die ersten Caroliner auf der Terrasse des Kurhotels „Ortenberg“ zu einem vorerst kurzen freudigen und glücklichen Wiedersehen einfanden. Jeder von uns kam in der Erwartung eines freundschaftlichen Zusammenseins mit den alten Lehrern und Schülern, einer Begegnung mit liebgewonnenen, gegenseitig geachteten, verehrten und geschätzten Menschen, die in ihrem Herzen die Liebe zur Heimat, zur alten ehrwürdigen Schule, zum Carolinum bewahren. Strahlende Gesichter, soweit das Auge reichte, rührende Augenblicke des Wiedersehens, stürmische Begrüßungen und große Freude auf allen Seiten. Jeder von uns empfand es in dieser Stunde als ein Anliegen besonderer Art, daß bei diesem Treffen noch mehr als bisher an die Stelle des Monologs der Dialog, die Notwendigkeit von Gespräch und Begegnung zu treten haben, um einem Fest überhaupt einen tieferen Sinn zu geben. Welch eine Fülle von Erinnerungen war plötzlich gegenwärtig, als die Flaggenhissung um 16 Uhr den Auftakt zu einem Treffen gab, das allen Teilnehmern in dankbarer, freudiger Erinnerung bleiben wird. Junge und alte, bekannte und zunächst noch unbekannte Gesichter, aus denen die große Freude dieses schönen Tages sprach, begegneten einander in diesem Augenblick. Während die ersten Gruppen noch zueinanderfanden, während noch ein kurzer Blick auf die in der Abenddämmerung versinkende Silhouette Marburgs fiel, begann in kleinem Kreise um 17 Uhr die von unserem 1. Vorsitzenden Peter Heitmann eröffnete Hauptversammlung. Wie stets bei solchen Anlässen: Rückblick auf die vergangenen drei Jahre, auf eine erfolgreich geleistete Arbeit, Vorschau und Ausblick aber auch auf die vor uns liegende Zeit.

Draußen wurde es indes immer lebhafter. Ein ständiges Kommen und Gehen, verbunden mit einem Gedankenaustausch und einem Schwelgen in meist angenehmen Erinnerungen an die Schulzeit in Neustrelitz, ließen die Zeit bis zum Eröffnungsabend

schnell vergehen. Verwischt und vergessen waren für einen Moment die schrecklichen Jahre der Kriegs- und Nachkriegszeit, lebendig war unsere schöne alte Carolinerzeit geworden. Wir begrüßten an diesem Abend vor allem unsere verehrten Lehrer, wir sagten ihnen und unserem hochverdienten Oberstudiendirektor Piehler unseren tief empfundenen Dank für ihr stetes Bemühen um uns und unser Carolinum. Wir hörten zahlreiche Grußbotschaften, nahmen Kenntnis von Glückwunschtelegrammen aus nah und fern, empfingen persönlich von Herrn Landessuperintendent Schreiber überbrachte Grüße aus Neustrelitz, lauschten den Worten unseres Protektors, des Herzogs Christian Ludwig, und sahen schließlich einige Lichtbilder von dem dritten Treffen in Marburg im Jahre 1962.

Im Mittelpunkt der Veranstaltungen am Sonnabend stand ein niederdeutscher Gottesdienst in der St. Elisabethkirche. Wieder nahm uns dieses prächtige, erste rein gotische Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert zur Andacht in seinem gewaltigen Mittelschiff auf. Ergriffen folgten wir der plattdeutschen Predigt von Herrn Landessuperintendent Hans Henning Schreiber aus Ratzeburg, die er jenen Worten aus dem Evangelium des Johannes (7, 37) gewidmet hatte, die da lauten: „Aber am letzten Tage des Festes, welches das höchste war, trat Jesus auf, rief und sprach: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke“ — trinke aus dem Kelch der Wahrheit und Klarheit. Klarheit im Leben — das ist in der Tat ein Wort, welches die sehr zahlreich erschienenen, das Kirchenschiff bis auf den letzten Platz füllenden Caroliner nicht nur tief bewegte, sondern auch zum Nachdenken anregte. Klarheit im Leben — innen und außen, zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen, zur Gemeinschaft — ein gutes Wort, Gottes Wort, auf das all unser Handeln ausgerichtet sein sollte. Es begleitete uns nach dem Gottesdienst, der durch ein herrliches Orgelspiel von Prof. Utz und den zu Herzen gehenden Gesang von Ingeborg Albrecht eine besonders feierliche Note erhalten hatte, noch lange Zeit.

Das gemeinsame Mittagmahl mit den inzwischen noch eingetroffenen Teilnehmern wurde wiederum im Kurhotel „Ortenberg“ eingenommen. Auf die von starkem Impuls





getragene Begrüßung der Gäste durch Peter Heitmann folgten die Worte des Vertreters der Stadt Prof. Dr. Luther, Direktor des Philippinums, der Wollen und Streben der Caroliner eingehend würdigte. Die dann von dem 1. Vorsitzenden gemachte Mitteilung, daß das festliche Konzert ausfallen müsse, rief bei den Anwesenden Bestürzung und auch Betrübnis hervor. Wie wir dann im Gespräch erfuhren, war das Konzert schon seit drei Jahren geplant, vor einem Jahr dann im Einvernehmen mit dem Gymnasium Philippinum auf den 25. September festgelegt und vor einigen Monaten noch einmal in persönlichem Gespräch behandelt. Der Grund des Ausfalls war die plötzliche Forderung von seiten der Franzosen, mit denen das Orchester und der Chor des Philippinum im Austausch stehen, daß eine für später angesetzte Konzertreise des Marburger Orchesters in Frankreich vorverlegt werden müsse. — Wir begrüßen alle die Feundschaft zwischen Deutschland und Frankreich und freuen uns, daß der jahrhundertlange Erbstreit zwischen den beiden Völkern endlich aus der Welt geschafft ist, aber wir wollen doch weder politisch noch kulturell Hörige der Franzosen sein.

Am Nachmittag lernten dann viele von uns wieder etwas von Marburg kennen oder führen in die Umgebung. Bei schönstem Sonnenschein verbrachten einige von uns diese Stunden bei einer gemütlichen Kaffeetafel auf dem Schloß. Alle waren wieder tief beeindruckt von den vielfachen Reizen des mittelalterlichen Marburger Stadtbildes. Dann begann langsam schon die Vorfreude auf den festlichen Höhepunkt unseres Treffens zu steigen. In freudigster Stimmung verbrachten wir Caroliner diesen gesellschaftlichen Abend, in dessen Mittelpunkt aber immer wieder unsere alte Schule stand. Sie hat uns das Rüstzeug für das Leben gegeben, sie hat uns geformt und gebildet. Wie schön eine auf dieser Grundlage geschaffene Verbundenheit, wie wertvoll eine Gemeinschaft alter Schüler und Lehrer sein kann — das erlebten wir in diesen Stunden. Bewahren wir dieses Gemeinschaftsgefühl in unseren Herzen, bewahren wir den Geist des Carolinum in uns — dann werden wir niemals einsam unsern Weg gehen.

Ein besonders herzlicher Dank noch jenen Carolinern, die uns dieses Treffen ermöglichten, die trotz ihrer täglichen Arbeitslast die Mühen der Vorbereitungen auf sich genommen hatten, Dank für ein solches Erlebnis!

H. L.

Otto Engelhardt-Kyffhäuser †



Im Frühling 1965 nahm der Maler Otto Engelhardt-Kyffhäuser von dieser Welt Abschied. Das Leben eines Thüringer Künstlers, den das Schicksal nach dem schönen Görlitz in Schlesien geführt hatte und dessen Zufluchtsort nach dem Zusammenbruch die damals noch kleine, von Wäldern und Bergen umgebene Universitätsstadt Göttingen wurde, hat damit ein Ende gefunden. Trotz seiner 80 Jahre war er noch unermüdlich schaffend tätig und morgens in aller Frühe konnte man ihn an der Staffelei sehen, denn er lebte ganz nach dem ewigen Rhythmus des Tages.

Schon in der Jugend verbrachte er nach vollendetem Studium in dem nun einmal für den nordischen Menschen und insbesondere für den Maler begehrenswerten Italien mit seinen Kunstschätzen und von Sonne überfluteten Gärten, Hainen und Städten eine lange Zeit, und immer wieder zog es ihn dorthin. Es war ihm vergönnt, Papst Johannes XXIII. in vollem Ornat im prächtigen Petersdom aus nächster Entfernung zu malen. Später wählte er auch mehrmals das glühende Ägypten mit den ganz in alter orientalischer Art und Pracht lebenden Städten, den unendlichen Weiten und den Pyramiden und brachte auch hier eine reiche

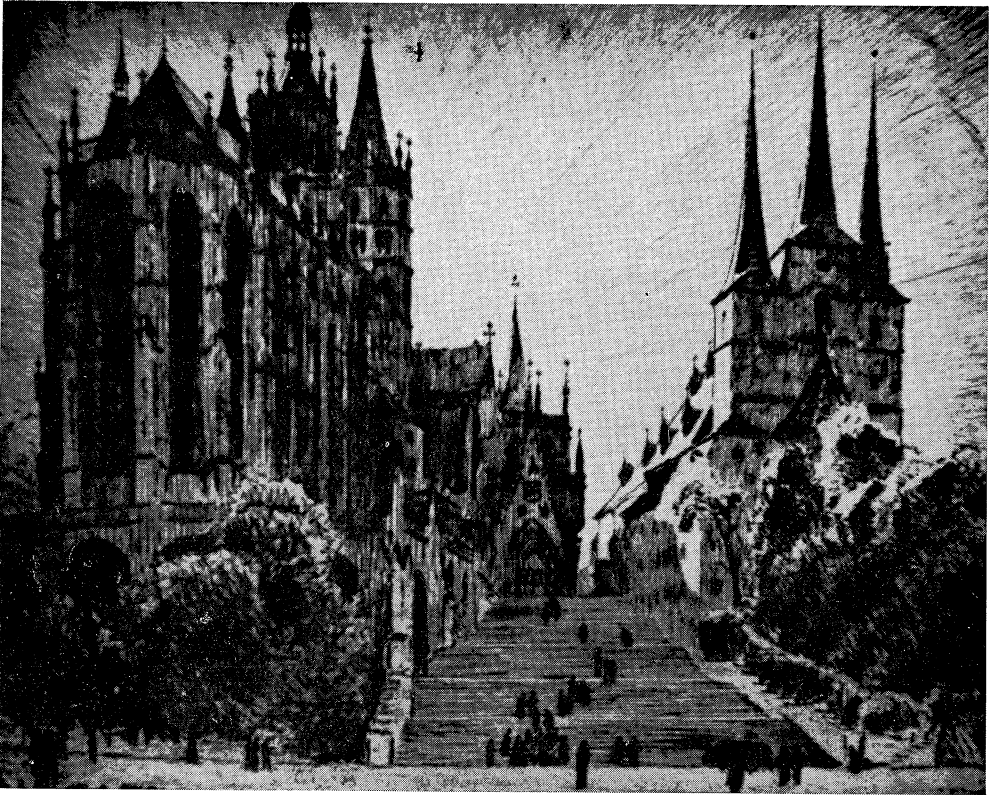
Ausbeute mit nach Hause, nachdem er dort wiederholt von höchster Stelle gewürdigt und geehrt worden war. Die Radierung „Erfurter Dom und Severikirche“ wurde vom ägyptischen Staat erworben und hängt seit vielen Jahren in einem Museum der Hauptstadt Kairo. Ein seltsamer Gedanke für uns, daß ein Teil unserer deutschen Heimat im Orient solchen Anklang gefunden hat.

Im zweiten Weltkriege wurde Engelhardt-Kyffhäuser als Hauptmann der Reserve noch einmal eingezogen und verbrachte die längste Zeit an der Ostfront. Kein Wunder, daß man höhererseits bald erkannte, wer er war, und ihn nicht nur beauftragte, diesen oder jenen hohen Offizier zu konterfeien, sondern ihm auch Gelegenheit gab, landschaftliche und historische Motive in ergreifender Weise festzuhalten.

Aus der großen Zahl seiner Bilder haben wir im Laufe der Jahre einige Werke veröffentlicht (Heft 25/26, S. 49 Das Collegium Germanicum in Rom, Heft 30, S. 41 Der endlose Weg, S. 48 Märchenerzähler, S. 49 Der Bettler).

Möge er nach seinem reichen und arbeitsvollen Leben in Frieden ruhen.

G. H. P.



Erfurter Dom und Severikirche

Otto Engelhardt-Kyffhäuser

Ein erfolgreiches Jahrzehnt . . .

(Zu Dr. Wilhelm Gernentz 75. Geburtstag)

Es ist merkwürdig, wie verschieden unser menschliches Zeitmaß sich kundtut, je nachdem ob wir voraus oder zurück schauen. Ein Dreiviertel Jahrhundert, dessen Anfänge bereits in die „neunziger“ Jahre fallen und das sich nun rundet . . . ist lang und leer, wenn das Kind in seine dunkle Zukunft schaut. Es schrumpft trotz der gewaltigen Fülle des Erlebten zu einem zweidimensionalen, filmartigen Gemälde zusammen, wenn der Jubilar es zurückschauend betrachtet. Und aus dem Dreiviertel Jahrhundert, das Dr. Wilhelm Gernentz am 30. August 1890 in Güstrow begann, sei hier ein Jahrzehnt seines späteren Alters herausgegriffen, weil es für seine Güstrower Mitbürger so ganz besonders segensreich geworden ist durch die vielseitigen Forschungsergebnisse und Spezialabhandlungen, die er ihnen in dieser Zeit schenken konnte.

Ein paar kurze Angaben aus dem Lebenslauf und dem Bildungsweg des Historikers, Altphilologen und Kunstgeschichtlers Wilhelm Gernentz seien hier eingeschoben. Väter-

licherseits stammt er aus einer Bauernfamilie aus Thürkow b. Teterow, mütterlicherseits stammt er aus einer Theologenfamilie. Der Vater seiner Mutter war bis 1896 Präpositus in Thürkow. Sein tiefes Verwurzelte sein im mecklenburgischen Heimatboden führt Wilhelm Gernentz auf väterliches Erbgut zurück, seine starken Sympathien für die Kunst und Musik, für Geschichte und Theologie auf ein solches aus der mütterlichen Familie. Die Güstrower wird es interessieren, daß er sogar im Güstrower Schloß geboren wurde, wo sein Vater damals Oberbeamter gewesen ist. Nach seiner Schulzeit — ab 1900 auf der Güstrower Domschule — folgte sein Studium als Historiker und Altphilologe in Göttingen, München, Berlin und Rostock, unterbrochen durch seine militärische Inanspruchnahme im ersten Weltkriege. Seit 1919 finden wir ihn dann als Studienrat am Gymnasium zu Schwerin. Nach dem zweiten Weltkriege wurde ihm die Leitung dieser Anstalt übertragen, die dann 1946 in eine „Oberschule für Jungen“ umgewandelt wurde. Dr. Gernentz veranlaßte, daß diese Anstalt im Jahre 1949 den Namen „Goethe-Schule“ erhielt. Im Jahre darauf wurde er an die Oberschule nach Güstrow versetzt, wo er bis zu seiner Pensionierung als Lateinlehrer wirkte.

Dem wissenschaftlich prädestinierten, nunmehr pensionierten Lehrer bot sich in seiner Vaterstadt auf heimatkundlichem Gebiet ein ganz ungewöhnlich vielseitiges Arbeitsfeld. Dieses so überaus „erfolgreiche Jahrzehnt“ begann 1953 mit den Vorbereitungen zur 725-Jahrfeier der Vorderstadt Güstrow und mit denen zur Wiedereröffnung des Heimatmuseums und führte im Anschluß daran zu vielen Spezialforschungen zur Güstrower Stadtgeschichte mit sowohl interpretierendem Charakter als auch mit völlig neuen und neuwertigen Ergebnissen, über die hier kurz berichtet werden soll.

Vor mir liegt eine Liste mit etwa 60 Titeln von Aufsätzen, Berichten, Interpretationen usw. Am meisten vertreten sind Sonderartikel über zusammengefaßte wichtige Forschungsergebnisse, die in ihrer Gesamtheit bereits zu einer ortsgeschichtlichen Fundgrube geworden sind. Das ganze wird abgeschlossen durch einige anerkennende und ehrenvolle Darstellungen dieser umfangreichen Arbeiten in verschiedenen mecklenburgischen Zeitungen anläßlich der zehnten Wiederkehr der Neueröffnung des Güstrower Heimatmuseums, die auch zu den Gernentz'schen Hauptarbeiten jener Tage gehört. Besonders erfreulich sind auch einige herzliche Plaudereien über Dinge, Ereignisse und Persönlichkeiten des mittleren Mecklenburgs. Und auch diese alle sind durchaus wissenschaftlich fundiert.

Zu einem Heimatforscher par excellence ist Wilhelm Gernentz tatsächlich in jenem Jahrzehnt nach seiner Rückversetzung nach Güstrow geworden. Aus früheren Zeiten liegen an wissenschaftlichen Arbeiten von ihm neben seiner Dr.-Dissertation vornehmlich nur berufliche Bearbeitungen altsprachlicher Schultexte vor. Aber schon die Festschrift zum Güstrower Stadtjubiläum „725 Jahre Stadt Güstrow 1228—1953“ enthält bereits fünf historische Skizzen nämlich: Güstrow im Mittelalter, Zur Geschichte des Güstrower Schlosses, dgl. der Pfarrkirche, der Oberschulen und der Grundschule. Ungefähr gleichzeitig damit erschien eine Jubiläumsschrift über die Güstrower Oberschule, in der Dr. Gernentz auf den Seiten 5 bis 16 den Hauptaufsatz bringt. Die Gegenwart seit 1945 überläßt er darin jüngeren Bearbeitern.

Seine Lieblingsaufgabe aber hat Dr. Gernentz von vornherein in der Reorganisation der wertvollen Museumsbibliothek gesehen, an der er immer noch tätig ist. Alle kleineren Schriften und Abhandlungen mitgezählt umfaßt sie heute bereits an die 5000 Bücher, wobei es sich vornehmlich um eine Sammlung wirklich musealer Werke handelt, die für jeden späteren Forscher bestimmt ein Archiv wertvollster Quellen bilden wird. Auch viele Handschriften und Behelfsdrucke sind darunter. Die Hauptteile dieser Materialien entstammen den Beständen der Güstrower Schulen, der Ratsbibliothek und dem Stadtarchiv. Ein besonderes Lob aber wäre seiner eigenen Sammeltätigkeit zu zollen, in der sich speziell das große Können des vorzüglichen Forschers und Archivars offenbart, der das wertvolle Neue mit dem unersetzlichen Alten durchaus wissenschaftlich zu koordinieren weiß.

Es würde nicht dem Zweck dieser kurzen Betrachtungen entsprechen, wenn ich hier alle einzelnen Titel aufzählte. Ich beschränke mich darauf, sie in Gruppen zusammen

zu fassen. Da wäre zuerst die eigentliche Ortsgeschichte, die viele Themen aus allen Güstrower Zeitabschnitten bringt. Dabei sind dem Verfasser einzelne Ereignisse oft ebenso wichtig wie summarische Darstellungen der Güstrower Verhältnisse z. B. im 30jährigen Kriege oder im 7jährigen oder in den Freiheitskriegen. Weiter weiß er zu plaudern über den Besuch des Zaren Peter, der 1712 in Güstrow weilte. Oder er wählt sich den Klosterhof oder das Schloß, die Straßennamen, die Kirchen, die Eisenbahnen, die Chausseen oder den Kanal zum geschichtlichen Vorwand. So findet der Güstrower hier beinahe alles, was ihm aus seiner Ortsgeschichte nur irgendwie wichtig sein könnte. Eine zweite Gruppe umfaßt Aufsätze zur Kulturgeschichte der Stadt, in die zu rechnen wären alle Arbeiten über das Theater, über die Schulen, über das Heimatmuseum, speziell aber die Beziehungen großer Mecklenburger zu Güstrow wie Fritz Reuter, Ernst Alban, Heinrich Seidel, Georg Adolf Demmler, John Brinckmann u. a. Auch die Güstrower „Arbeiterbewegung“ wird von Dr. Gernentz historisch untersucht. Es sind verschiedene Einzelthemen, die sich alle durch eine ganz besondere Objektivität und Genauigkeit auszeichnen, reine wertvolle Forscherarbeit, die den Zeitraum zwischen 1792 und 1910 umfaßt. Die kunstgeschichtliche Gruppe bringt stillkritische Arbeiten über die vielen schönen Bauten, an denen Güstrow ja immer noch so reich ist. Es ist sehr schade, daß sich alle diese Aufsätze einzeln in den mecklenburgischen Zeitungen befinden, meist viel zu wertvoll für die kurze Lebensdauer, die gewöhnlich damit verbunden zu sein pflegt. Aber wenigstens besitzt die Güstrower Museumsbibliothek eine vollständige Sammlung davon, die bestimmt eine geschlossene Buchausgabe verdient hätte.

Zweierlei bliebe noch zu erwähnen übrig. Das wären die vielen Vorträge, Reden und Stadtführungen, die Dr. Wilhelm Gernentz dauernd durchführt, bei denen eine solide wissenschaftliche Grundlage und ein unterhaltsamer Plauderton als besondere Merkmale genannt werden müssen. Dabei ist er obendrein auch bestens in der Lage, sich immer dem Niveau der Zuhörer anzupassen, so daß alle zu ihrem Recht kommen. Zum anderen muß hingewiesen werden auf einige Buchausgaben aus diesem seinem erfolgreichen Jahrzehnt. Im Jahre 1955 erschien im „Petermännken-Verlag“ zu Schwerin sein „Wegweiser durch Güstrow und seine Umgebung“, mit dem er auch zugleich einen Abstecher in die Geographie des mittleren Mecklenburgs macht. Noch wertvoller aber ist die reich bebilderte Ausgabe seiner „Studien zur Baugeschichte des Güstrower Schlosses“ (Kreisheimatmuseum Güstrow, 1963). Die liebevoll und präzise ausgewählten vielen Bilder, die sachkundige Interpretation und die reichlich zitierten Quellen werden diesem vorzüglichen Buche Dauerwert verleihen.

„Ein erfolgreiches Jahrzehnt“, bestimmt! Trotz der gedrängten Kürze bemüht sich dieser Bericht, es zu beweisen. Vieles mußte leider unerwähnt bleiben. Es sei aber abschließend auch noch auf die Beiträge hingewiesen, die Dr. Gernentz mehrfach für „Das Carolinum“ d. h. für die nun bereits im 31. Jahrgang erscheinenden „Blätter für Kultur und Heimat“ (Neustrelitz-Göttingen) zur Verfügung gestellt hat. Wir Mecklenburger hüben wie drüben sind erfreut und dankbar für all das Große und Wertvolle, das uns der Jubilar geschenkt hat.

Gerhard Böhmer-Teterow



Vor allen Kreaturen haben wir den Willen voraus, und wer sich sein Schicksal nicht selber macht, verdient keines zu haben.

Eckart von Naso

Daß Krankheiten sinnlos seien, ist ein Vorurteil. Krankheiten sind Prüfungen.
Ernst Jünger (An der Zeitmauer)

Richard Benz 80 Jahre

Der Literatur-, Musik- und Kunsthistoriker R i c h a r d B e n z wurde am 12. 6. 1384 in Reichenbach im Vogtland geboren, war Professor an der Universität Heidelberg und wurde später Ehrenbürger der Stadt. Wenn man nur einen Blick tut in die Fülle dessen, was er im Laufe eines langen Lebens an Büchern, Schriften und Aufsätzen schuf, und wenn man einige seiner Werke gründlich studiert hat, dann wird sichtbar, welch ein eminent begabter und hochbefähigter Geist uns in seiner Persönlichkeit gegenübertritt. Wir wollen uns bei diesem kurzen Hinweis auf einige von dem Referenten persönlich hochgeschätzte Arbeiten von Richard Benz beschränken. Da ist vor allem das zweibändige Werk „Die Stunde der deutschen Musik“. Wer sich darin vertiefte, dem wird es so ergangen sein, daß er nicht ruhte, bis er die dickleibigen Bände von Anfang bis zu Ende in sich aufgenommen hatte. Und immer wird er sie wieder vorgenommen haben, wenn es ihm möglich war, die Bände über den Krieg hinüberzuretten (was dem Ref. nicht gelang), denn Benz fesselt nicht nur durch die geistvolle Darstellung, sondern weiß auch durch zwingende Logik zu überzeugen. — Ein sehr viel genanntes und gleichzeitig das bekannteste Werk ist „Die Kunst der deutschen Romantik“, 1939 im Piper-Verlag in München erschienen, mit einer reichen Auswahl von Bildwiedergaben (128 ganzseitige Bildtafeln, 4 farbige Bildbeigaben und 24 Abbildungen im Text) ausgestattet. Hier wird auch der uns Mecklenburgern durch seine nahen Beziehungen zu Mecklenburg so vertraute größte norddeutsche Romantiker Caspar David Friedrich ganz ausführlich behandelt und sein Gemälde „Vor Sonnenaufgang“ (Berlin, National-Galerie) im Farbdruck gezeigt. Ebenso wird der bekannte mecklenburgische Maler G. F. Kersting (geb. 1785 in Güstrow), einer der nächsten Freunde Friedrichs, gewürdigt, der etwas von der Beseelung und Innerlichkeit Friedrichs auf den menschlichen Raum übertrug. Auch Kersting war übrigens Lützower Jäger (vgl. Heft 43). Er hat in dem Gemälde „Auf Vorposten“ das Gedächtnis dreier Kriegskameraden festgehalten: K ö r n e r, F r i e s e n, H a r t m a n n (Berlin, Nationalgalerie) und hat das Bild „Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt“ gemalt.

Es sei jetzt nur noch auf zwei Bücher von Richard Benz hingewiesen. „Geist und Reich“, mit dem Untertitel „Um die Bestimmung des Deutschen“, erschienen im Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1933. Schon auf den ersten Seiten behandelt Benz den „Rasse-Mythos“, die „Judenfrage“ und „Blut und Geist“. In welchem Sinne, brauchen wir hier nicht zu sagen! — Und als letztes nennen wir noch „Lösung und Bindung“, Problem zwischen den Kulturen, Christian Wegner Verlag, Hamburg 1939. Im Gegensatz zu O s w a l d S p e n g l e r (der jetzt zwar vergessen ist, aber doch auch seine Verdienste hatte und hat) stellt sich Benz auf den Standpunkt, daß ein rhythmischer Wechsel gebundener und gelöster Epochen vor sich geht und die Zwischenzeiten Pausen für das Atemholen und die Vorbereitung sind.

Welch ein Reichtum an Gedanken, Ideen, Schlüssen und Bildern tritt uns bei Richard Benz entgegen. Wie reich fühlen wir uns mit ihm, wenn wir uns in seine Welt versenken.
G. H. Piehler

Ein ehemaliges Karmeliterkloster. Magischer Kandelaberschein von Wachskerzen in eisernen Haltern an den Mauern. Orgelton und Geigen, verdeckt durch Vorhänge. Studenten in zeremoniöser Gewandung. Ein antikes Lesepult. Legendenabend. Heidelberg. Wann? Nicht 1806, als zwei ebenso Enthusiasmierte „Des Knaben Wunderhorn“ herausgaben, sondern hundert Jahre später, als eine Gruppe Zwanzigjähriger im Namen jener sich daran machte, die große romantische Magie zu wiederholen, sie als zweite Romantik zu erneuern. Einem von ihnen wurde es Lebensauftrag: Richard Benz.

Heute, an seinem 80. Geburtstag, ist die Magie endgültig verfliegen, sind die schönen Tage von Weber, Gundolf, Radbruch Sage. Richard Benz, der Privatgelehrte, der *Homme de lettres* ist ihr letzter Zeuge. Sein Hauptwerk „Die deutsche Romantik“, erschien 1937, ihr letzter Abglanz. Sohn eines evangelischen Theologen aus Reichenbach im Vogtland, wuchs er in Dresden auf und studierte in Leipzig, München, Heidelberg Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte. In Heidelberg blieb er. Die Trias seiner Fächer hat er nie aufgegeben. Er hatte niemals einen Lehrstuhl inne, aber sein Werk rückte auf in den Rang desjenigen, das nicht noch einmal gesagt werden kann, es wurde klassisch.

Woran lag das? Wohl daran, daß Benz seine Überzeugungen weniger auf Fußnoten gründete als auf wahlverwandtschaftliche Erfahrungen. Auf die Erfahrung der deutschen Romantik als Einheit von Musik, Malerei und Dichtung, als Süden des deutschen Geistes. Daß er die Künste in romantischster Manier zusammensah und zusammen genoß und die Natur mit hineinnahm, die Natur Schwabens und des Allemannenlandes, das rettete seine späte Imagination vor Widerlegung. Es brachte ihn allerdings auch zu Fehleinschätzungen der Art, daß er die Renaissance als Verhängnis der deutschen Kultur verdächtigte und kulturpolitisch agierte. Seine Musikantennatur, sein kindlicher Ernst sahen Richtiges und nannten es falsch. Musikalische Kulturphilosophie und ihre Irrtümer.

Die Musik war es auch, die ihn abseits hielt von der heroischen Geste, der strengen Scholastik Stefan Georges und hintrieb zu Momberts Gelöstheit und später zu Hesse. Wiedergeburt des Wertes aus dem Geist der Musik, klassische Geisterbeschwörung: Dresden-Heidelberg—Italien. Magische Topologien, Wassercheiden der Poesie. Richard Benz war ihr Wünschelrutengänger.

Das Interessante an Benz' Erscheinung aber ist, daß er so „deutsch“ war, daß er für Eugen Diederichs kulturpolitisch polemisierte, und so urban, daß er zum Essayisten von westeuropäischem Zuschnitt gedieh. Das macht seinen Fall durchaus besonders: Richard Benz ist Wissenschaftler, aber er blieb Liebhaber. Ein Genießer der Literatur, ein dem Leser Zugewandter. An die Stelle von beflissenen Abfallhalden, finsternen Katasterräumen setzte er Heiterkeit, psychologischen Spürsinn und Finesse. Er gab den Dichtern, was den Dichtern gehört. *Videant professores.*
(„Die Welt“, 12. 6. 1964)

Oft spüren wir mit unsern unzulänglichen Organen nur die Dissonanz: wenn etwa, wie in der Romantik, ganze junge Generationen zu einem wunderbaren Plan künstlerischer und geistiger Vollbringung aufgerufen scheinen, und dann ein sinnloses Geschick die geborenen Führer und Vollender alle vor der Zeit zerbricht, und das Werk ungetan bleibt und das höchste Ziel unerreicht. Hier tröstet, was auch sonst tröstet: der Anblick der ewig schöpferischen Natur, die überall tausend Keime ausstreut und nur wenige zur Reife kommen läßt, und also nur schafft, indem sie verschwendet. Doch hier, in der Kultur, wird auch der Untergang „Lektion“, und was einmal als Geistesmöglichkeit ins Leben trat, kann Vorbild werden zu ewig neuer endlicher Vollbringung.

Es ist der Sinn der Geschichte, solche Bilder festzuhalten, das ganze Schauspiel festzuhalten, welches der Wechsel der Künste und der Wandel der Kulturen bedeutet. Geschichte ist zuletzt ebenso schicksalhaft und metaphysisch gewollt wie die Kunst, und deshalb den Zwischenzeiten vornehmlich geschenkt: den Zeiten, da ein kultureller Lehrgang abgeschlossen und eine Reihe menschenbildender Künste erschöpft ist, weil in einem Ruhen und Atemholen Neues noch Unübersehbares sich vorbereitet. Der historische Blick erfaßt dann das Bild, was kein einzelnes Geschlecht, sondern die Folge der Geschlechter darbietet und mag aus der so zusammengeschauten Harmonie wohl Hoffnung auf eine künftige gewinnen.
(Richard Benz, Lösung und Bindung.)

Wie man die Einfachheit der Schrift verscherzen kann

Probleme der Rechtschreibung / Von Rudolf Krämer-Badoni

Im folgenden veröffentlichen wir einen Ausschnitt aus einem Artikel des bekannten Journalisten und Schriftstellers Rudolf Krämer-Badoni. Wir sind uns darüber klar, daß wir keinen Gegner überzeugen werden. Das kann und darf uns aber nicht daran hindern, die durch den Begründer der germanischen Sprachwissenschaft Jacob Grimm (1785—1863) als historisch und ästhetisch richtig erkannte und erwiesene Kleinschreibung immer wieder dem Leser vor Augen zu halten. Er, Jacob Grimm, plädiert in seiner Vorrede zu seinem Deutschen Wörterbuch mit Leidenschaft für die Kleinschreibung und bezeichnet das Großschreiben der sogenannten Hauptwörter als eine „alberne pedanterie“. Ich selbst habe Schüler in die Dichtung von Walther von der Vogelweide ebenso wie von Stefan George eingeführt. Niemals hat auch nur einer wegen der Kleinschrift etwas nicht verstanden. Niemals hat einer von ihnen in Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch oder Spanisch, den Sprachen, die am Carolinum gelehrt wurden, die Meinung geäußert, es wäre doch besser und leichter, wenn auch dort die „Hauptwörter“ groß geschrieben würden. Alle europäischen Sprachen (aber auch Arabisch und Chinesisch) werden klein geschrieben, das gilt für uns als eine Selbstverständlichkeit.

Man hat des öfteren als Argument für Großschreibung angeführt: Die Wortstellung des deutschen Satzes sei so frei, daß die Hauptwörter zum besseren Verständnis herausgehoben werden müßten. — Wie ist es im Lateinischen? Mit zwölf Jahren wurden wir in Ovids Metamorphosen eingeführt:

In nova fert animus mutatas dicere formas
corpora . . .

Ist das keine freie Wortstellung? Würde das Verständnis dadurch erleichtert, daß man Animus, Formas, Corpora schreibt?

Das Primäre ist die gesprochene Sprache, und die kommt ohne Großschreibung zu recht. Oder verstehen wir in der Vorlesung, im Rundfunk die Sätze weniger gut, weil wir die Großschreibung des Wortes nicht hören?

Wiederholt habe ich über die vorliegende Frage mit dem Germanisten Dr. Fritz Bergert, St. Peter, korrespondiert. Es gibt sicherlich eine Reihe von wissenschaftlich gebildeten Lehrern, die durch ihr Studium veranlaßt wurden, der Großschrift bis zu einem gewissen Grade Valet zu sagen. Einer von ihnen war der Studienrat des Carolinums Max Fandre. In Dr. Bergert haben wir einen ehernen Verfechter der einmal erkannten Wahrheit. Er hat seit seinem Studium niemals die Großschrift gebraucht, weder privat, noch in der Schule, noch im Verkehr mit einem hohen Ministerium, und selbst unter den deutschen Abiturientenaufsätzen stand sein ausführliches Urteil in Kleinschrift. Nie hat es eine vorgesetzte Stelle oder Behörde gewagt, ihn deswegen zu monieren!

In Heft 32 des „Carolinum“, 1960, S. 119/120 nimmt der zu unserem Leidwesen am 11. Juli 1965 viel zu früh verstorbene Dr. Rudolf Ibel, der Hamburger Kritiker, Schriftsteller und Pädagoge, Herausgeber des Werkes „Heinrich von Kleist“ und einer Monographie über George, Carossa, Weinheber, ausführlich zur Kleinschreibung Stellung. Wenn ein Mann solchen Formats und Verdienstes um deutsche Sprache und Dichtung sich mit Jacob Grimm gegen die Sinnlosigkeit der Großschreibung in der deutschen Sprache wendet, so sollte das etwas für unsere Meinungsbildung bedeuten.

G. H. P.

. . . Die Sache wäre einfach, wenn man die Substantive (Hauptwörter), die man ja groß schreiben soll, auch wirklich groß schreiben könnte. Aber da rutschen sie weg und werden zu Umstandsausdrücken, verbinden sich mit Zeitwörtern (achtgeben, radschlagen), mit Zeitwortformen (schweißtreibend, angsterfüllt) und mit allem möglichen anderen. Umgekehrt kann jede andere Wortart zum Substantiv gemacht werden und wird dann groß geschrieben, kann aber doch nicht immer groß geschrieben werden: „Dieser Engländer da kann Deutsch, und jetzt spricht er tatsächlich deutsch und nicht englisch.“

Aber — darf man so etwas wie Kleinschreibung einführen? Ist das nicht eine Barbarei? Gegenfrage: Wie war es früher, und wie ist es in den anderen Sprachen? Wer den Text, den ich oben zum besten (nicht: zum Besten) gegeben habe, ins Französische, Englische oder in welche Sprache immer übersetze, schafft es mit lauter kleingeschriebenen Wörtern. Alle anderen Sprachen der Welt werden klein geschrieben. Und warum die deutsche nicht?

Walther schrieb: „Unter der linden an der heide“, Wolfram schrieb: „er kom des abents an einen se, da heten geankert weideman“, Hans Sachs meinte: „Denn zieh man schad gen schaden ab, darmit man friedt in Ehstandt hab und keyn uneinigkeyt auffwachs; das wünschet uns allen Hans Sachs“, Fischart prophezeite: „Man wird diß jar kein Krebs im lufft fangen. Ein großer mangel wird an distelen sein, von wegen der Eseln mit den kurtzen Ohren.“ Angelus Silesius sagte: „Umb böses guttes thun, umb Schmach sich nicht entrüsten: Vor undank dank ertheiln, ist die Natur deß Kristen“, Luther übersetzte: „HERR erhöre die Gerechtigkeit, merck auff mein geschrey, vernimm mein Gebet, das nicht aus falschem munde gehet“, Prinz Eugens Kanzlist schreibt 1695 an den Kaiserhof: „Nachdem ich gehoffet, die consolation zu haben, zur glori unseres allergnädigsten Herrens waffen die Eroberung Casal auf eine reputierliche weise berichten zu können, so habe ich layder mit eußerster Betriebsuss dass widersphil Erleben muessen.“

Die große und tiefsinnige Dichtung des Mittelalters kam mit kleinen Buchstaben aus, und erst in der Barockzeit schrieb alle Welt die Wörter groß, mit denen man Respekt oder Nachdruck verbildlichen wollte. Eugen mußte das Unerhörte erleben, also schrieb er das Zeitwort groß. Viele Grammatiker waren damals gegen die Großschreibung, einer nannte sie eine „schreiblast, die man nach und nach den einfältigen aufgebunden hat“, aber ausgerechnet der Pedant Gottsched stand dazu, denn er wünschte nicht, daß man „dem Pöbel das Schreiben erleichtert“. Noch im 19. Jahrhundert schrieb Jacob Grimm alle seine Bücher klein, er polemisierte gegen die „erschwerung des schreibens“ und beklagte die „verscherzte einfachheit der schrift“.

Es gibt eine Menge Argumente gegen das Kleinschreiben, zum Beispiel Gewohnheit, Tradition der letzten zweihundert Jahre, Umstellung der Setzerkästen und so weiter und so fort, und ich will sie keineswegs nur Argumente der „kurtzen Ohren“ nennen. Aber es gibt kein einziges Argument, das notwendig aus der Natur der deutschen Sprache flösse. Die Natur der deutschen Sprache blühte herrlich unter der Herrschaft der Kleinschreibung, bis tief in die Barockzeit hinein, und wenn heute die Werbegravik von sich aus zur Kleinschrift übergeht, so findet kein Mensch etwas dabei . . .

(„Die Welt“, 22. November 1963)

Bei einem Mecklenburger in Südamerika zu Gast

Von Max Tepp

Eine der schönsten Schaffarmen von Patagonien, die vor zehn Jahren noch ungeheure Geldsummen verschlang und keinen blanken Pfennig abwarf, wurde seit etwa 10 Jahren von einem Mecklenburger Landwirt verwaltet, der in einigen Jahren aus der unproduktiven, vernachlässigten Farm eine produktive von mustergültiger Ordnung schuf. Da habe ich erst gesehen, was eiserne Selbstdisziplin und unermüdlicher Fleiß zu leisten imstande sind. Ich bin oft auf der Farm zu Gast gewesen. Dann ritten Don Carlos und ich den ungeheuren Kamp ab. Trotzdem wir uns beim Reiten von diesem und jenem erzählten: von der Heimat, vom Gehen hinter dem Pflug, von der Arbeit auf Mecklenburger Gütern: von den Kindern usw., so waren Don Carlos Augen doch überall im Kamp.

Er sah Schafe, wo ich nie Schafe vermutet und entdeckt hätte: er erkannte, ob die Schafe gesund oder krank waren. Er wußte die Angestellten zur Pflicht zu rufen, weil er gegen sich selbst unerbittlich war. Und wenn er mal bei gutem Wetter zu Hause blieb, um Büroarbeiten zu machen, — bei schlechtem Wetter, bei Regen und Sturm mußte er los.

Hüt mütt ick los! sagte er, denn bei Regenwetter blieben die Hirten gern in ihrer Hütte und versäumten die Aufsicht, während sie bei gutem Wetter ganz gern umherritten.

Dann hängten wir unsere Ponchos um, und hinaus gings in den peitschenden Regen. Manchen säumigen Hirten stöberten wir aus seinem Lager auf. Während der Langschläfer seine Sattel- und Schlafdecken zusammensuchte, um sein Pferd zu satteln, stiegen wir ab, wärmten uns am offenen Feuer in der Hütte und rauchten eine Zigarette.

Meist kamen wir spät nach Haus. Die Hausfrau hatte das Essen bereit, und zum Kaffee gab's ein Stück „Kauken“.

Gegen Abend mußte ich „Schafskopp“ spielen lernen: es fiel mir ein bißchen schwer, aber schließlich konnte ich ganz leidlich „mit de Ollsch un Basta“ umgehen. Trotz des Kartenspiels ging es früh ins Bett, denn morgens um 4 Uhr mußte der Hausherr wieder auf sein.

Am Morgen sagte Don Carlos:

Da können Sie heute noch einen Löwen jagen! Ein Arbeiter hat heute Morgen im Schnee eine frische Spur entdeckt! Wir müssen ihn aufstöbern, ehe er unter den Schafen aufräumt.

Wirklich! Draußen war alles weiß!

Ich machte meine Flinte in Ordnung. Zur Stärkung brachte uns die Hausfrau eine Tasse heißen Kaffee.

Dann gings an die Pferde. Wir nahmen zwei Arbeiter und einen Indianer mit.

In schnellem Schritt gings in den Kamp hinaus und dann die Hügelwellen der Guanacoberge hinan. Die Pferde schnauften im schweren Steigen und stampften im Schnee. Die Hasen stoben in heller Verzweiflung auseinander, sprangen possierlich im Schnee, machten hohe Sprünge über die breiten Neneobüschel, daß der Schnee stob, und liefen trotz allem noch vor die Pferde.

Schräg hinter uns, der Höhe zu, meckerte, schnatterte und wieherte höhnisch ein Guanaco (Schafkamel).

Hür einer, wat dat uns utlacht! sagte Don Carlos. Wi ward em woll nich kriegen.

Ich sah mich um; da stand das Guanaco auf der Höhe mit feinen schlanken Beinen und dem langen kamelartigen Halse in scharfgeschnittener Silhouette; es wendete den Kopf zu uns; dann sprang es hinan und stieß sein alarmierendes Wiehern aus, um die Guanacoherde zu warnen.

Da wir die Spur des Löwen nicht finden, schicken wir den Indianer nach der Stelle, wo der Arbeiter die Spur entdeckt hat, daß er von dort aus die Spur aufnehme.

Wir steigen inzwischen ab und stecken ein Neneopolster an. Der Neneo brennt im Nu. Man braucht nur vom Pferde herab ein Streichholz in das Büschel zu werfen und es lodert hell auf. Die Neneofeuer werden im Kamp als Signale benutzt. Dick steigt der Rauch auf, vermischt mit dem Wasserdampf des schmelzenden Schnees. An der sengenden Glut des dünnen Krautes wärmen wir uns auf. Zum Zeitvertreib rauchen wir die unvermeidliche Zigarette. Wer weiß, ob der Löwe nicht dicht bei uns in den Räumen versteckt liegt. Wir hätten die Spur doch sonst kreuzen müssen. Don Carlos erzählt von dem Schaden, den der „Puma“, der Silberlöwe im Kamp macht. Er frißt die Schafe, geht aber auch Pferde an; er springt auf den Rücken der Pferde und reitet sie solange, bis er ihnen die Gurgel durchbeißen kann . . . Am gefährlichsten ist eine „leona“ eine Löwenmutter, wenn sie mit ihren Jungen umherstreift. Die Jungen zerreißen aus Wollust und Spielerei alles, was sich bewegt und fliehen will und lassen es ohne es zu fressen liegen.

Gewöhnlich jagt man den Puma mit ein paar Hunden. Die Hunde spüren den Löwen in seiner Höhle oder auf seinem Lagerplatz in den Steinen auf. Der Löwe flieht nicht vor den Hunden sondern stellt sich ihnen, die Hunde bleiben in respektvoller Entfernung und bellen den Löwen an bis die Jäger heran sind. In solcher Angriffstellung ereilt den Löwen meist das Geschoß oder der Lasso.

Unser Feuer ist herabgesunken. Da tauchen hinter der Hügelwelle die Köpfe zweier Reiter auf. Wir steigen auf und reiten darauf zu. Die Köpfe verschwinden, doch als wir auf der Höhe sind, sehen wir den Indianer und den Arbeiter auf die Guanacoberge zureiten. Sie haben richtig die Spur aufgenommen. Wir reiten hinüber. Da ist die Spur: eine große Tatze, wunderschön im Schnee abgedrückt. Langsam, Schritt für Schritt ist der Löwe hier durchgegangen. Ein Fußabdruck ist wie der andere, sauber geformt. Schon in der Spur liegt die ruhige, sichere und unbekümmerte Philosophie der großen Katze.

Wir folgen der Spur schluchtab. Durch Gebüsch, durch Dornen, über Geröllhalden, an steilen Abhängen entlang. Die Pferde gleiten bergab und keuchen bergauf; sie streifen das Knieholz und arbeiten sich durch das Unterholz durch. Man muß schon gut acht geben, daß man nicht hängen bleibt, denn oft klemmt sich der Gaul zwischen zwei Bäumen durch ohne daran zu denken, daß der Reiter höher ist. Wenn man nicht aufpaßt, wird man ganz sachte vom Pferd geschoben oder bleibt wie Absalom in einer Baumkrone hängen. Mit Mühe brechen wir durch das Dickicht. Am Bach lasse ich die Zügel locker, damit der durstige Gaul saufe. Vom Bach an gehts in steilen Stufen hoch. Das Pferd nimmt oft eine Stufe im Sprung, um nicht abzurutschen.

Die Spur führt zu einem Platz, wo der Schnee verwühlt ist. Da hat der Löwe gelegen und ausgeruht.

Die Pferde verschmaufen. Man sieht weit nach dem Löwenfels am Nirihuau hinüber, von wo man den Puma verjagt haben mag.

Aber weiter. Aufwärts. Der Löwe ist am Wasser hochgegangen. Wir kommen in einen breiten Kessel. Jenseits am Abhang steht das grausilberne Band eines Wasserfalls. In der Ebene des Kessels stehen herrliche Maytenes mit ihren ewig frischgrünen Blättern an hängenden Ruten. Dazwischen stehen konische Zypressen. Oberhalb dieser grünen Oase erhebt sich das rote Gestein. Die Spur ist jetzt schwerer zu verfolgen weil sie zum Teil über nackten Fels führt, wo kein Schnee liegt. Außerdem haben wir keine Hunde zum Spüren, und bald haben wir die Spur vollkommen verloren. Wir reiten in alle Richtungen. Ich reite auf das Ende eines Felsvorsprungs. Vor mir liegen tief, tief unten die Häuser der Farm wie bemalte Spielzeugklötze.

Inzwischen scheint man weiter oben die Spur aufgefunden zu haben. Ich reite hinauf, sehe dann und wann die Tatzen und verliere sie wieder. Dazwischen gehen die Ski-spuren, die Spuren der Schafe, die sich hier aus Furcht zusammengerottet haben mögen und dann in wilder Flucht davongejagt sind, als das ruhige und entschiedene Philosophengesicht auf der Hochfläche erschien.

Jetzt wirds steinig. Schotter und Fels. Die Spuren sind verweht, wenn überhaupt noch Schnee liegt. Vor uns liegt die weite Einsamkeit der Felsen, und nun herrscht Schweigen. Ein leichter Wind geht.

Irgendwo — — — in jenen Felsenhöhlen, oder zwischen den Steinen an jener Wand schläft er, — der Löwe — der König dieser hohen Wüste des Schweigens, der Philosoph der Höhe, der junge Pferde, Kühe und Schafe in Wollust zerreißt und im Munde des Volkes der Liebling der Kinder heißt.

Die Sonne ist untergegangen.

He is us dörch de Wicken gahn! sagt Don Carlos und reißt seinen Gaul herum.

Sie fuhren nach England

Deutsche und Schweizer vom 16. bis 19. Jahrhundert sehen
englische Städte und Landschaften

von Hermann Rössler

Dover, von riesigen Kreidefelsen umgeben, wirkt wie eine Festung auch ohne Festungswerke. Der norwegische Dichter Wergeland sah die „sonnenbeschiene- nen Klippen von Dover“ als Bastion der Freiheit an. Englands größter Dramatiker sah sie anscheinend anders. Sonst hätte er seinen König Lear nicht den Wunsch hegen lassen, sich vom spitzen dieser Felsen vor Verzweiflung ins Meer zu stürzen. Der kluge Narr, der den König begleitete, verhinderte dies durch List, aber jener Felsen, von der See aus spitz wie ein Zuckerhut, wird heute „Shakespeare Cliff“ genannt, und mit seinem Anblick wirkt Dover wie ein Tor mit der Inschrift „Achtung, hier ist England, Eintritt unter Vorbehalt“. Seit dem Mittelalter haben auch viele deutsche Reisende dies Tor passiert. Der älteste deutsche Reisebericht stammt von einem pommerschen Landjunker, Leopold von Wedel. Er sah am 28. Oktober 1584 den noch heute berühmten jährlichen Umzug des neugewählten Londoner Oberbürgermeisters. Er begann damals zu Wasser, und Wedel beschreibt das farbige Gepränge der Boote auf der Themse und den Lärm der Salutschüsse und Trompeten. Als die Prozession hoch zu Ro durch die Straßen ging, erblickt Wedel einen Triumphwagen mit lauter jungen Mädchen, die je ein Buch, ein Szepter und eine Waage trugen. „Was die anderen trugen, weiß ich nicht mehr“. Der vergeß- liche Junker hat den jungen Engländerinnen, die sicher nicht die häßlichsten waren, anscheinend mehr in die Augen als auf die Hände geschaut.

Herzog Friedrich von Württemberg reiste 1592 nach England, und dies wird von Jacob Rathgeb beschrieben. Die Reise führte nach einem beschwerlichen Ritt zum königlichen Schloß in Windsor, wo, um „Seine Hoheit“ zu belustigen, eine Treibjagd veranstaltet und in ihrer plumpen Grausamkeit beschrieben wird. Auf dem Wege nach Oxford wird mit Mühe und Not ein Gelände voll Sumpf und

Urwald passiert, und die Gewitterstürme, die hier viel Schaden anrichten, werden – wir wissen nicht, ob vom Herzog oder von Rathgeb – den dort wohnenden Hexen zugeschrieben.

Ein Schweizer namens Thomas Platter hat anno 1599 in Dover bei der Hin- und Rückreise arge Schwierigkeiten, erst mit den Pferden, dann mit dem Schiff, das durch eine spanische Fregatte bei Dünkirchen bedroht wird. Die Englandfahrt selbst verläuft gut, und nach Platters Schilderung muß damals London zu Wasser eine Art Venedig, zu Lande so vergnügungssüchtig wie Paris gewesen sein. Die luxuriösen Gondeln auf der Themse sind für den biederen Schwyzer zu Wasser ein ebenso großes Vergnügen wie zu Lande die vielen Wirtshäuser und Biergärten mit ihrem „Essen, Trinken und Gefiedel“. Überall sind Musikanten, ganz im Gegensatz zu den heutigen Londoner Wirtshäusern. Nur eins erinnert an diese, nämlich daß in diesen Kneipen die Frauen oft zahlreicher sind als die Männer. Auch waren die Frauen damals keineswegs unnahbar, man kann sie, nach Platters Beschreibung, zum Trinken einladen, sie bringen dann gleich mehrere Freundinnen mit, und der Gatte dankt dem Spender noch dazu, denn diese Traktierung seiner Frau durch einen Ausländer erscheint ihm eine hohe Ehre. Dem Englandkenner von heute kommt dies unwahrscheinlich vor, aber die Zeiten waren anders.

Ein anderer Schweizer, der Jurist Justus Zinzerling, bewundert 1610 die Londoner Brücke, damals die einzige, mit ihren 19 Bogen und vielen darauf erbauten Häusern. Er darf im Whitehall-Palast ein Buch einsehen, das Königin Elisabeth auf Französisch niedergeschrieben und ihrem Vater, Heinrich VIII., gewidmet hat. In Oxford lobt Zinzerling die Gastfreundschaft der Studenten, die sich, wie jeder Kenner Oxfords weiß, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Man traktiert Zinzerling mit viel Bier aus großen Hörnern, und wir wollen hoffen, daß es ihm, als er das alles für sein „Itinerarium Galliae et Britanniae“ notierte, nicht gleich zu Kopf gestiegen ist. Die guten Oxonians haben jedenfalls gastlich darauf hingewirkt.

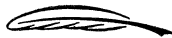
Über ein Jahrhundert später, 1782, leistet sich ein deutscher Schulmeister namens Carl Philipp Moritz den Luxus der englischen Postkutsche erster Klasse. Die Gespräche der mitreisenden Mode-Dämchen erscheinen ihm ein wenig einfältig, und die Landschaft beglückt ihn mehr. In Windsor, wo Freund Moritz vor dem König tief den Hut zieht und bemängelt, daß die Londoner dies nicht so oft tun, kostet dieser gefühlvolle Deutsche die Romantik der Themse-Ufer in Sonnenuntergang und Mondschein aus, wobei ein kühles Flußbad, das er mit freundlich gesinnten jungen Engländern nimmt, ihn an Leib und Seele erfrischt und eine kalte Dusche auf die überschwengliche, romantische Gefühlsduselei gießt. In einem abgelegenen Wirtshaus in Derbyshire sieht man den schrulligen Deutschen allerdings als einen Sonderling und sogar Landstreicher an. Als er jedoch, um „vielleicht dummerweise“ Deutschlands Ehre zu retten, für sein Nachtquartier statt des verlangten Schillings eine halbe Krone zahlt, erklärt man ihn unter vielen Dankes- und Ehrenbezeugungen für einen echten Gentleman. So leicht wird man in England geadelt.

Weniger ergötzlich liest sich anno 1828 des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau abenteuerlicher Ritt durch den gebirgigen englischen Seen-Distrikt. Die alpengleiche, wilde Landschaft kommt uns in Pücklers Schilderung wie der tiefste Balkan vor. In eine Einöde des Küstengebirges verschlagen, „das eher Eulen und Seemöwen wie Menschen angehört“, gerät dieser reiselustige Fürst mit Pferd und

Führer in ein schauriges Gewitter und irrt auf Felspfaden umher, die eher von Räufern als von schicklichen Cumberländer Bergbauern bewohnt werden. Mit knapper Not entgeht er dem Schicksal, ins Meer gestoßen zu werden, dessen Flut und Brandung „wie Geister in weißem Schaum in den Felsenbuchten heranreitet“. Endlich werden Roß und Reiter durch den verloren geglaubten Führer, dessen Stimme „wie die des Engels in der Wildnis hallt“, in die von Menschen bewohnte Gegend gerettet. Eine Beschreibung voller Schauerromantik, aber nicht ohne Gemüt.

Von anderen Weltreisenden will auch Münchhausen England befahren haben, und zwar ganz friedlich von Portsmouth aus. Erst als er weit von England in Kanada den St. Lorenzstrom befährt, geht Münchhausens Phantasie mit ihm durch und er mit dem Riesenwal unter Wasser. — Ein anderer Weltumsegler, der Deutsch-amerikaner Felix Riesenberg, gibt in seinem Logbuch vom Yankee-Schulschiff von englischen Häfen eine Schilderung, die in ihrer romantischen Stimmung mehr deutsch als amerikanisch wirkt. Man sieht Dover, Plymouth und die schöne Insel Wight in aller Fröhlichkeit vor sich, mit den vollen weißen Segeln und flatternden Wimpeln.

Der letzte klassische deutsche Englandbericht aus dem vorigen Jahrhundert stammt von Heinrich Heine. Seine Englandbriefe sind geistreich, aber nicht sehr objektiv. Heine liebte, wie bekannt, Frankreich und den französischen Geist und glaubte deshalb England hasen zu müssen. Wenn Heine den Engländern Heuchelei und Krämergeist vorwirft, so kann dies im 19. Jahrhundert auch andere Nationen treffen. Dazu kommt wohl, daß das — angeblich — geringe Temperament der Bewohner Albions dem francophilen Dichter nicht gefällt und ihn zu seinem stimmungshaften Urteil veranlaßt. Auch war Heine, bei aller Spöttereier, im Grunde seines Wesens Romantiker, und von diesem Standpunkt aus erscheint ihm London, im Gegensatz zu seinem geliebten Paris, jeder Schönheit entkleidet. Gewiß hat England, wie jedes Land, seine Fehler, aber selbst der erste Fremde, der im klassischen Altertum in Cornwall britischen Boden betrat, nämlich der gelehrte griechische Forscher Pytheas von Massilia, hat Britannien geliebt. Ganz England war damals von keltischen Völkerschaften bewohnt, die von den Griechen der klassischen Zeit wie alle Nichthellenen als „barbaroi“ bezeichnet wurden. Dennoch wurden Pytheas und seine Mannschaft von diesem angeblichen Wilden gastfrei und aufs Beste empfangen, vielleicht unter Einwirkung des von den schlauen Griechen reichlich gespendeten Weines, der das beste Mittel zur Verbrüderung war. Wie dem auch sei, ich selbst als Deutsch-Engländer habe auch ohne Wein, Port, Bier oder Ale jedesmal ein Gefühl einer geheimnisvollen, mir selbst nicht ganz zugestanden Liebe und Verehrung gehabt, wenn ich die weißen Felsen und Klippen von Dover, ob in Sonnenschein oder Melancholie, über dem Meere auftauchen oder verschwinden sah.



Henriette Sontag und der kleine Kavalier auf dem Zierker See

Am 3. Januar jährt sich der Geburtstag der vielgefeierten Künstlerin Henriette Sontag (3. 1. 1806), später verheirateten Gräfin Rossi. Sie war zu gleicher Zeit wie die große Weimarer Schauspielerin Caroline Jagemann als Gast am Neustrelitzer Hoftheater. Jene als Iphigenie in Glucks Oper, die Jagemann als Norma in Bellinis Oper. In allen Kritiken wird sie die bezaubernde Rose, die unvergeßliche Nachtigall genannt. Sie war ein oft und gern gesehener Gast im Neustrelitzer Theater – und Konzertsaal und besonders am Hofe. Auch in ihren Ferien war sie oft in Neustrelitz und Hohenzieritz als Gast des reg. Großherzogs Georg, um besonders im Hohenzieritzer Park (wie es historisch überliefert ist) mit den Nachtigallen um die Wette zu singen. Als Logis suchte sie das damalige Prinz-Ernst-Palais auf, Schloßstraße 2.

Das kleine Neustr. Hoftheater stand damals auf der Höhe in seinen künstlerischen Leistungen. Es wurde von maßgebender Seite für besser als das königliche Theater in Berlin gehalten und von vielen theaterfreudigen Gästen trotz beschwerlicher Reise aufgesucht.

Wieder war die Künstlerin zum Weihnachtsfest Gast in Neustrelitz. Diesmal hatte der Winter schon sehr früh seinen Einzug gehalten, klares Frostwetter hatte den vielen Schlittschuhläufern eine herrliche Eisbahn auf dem Zierker See bereitet. Alt und jung fand sich in der Mittagssonne dort ein. So erschien auch eines Tages eine vornehme schöne Dame, setzte sich an den Uferand der kleinen Badeinsel und versuchte sich ihre Schlittschuhe anzuschlallen. Es schien Schwierigkeiten zu machen. Herbeigeeilte Herren, besonders Offiziere der Garnison, boten ihre Hilfe an. Sie wurden aber alle abgelehnt. Ein in der Nähe stehender Gymnasiast von etwa 14 Jahren wurde herangerufen und durfte helfen. Er kniete vor der schönen Frau, die ihre Füße vom pelzgesäumten Rocksäum befreite, und mit unbewußter Erregung, glühenden Wangen, vollendete der kleine Kavalier sein Werk. „Kennst Du mich?“ Mit diesen Worten strich die vornehme Dame die geröteten Wangen des Jungen. „Ich bin Henriette Sontag, wenn Du Freude an der Musik hast, kannst Du morgen zu mir kommen, ich gebe Dir ein Billet für die Abendvorstellung, dann wirst Du mich auf der Bühne sehen!“ Sie erhob sich, reichte dem jungen Kavalier die Rechte zu den ersten Runden und schwebte davon.

Dies wiederholte sich ohne Verabredung noch weitere Nachmittage, die eigentlichen Kavaliere der Stadt, die Herren der Gesellschaft, warfen neidische Blicke auf den Schüler, der wiederholt das Glück hatte, vor der gefeierten Künstlerin, der wunderbar zarten Gestalt mit den seelenvollen Augen, knien zu dürfen.

Diese ersten Kavaliendienste wurden zu einem unvergeßlichen Jugenderlebnis des kleinen Schülers.

Karl von Holteis Worte in seinen Erinnerungen sind ebenso charakteristisch für Henriette Sontags Künstlertum und ihre Anmut wie die vieler anderer großer Zeitgenossen: „Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, aber einen so innigen Verein von Anmut, Reiz, Wohlklang des Organs, der Darstellungsgabe wüßte ich nirgends und nie bewundert zu haben!“

Goethe nannte sie „eine Nachtigall, die umherflattert“. Auf ihren Tod am 17. Juni 1854 schrieb ein Dichter:

„Eine Rose, welche singt
Nachtigallen-Töne,
eine Nachtigall, umringt
mit der Rose Schöne.

Schwebt mir doch
kein Name vor,
der dem Wunder taue,
Nachtigall nennt sie das Ohr,
Rose sie das Auge.“

Annalise Wagner



Zum 75. Geburtstag von Friedrich Griese

Am 2. Oktober versammelten sich Vertreter der Landsmannschaft Mecklenburg, des Freundeskreises der Mecklenburger, des Landkreises Uelzen, der Stadt Bevensen und zahlreiche Freunde und Verehrer Friedrich Grieses im Festsaal des „Hauses der Jugend“ in Bevensen zu einer Feierstunde zu Ehren unseres mecklenburgischen Dichters. Der erste Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Mecklenburg, Staatssekretär Dr. Dr. Wegner, sprach dem Jubilar die Glückwünsche seiner Landsleute aus und überreichte als Geschenk ein Bild des mecklenburgischen Malers Wolter. Der Landrat des Kreises Uelzen gab in seinem Glückwunsch der Freude darüber Ausdruck, daß Friedrich Griese seinen Wohnsitz in Bevensen genommen habe, inmitten des schönen Landschaftsgebietes der Lüneburger Heide und seiner bäuerlichen Bevölkerung. Als Vertreter des Bürgermeisters der Stadt Bevensen gratulierte Ratsmitglied Dr. Sinn. Er gab eine treffende Würdigung vom Werk und der Persönlichkeit des Dichters. Die Feier wurde von Liedern und Rezitationen (aus Grieses Werk) umrahmt, die der Kinderchor von Bevensen darbot. Tief gerührt durch die Glückwünsche, Ehrungen, Blumen und Geschenke dankte Friedrich Griese seinen Landsleuten, den Vertretern von Stadt und Land sowie seinen Freunden.

An diesem Tage konnte wohl kaum jemand eindrucksvoller Grieses dichterisches Werk in seiner Art und Bedeutung herausstellen, als es der Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke tat in seinem Glückwunschtelegramm, das Dr. Dr. Wegner in der Feierstunde verlas:

„Zu Ihrem heutigen 75. Geburtstag übermittle ich Ihnen in dankbarer Würdigung Ihres Schaffens als Dichter und Schriftsteller meine herzlichen Glückwünsche. Ihre zahlreichen Romane, Novellen und Bühnenwerke künden von der Kraft des einfachen Lebens und der Stille, der Tradition des Bauerntums in seiner schicksalhaften Verbundenheit mit der Landschaft. Sie haben darin vor allem Ihrer mecklenburgischen Heimat ein Denkmal gesetzt. Ihre Erzählkunst hat seit der Veröffentlichung des Romans „Winter“ mehrfach durch Literaturpreise verdiente Anerkennung gefunden.

Die Veröffentlichung neuer Bücher beweist, mit welcher Schaffenskraft Sie an der Vollendung Ihres Lebenswerkes arbeiten. Möge Ihnen die Freude an dieser Aufgabe noch viele Jahre erhalten bleiben.

Heinrich Lübke, Präsident der Bundesrepublik Deutschland.“

Das Carolinum hat seit Jahren laufend über Friedrich Griese und sein Werk berichtet. Wir weisen heute unsere Leser darauf hin, daß kurz vor seinem 75. Geburtstag im Verlag Sachse & Pohl in Göttingen der neue Roman „So lange die Erde steht“ erschienen ist. Lb.

Friedrich Griese, *So lange die Erde steht*, Roman, Sachse & Pohl Verlag, Göttingen, 414 Seiten, 19,80 DM.

Das Werk von Friedrich Griese ist neu und doch alt. Alt, denn es setzt sich aus zwei vor langer Zeit geschriebenen Büchern zusammen. Neu, da es Griese gelungen ist, eine vollkommene Einheit aus beiden zu schaffen. Und alt, d. h. in diesem Falle uns nicht fremd, ist es auch in dem guten Sinne eines Kunstwerks. Durch seine Komposition, durch seine eigene Sprache, durch Menschen und Handlung weist es den Ursprung, den Schöpfer aus. Nach wenigen Klängen wissen wir: das ist Mozart. Nach der Lektüre von wenigen Seiten wissen wir: das ist Griese, ein schwerblütiger, in die Tiefe gehender Schriftsteller, der das Letzte ungesagt sein läßt. Es ist schwer, sich in die Art des Autors hineinzufinden, wenn man ihn noch nicht kennt und modernere Literatur gewöhnt ist. Aber doch wird ein geheimer Zwang den Leser dazu bringen, sich in das Buch hinein-zuleben, bis er der alten Mutter Fanna, die dem ersten und ältesten Geschlecht des Dorfes angehört, begegnet und ihren Traum miterlebt; bis er auch die Nacht sich zu eigen macht, wo sie dem unbekanntesten Gast auf dem Wagen folgt und ihm den Weg zum geheimen Grabe des eigenen Sohnes führt, das selbst ihr fremd ist.

Vielleicht entsinnt sich noch ein Leser der Rezension des Kritikers Heinz Lipmann, die wir in Heft 37, S. 66/67 brachten und die Grieses Roman „Das nie vergessene Gesicht“ zum Thema hatte. Auch für dieses letzte Werk gilt das dort gesagte Wort: „Friedrich Griese ist ein bedeutender und ein wichtiger deutscher Erzähler, ich kenne keinen unter den Lebenden, der uns wie er das Eigenleben der Landschaft und der Tiere nahebringen kann.“

G. H. Piehler

Der Leiter des Möllner Museums und Staatsarchivs C. F. Maaß

Seit 15 Jahren hat der Mecklenburger C. F. Maaß die Betreuung und Leitung des Museums in Mölln und wenige Jahre später auch des Staatsarchivs übernommen. Die vorbildliche Arbeit, die er in diesen selbstgewählten Aufgaben bewiesen hat, zeigt uns, wieviel Opferbereitschaft in der alten Generation steckt. Vielleicht gibt sie dem einen oder anderen der jüngeren Mannschaft einen Anreiz, um ähnliche Wege zu gehen, zumindest aber Achtung zu gewinnen vor den Altvorderen, an denen die Jugend leicht mit einem Achselzucken über soviel selbstlose Mühe hinweggeht.

C. F. Maaß war zunächst Lehrer an der Realschule in Rostock, dann seit 1928 an der Übungsschule der Hochschule für Lehrerbildung ebendort. In dieser Zeit übernahm er die Schriftleitung der Zeitschrift „Uns' plattdütsch Heimat“ und 1935 auch die des „Voss- und Haas-Kalenders“. 1945 wird er als Hauptmann und Wehrbezirksoffizier mit der Verlagerung des Wehrbezirkskommandos ins Lauenburgische beauftragt und findet so in Mölln eine neue Heimat. Neben der Leitung des Museums und Staatsarchivs übernimmt er noch das Amt eines Dozenten an der Volkshochschule, wird Bundeskulturreferent der Landsmannschaft Mecklenburg und Mitglied des Mitteldeutschen Kulturrates.

In der von ihm gegründeten Heimatzeitschrift veröffentlichte Professor Wossidlo einen Teil seiner volkswissenschaftlichen Arbeiten, doch fiel das Organ im Kriege der Papiernot zum Opfer. Der Voss- und Haas-Kalender erreichte unter der Leitung von C. F. Maaß eine Auflagenhöhe von über 80 000. Inzwischen hat Maaß nicht geruht und eine vorzügliche Arbeit über das Möllner Archiv geschrieben, die von der Zeitschrift für genealogische Forschung in Hamburg-Bergedorf angeregt wurde und demnächst zum Abdruck gelangen soll. Ein weiterer Auftrag über das Möllner Museum ist ihm von Dr. Reinhard für die Zeitschrift „Schleswig-Holstein“ zuteil geworden. Möge es ihm noch lange vergönnt sein, den übernommenen Pflichten in Freude und Gesundheit nachzukommen.

Der „Blick auf die Diele des Möllner Museums“ läßt uns etwas von der vorbildlichen Art des Leiters erkennen. G. H. P.



Ein Blick auf die Diele des Möllner Museums

Bücher und Buchbesprechungen

Wolfgang Scheffler: Goldschmiede Niedersachsens. Daten, Werke, Zeichen. 2 Bände, Walter de Gruyter & Co., Berlin 1965. 240,— DM.

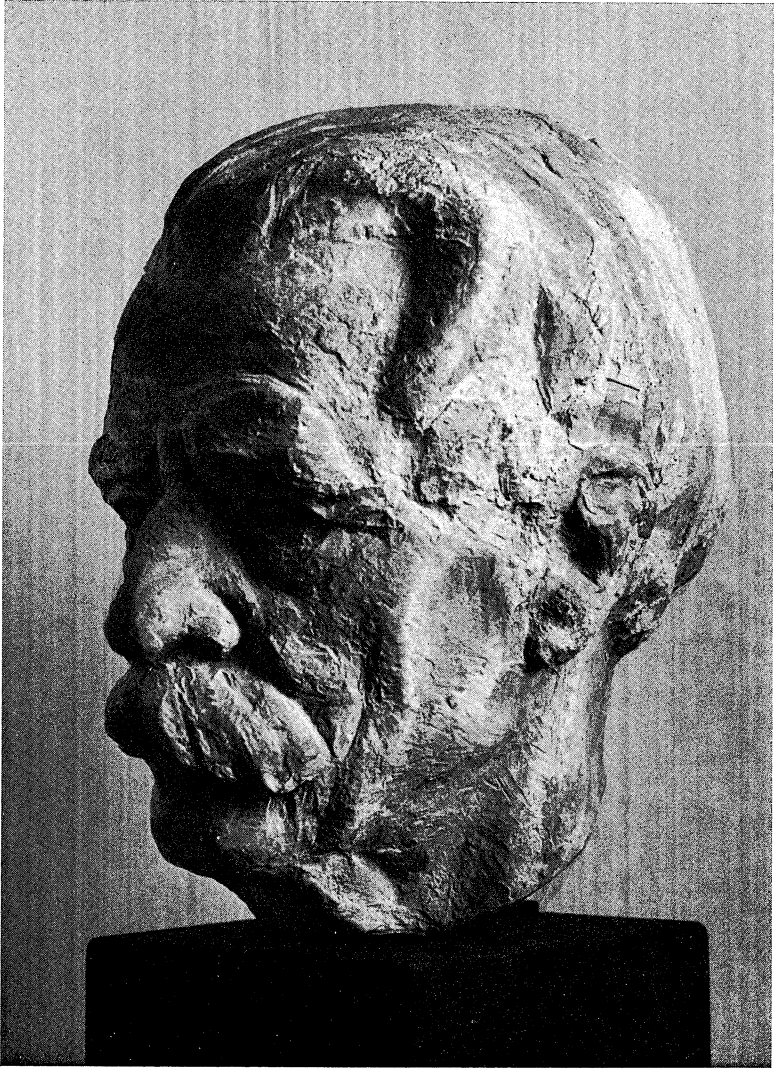
Wohl jeder, der sich mit alten Silber- und Goldschmiedearbeiten befaßt — als Wissenschaftler, Kunsthändler, Sammler und Liebhaber —, kennt das Handbuch von Marc Rosenberg: Der Goldschmiede Merkmale, das in seiner dritten vierbändigen Auflage 1922/28 erschien und nicht nur Deutschland sondern auch „das Ausland und Byzanz“ erfaßte. Vier Jahrzehnte sind seit der Herausgabe dieses Lexikons vergangen, die Forschung ist auch auf diesem Gebiet weitergegangen, doch hat sie sich in ihren Veröffentlichungen auf Einzeldarstellungen einer Meisterpersönlichkeit (Dinglinger) oder der Zunft einer Stadt beschränkt (Münster i. W., Hamburg, Berlin, Ulm, um nur einige zu nennen). Durch die Publizierung der Silberausstellungen einiger großer Museen (Kunsthistorisches Museum, Wien; Silberkammer der Münchner Residenz) und die wissenschaftlich genauen Kataloge zu Silber-Ausstellungen (Lüneburger Ratssilber; Goldschmiedekunst des 18. Jahrhunderts in Augsburg und München) konnten zwar weitere Meister mit ihren Arbeiten bekannt gemacht werden, doch fehlte es noch an größeren regionalen Zusammenstellungen. Das Werk von Stierling: Goldschmiedezeichen von Altona bis Tondern, das Wolfgang Scheffler nach dem Tode des Verfassers herausgab (Tübingen 1955), bedeutete einen ersten Schritt zur systematischen Erforschung eines bestimmten Gebietes.

Das jetzt von W. Scheffler vorgelegte Handbuch, das das gesamte Land Niedersachsen erfaßt, einschließlich der Städte Hamburg und Bremen, ist eine sinnvolle Weiterarbeit in dieser Richtung. Das umfangreiche Werk nennt auf seinen 1257 Seiten fast 5000 Goldschmiedennamen, die urkundlich belegt werden können, und gibt 2362 Marken in natürlicher Größe wieder, die am Ende des 2. Bandes in 45 motivisch geordneten Markentafeln zusammengefaßt sind. Ein 47 Seiten starkes alphabetisches Namensregister, eine Übersichtskarte und 29 Abbildungen auf 12 Tafeln besonders typischer Werke aus den verschiedenen Zeitaltern beschließen das Buch, dem ein Verzeichnis der allgemeinen Literatur vorangestellt ist. Das Werk ist nach Ortsnamen geordnet, was sich ja für die Benutzung immer am zweckmäßigsten erweist. Nach der Abbildung des Wappens folgt die Beschreibung des Beschauzeichens und eine Liste der zeitlichen Abfolge der Ältermannsbuchstaben.

Die sich anschließenden, besonders aufschlußreichen Einführungen in die Zunftordnung der jeweiligen Stadt — oft sogar mit Angabe der geforderten Meister- und Gesellenstücke — mit ausführlichen Quellen- und Schrifttums-Angaben, gehen über den sonst üblichen Rahmen eines Nachschlagewerkes hinaus. So kulturgeschichtlich interessant diese Zusammenstellungen sind, sie erschweren dem Benutzer des Buches, der sich über einen bestimmten Meister und seine Stempelung orientieren will, das Auffinden der gesuchten Marke. Auch wünschte man sich die Abbildungen der Beschauzeichen in ihren verschiedenen Formen am Anfang der behandelten Zunft, nicht erst bei den einzelnen Silberarbeiten der Meister.

Die Namen der Meister sind zeitlich geordnet; biographische Angaben, Namenslisten der beschäftigten Gesellen und Lehrlinge und Werkverzeichnisse mit der Wiedergabe der Marken, Datierungen und dem Nachweis der heutigen Aufbewahrung schließen sich an. (Auf die Nennung der Nummer der vom Verfasser gemachten Fotos hätte man wohl verzichten können.) Innerhalb der Städte sind die Meisternamen durchnummeriert, so daß man an ihrer Zahl die Größe und Bedeutung der Zunft erschließen kann.

Es ist dem Verfasser zu danken, daß er mit wissenschaftlicher Gründlichkeit dem Kunsthandwerk einer Landschaft nachgespürt hat, die im Vergleich mit anderen, z. B.



Albert Schweitzer

Walter Volland

Süddeutschland, in der Literatur meist zu kurz gekommen ist. So kommen viele kleinere Städte bei Rosenberg überhaupt nicht vor, wie z. B. Hannoversch-Münden, für das Scheffler 20 Meisternamen, vier davon mit ihren Marken, urkundlich belegen kann. Auch die Unklarheiten, die bisher in der Zuweisung der Meisternamen zu den einzelnen Städten durch ähnliche Beschaueichen und die Benutzung des Wardeinzeichens bei der Stempelung herrschten, konnte der Verfasser durch gründliches Quellenstudium beseitigen.

Diese wenigen Hinweise können die wissenschaftliche Leistung, die hinter einem so umfangreichen Werk steht, nur andeuten. Dr. Christel Mosel (Kustos)

Bibliographie zur Geschichte der Stadt Leipzig, Sonderband II: Karl-Marx-Universität Leipzig. Bibliographie zur Universitätsgeschichte 1409—1959.

Jubiläen unserer deutschen Universitäten und Hochschulen pflegen erfreulicherweise das Interesse an der Wissenschaftsgeschichte in breiten Kreisen unserer Bevölkerung jeweils aufs neue anzuregen und zu beleben. So ist es jetzt auch der Universität Leipzig ergangen, bekanntlich eine der ältesten deutschen Universitäten, im Jahre 1409 nach der Auswanderung einer großen Anzahl von Professoren und Studenten aus Prag begründet. 1959 waren somit 550 Jahre vergangen, seit jenen Tagen, als der Theologe Johannes Otto von Münsterberg Leipzigs erster Universitätsrektor wurde. Dieses Stichjahr 1959 nahm man zum Anlaß, eine umfangreiche Bibliographie zur Leipziger Universitätsgeschichte vorzubereiten. Doch erst im Jahre 1961 kam der stattliche Band heraus, aus der völlig richtigen Überlegung, daß es hierdurch ermöglicht wurde, all die Publikationen, die aus Anlaß der 550-Jahr-Feierlichkeiten herausgekommen waren, noch mit aufzunehmen.

8600 Titel sind in dem 558 Seiten enthaltenen Band aufgenommen, wahrlich eine gewaltige Leistung, die von dem Leiter des Leipziger Stadtarchivs Dr. Manfred Unger und seinen Mitarbeiterinnen Dr. Edith Rothe und Hildegard Heilemann vollbracht wurde. Übersichtlich gegliedert in 31 große Abschnitte, aus denen die Kapitel über die einzelnen Fakultäten, die Institute sowie über die Professoren und Studenten besonders hervorzuheben wären, wird uns das von 1409 bis 1959 erschienene Schrifttum geboten, und zwar in einer Vollständigkeit, um die sie manche andere deutsche Universitätsstadt beneiden kann. Nehmen wir nur ein Beispiel heraus. Unter dem Abschnitt „Einzelne Studenten“ begegnen wir dem wohl berühmtesten Leipziger Studenten Johann Wolfgang von Goethe, der sich von 1765 bis 1768 in Leipzig „studienhalber“ aufhielt. Zwar weist die Bibliographie zu Goethes Leipziger Studentenjahren in Karl Goedekes 1910 erschienenem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung bereits vier Druckseiten auf. Doch hierüber hinausgehend vermag die nunmehr vorliegende Leipziger Universitäts-Bibliographie noch 55 nach dem Jahr 1910 erschienene einschlägige Veröffentlichungen nachzuweisen.

Leipzig ist aber nicht nur Universitätsstadt, sondern zugleich weltberühmt als Messestadt. Zu diesem international interessierenden Thema ist bereits im Jahre 1957 von der gleichen Mitarbeiterin Frau Dr. Edith Rothe, die wir jetzt aus der Bibliographie zur Leipziger Universität kennenlernen, als Sonderband I eine Bibliographie über die Leipziger Messe herausgekommen (213 S.). Die Stadt an der Pleiße ist somit im Besitz von zwei Bibliographien als Dokumentationen zu den beiden Hauptthemen, die das Stadtgeschehen im wesentlichen bis heute geformt haben. Wenn es gelingen sollte, noch einen dritten Sonderband über die Leipziger Stadtgeschichte im Rahmen der bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften betriebenen Bibliographie der sächsischen Geschichte in absehbarer Zeit herauszugeben, dann hat die Buchstadt Leipzig einen Vorsprung auf dem bibliographischen Felde errungen, den einzuholen mancher gleichrangigen Stadt im deutschen Sprachgebiet gar nicht leichtfallen dürfte.

Göttingen

Dr. Walter Nissen



Claus Berg: Matthäus / Dom in Güstrow

Gerhard Bosinski, *Dom des Nordens. Meister der Gotik, der Renaissance und der Gegenwart im Güstrower Dom.* 2. Auflage, Evangelische Verlagsanstalt Berlin 1963. 120 Seiten mit 78 Bildern, Preis 4,50 DM.

Das Buch ist keine kunstgeschichtliche Monographie im herkömmlichen Sinn, sondern ein Werk, das dem frommen Sinn, aus dem heraus die an dem Bauwerk schaffenden Künstler gearbeitet haben, nachspürt und den Betrachter der Bildtafeln oder der Werke selbst zu christlichem Nachempfinden hinzuführen sucht. Das gilt von dem, was über den Bau als Ganzem gesagt ist, den der Verfasser in seiner herben Schwere und zugleich in seiner ins Ewige reichenden Größe feinsinnig zu würdigen weiß. Das gilt aber auch von der Beschreibung jedes einzelnen Bildwerkes, mit dem der fromme Sinn der Väter durch sechs Jahrhunderte hindurch den Bau geschmückt hat. Der Verfasser zeigt, wie immer das Kreuz das Schaffen der Künstler bestimmt hat, angefangen von dem Meister, der das ergreifende Kruzifix aus dem 14. Jahrhundert geschnitzt hat, bis hin zu Barlach, dessen Bild des Gekreuzigten aus der Elisabethkirche in Marburg hier in einer Wiederholung zu dem Betrachter spricht. Der Verfasser, der die Werke des Doms als Christ, nicht bloß als Kunstkennner zu würdigen versteht, ist zugleich ein musischer Mensch, der den Hohen Chor nicht anders als von dem Benedictus, oder dem Magnifikat der anbetenden Priester durchklungen schauen kann, und der ebenso hinter den Bildwerken, mit denen Künstler des 17. und 18. Jahrhunderts den Dom ausstatteten, die Musik eines Heinrich Schütz oder Johann Sebastian Bachs hört. Das alles gibt der Darstellung eine sehr persönliche Note, die sie über eine rein sachliche Beschreibung und Würdigung der Denkmäler hinaushebt.

Mit 78, zum großen Teil ganzseitigen Bildern ist das auf vortrefflichem Papier gedruckte Buch ausgestattet, bei dem Preise von 4,50 DM eine hervorragende Leistung des verdienstvollen Verlages, dem als einzigen Lizenzträger für Bücher ausgesprochen christlichen Gehaltes in der DDR schon eine ganze Reihe von Werken über christliche Denkmäler zu danken ist. Die Auswahl der Bildtafeln verdient im großen und ganzen volle Zustimmung. Allerdings würde man gern den Außenbau in Teilaufnahmen reicher bedacht sehen. Dafür hätte auf einige Bilder von den Darstellungen des Levitenstuhls verzichtet werden können. Leider fehlt auch trotz vielfältiger Einzelbilder eine Gesamtansicht des Levitenstuhls. Der Fernstehende wird sich nach den Teilansichten schwerlich ein Gesamtbild davon machen können. Gegenüber dem Levitenstuhl kommt der künstlerisch freilich geringwertigere Hauptaltar zu kurz. Einige Großaufnahmen hätten auch hier die Kunst des einheimischen Bildschnitzers eindrucksvoller herausstellen können.

Von den Barlachschen Bildwerken abgesehen sind die künstlerisch bedeutungsvollsten Werke im Güstrower Dom die dem Bildschnitzer Claus Berg nahestehenden Gestalten der zwölf Apostel. Sie werden in vorzüglichen Ganz- und Teilaufnahmen abgebildet. 18 ganzseitige Bilder sind ihnen gewidmet. Die textliche Würdigung der Bildwerke mit biblischen Bezügen wird dem Gehalt der Werke voll gerecht. Ebenso weiß der Verfasser ihre kunstgeschichtliche Bedeutung verständnisvoll zu würdigen. Fraglich bleibt nur, ob er recht hat, wenn er bei der Frage nach dem ursprünglichen Platz der Bildwerke im Dom die von Walter Josephi mit aller Zurückhaltung geäußerte Vermutung aufnimmt, daß sie ursprünglich als Einzelfiguren am ehemaligen Lettner und an den Pfeilern des Chors ihren Stand gehabt hätten. Dagegen spricht m. E. vor allem die diesem Standort nicht gemäße Größe der Figuren, die vor allem im Chor kaum zur Wirkung hätten kommen können. Man vergleiche damit die Größe der ähnlich aufgestellten Stifterfiguren im Naumburger Dom. Dem Materialgefühl des mittelalterlichen Bildhauers hätte es sicher auch widerstrebt, Schnitzfiguren mit dem Steinbau zusammenzufügen. Es liegt so näher, mit Oskar Gehrig die Figuren als ursprünglich für einen Altar bestimmt anzusehen, in dem die Apostel in zwei Geschossen übereinander ihren Platz finden sollten. Die Unruhe der beginnenden Reformationszeit hat den Plan dann vermutlich hinfällig werden lassen. Die Größe der Figuren (1,25–1,30 m) kann nicht dagegen sprechen. Der sowohl von Josephi wie von Gehrig aus stilistischen Gründen vergleichsweise herangezogene Breisacher Altar hat eine Höhe von über 11 m. In einem der Querschiffe hätte ein Altar von ähnlichen Ausmaßen sicher seinen Platz finden können.



Claus Berg: Jakobus der Jüngere / Dom in Güstrow

Aber alles das soll nicht den Wert des Buches schmälern, das allen Freunden heimischer Kunst viel Freude bereiten wird. Der Verfasser umspannt mit innerer Anteilnahme den weiten Bogen bildnerischen Schaffens, der vom hohen Mittelalter bis zu Ernst Barlach reicht. Daß seinem „Schwebenden“ in dem ehrwürdigen Gotteshaus ein Platz widergegeben ist, nachdem er als „entartete Kunst“ rohem Vandalismus zum Opfer gefallen war, ist die schönste Ehrung, die Güstrow seinem großen Bürger schenken konnte. „Wer ihn dort in der Stille betrachtet, sieht das Meer von Leid. Diese Gestalt weiß von allem, was das Leben zerstört hat und weiß um alle Tränen in der weiten Welt. Sie scheint die Klage in sich aufzunehmen, die überall zu ihr emporgeklungen ist, und verschließt sie in sich. Sie schwebt aber nicht ziellos über die Welt hin, sondern weiß wohl, wo alles Leid getröstet wird. Sie scheint von menschlichem Trost nichts zu wissen, wohl aber schwebt sie wissend, ehrfürchtig und demutsvoll und bringt alles zu dem, der die Mühseligen und Beladenen einlädt, Erquickung bei ihm zu suchen“ (S. 28).

Friedrich Scheven

Goede Genrich, Frühpirsch, In den grünen Wäldern Mecklenburgs, Verlag J. Neumann-Neudamm, Melsungen 1964, Bilder von Hannes Liederley, 140 Seiten, in Leinen gebunden 12,80 DM.

Der Forstmann Goede Gendrich ist 1912 in Mecklenburg-Strelitz geboren, wo sein Vater staatlicher Revierförster war, und besuchte, nach mehreren Jahren der Vorbildung durch einen Hauslehrer, das Gymnasium in Neustrelitz. Wir stoßen also nach den Jagdbüchern des Landforstmeisters Alexander von Bülow und dem in seiner Art einmaligen Werk von Fritz von Dewitz-Cölpin „Überm Wald im stillen Schein“, der ebenfalls Caroliner ist, wieder auf einen Mecklenburger.

Mit einem gewissen Zagen nehmen wir den schmalen Band mit dem schönen Umschlagbild (zwei Jäger mit ihren Hunden auf dem Wege zur Frühpirsch) in die Hand, blättern in dem klar gedruckten Text und lassen den Blick über die ansprechenden Zeichnungen von Hannes Liederley schweifen. Im Geiste tauchen die rauschenden Wälder und klaren stillen Seen unserer Heimat auf, die Tage der Jugend, des mit ihr verloren gegangenen und doch ewig in uns weiter wirkenden Glücks. Werden wir sie hier wiederfinden?

Der Verfasser, das ist der erste Eindruck, schreibt seine Jugenderinnerungen nicht nur aus Freude und Passion an Wald und Jagd. Wir sehen mit der Natur einen Menschen vor uns erstehn, der von Kindheit an das Geschehen der Welt und Umwelt in seinem Innern erlebt, durchkämpft und durchleidet, der die Stille draußen in der Natur sucht, aber sie ebenso in seiner Seele zu finden weiß. Aus dieser Haltung heraus geht er trotz aller Irrungen und Wirrungen, die auch in seinem Leben nicht fehlen, seinen festen, geraden Weg. Das Geschick hat ihm die Fähigkeit der Darstellung in reichem Maße gegeben, dazu eine lyrische Ader, die sich auch in der gestrafften Handlung nicht verbirgt. So nimmt es uns nicht wunder, daß Goede Gendrich sich als Schriftsteller in der Jagdpresse schon einen Namen gemacht hat. — Vor einigen Jahren ist ein Buch „Silbergrauer Satan“ von ihm erschienen. Wir hoffen, im nächsten Heft darüber berichten zu können.

G. H. P.

Das Imker-ABC. Lexikon der Bienenzucht. Von Rudolph Jacoby. Zweite erweiterte Auflage mit 836 Seiten, über 3000 Stichworten und 230 Abbildungen. Verlag „Die Bienenzucht“, 236 Bad Segeberg/Holstein. Gebunden 37,50 DM.

Ein erstaunliches Werk, das Rudolph Jacoby, von Beruf Journalist und Schriftsteller, in seiner Eigenschaft als Bienenzüchter und Liebhaber der Wissenschaft von den Bienen, uns auf den Büchertisch gelegt hat. Wir haben von ihm und seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung auf dem Neustrelitzer Realgymnasium unter der Führung von Professor Haberland schon früher gesprochen. Die Schule war durch ihre Leistungen nach der Seite hin berühmt und übertraf natürlicherweise das humanistische Gymnasium darin bei weitem. Sie führte auch ihre Zöglinge zu einer beson-

deren Liebe gegenüber der Welt der Pflanzen und Tiere. So war der Grund für R. Jacobys Arbeit auch nach dieser Richtung schon früh gelegt und ist ihm, der sich dem 80. Lebensjahr nähert, ein fester Besitz geblieben.

Das vorliegende Werk ist, wie selbst die Fachpresse sagt, die auffallende Leistung eines einzigen Mannes, ein wahrer Imker-Brockhaus, eine lexikographische Enzyklopädie der Bienezucht und der imkerlichen Literatur, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Eine große Anzahl von Illustrationen belebt das Buch und macht uns u. a. neben dem zugehörigen Text mit vielen Kapazitäten der Bienenwissenschaft bekannt. Wen — auch wenn er sonst vom Leben und Wesen der Bienen wenig weiß — wird es nicht interessieren, den Entdecker der Bienensprache, Prof. Dr. Karl Ritter von **Frisch**, im Bilde kennen zu lernen und etwas über sein Leben zu erfahren. Hat er doch auch auf unserer Heimat-Universität Rostock gelehrt. Neben dem Baron von **Berlepsch** (1815—1877), der zu den großen Geistern der Bienezucht gehört und in einem entsprechend ausführlichen Artikel behandelt wird, finden wir den uns durch seine Mitarbeit am „Carclinum“ schon bekannten Dr. Ulrich **Berner**, der lange Zeit Studienrat in Mecklenburg war und dessen Doktor-Dissertation vom Jahre 1916 „Die volkswirtschaftliche Bedeutung und die Erträglichkeit der deutschen Bienezucht“ zum Thema hat. Ein besonderer Abschnitt behandelt die Geschichte der Bienezucht und berichtet uns, daß die Biene, längst vor dem Auftreten des Menschen, vor 150 Millionen Jahren ihren ersten Flug über unsere Erde nahm. Unser alter Xenophon aus Obertertia (434—355 v. Chr.) berichtet schon über die Bienen und den Honig, und Aristoteles (384—322 v. Chr.), der Lehrer Alexanders des Großen, ist der erste, der sich eingehend mit dem Studium des Bienenvolkes befaßt. Auch die Römer Marcus Terentius Varro, Virgil, Plinius d. J. und selbst Cicero studieren das Leben der Bienen und schreiben darüber. — Fügen wir noch hinzu, daß allein die Rubrik Bienenweide und Bienenwohnungen 20 Seiten umfaßt.

Diese Ausführungen mögen genügen, um uns den Wert und das Ausmaß des Buches vor Augen zu führen und zu zeigen, daß es daher kein Wunder ist, wenn es auch in England, Frankreich, Italien, Spanien starke Beachtung gefunden hat.

G. H. Piehler

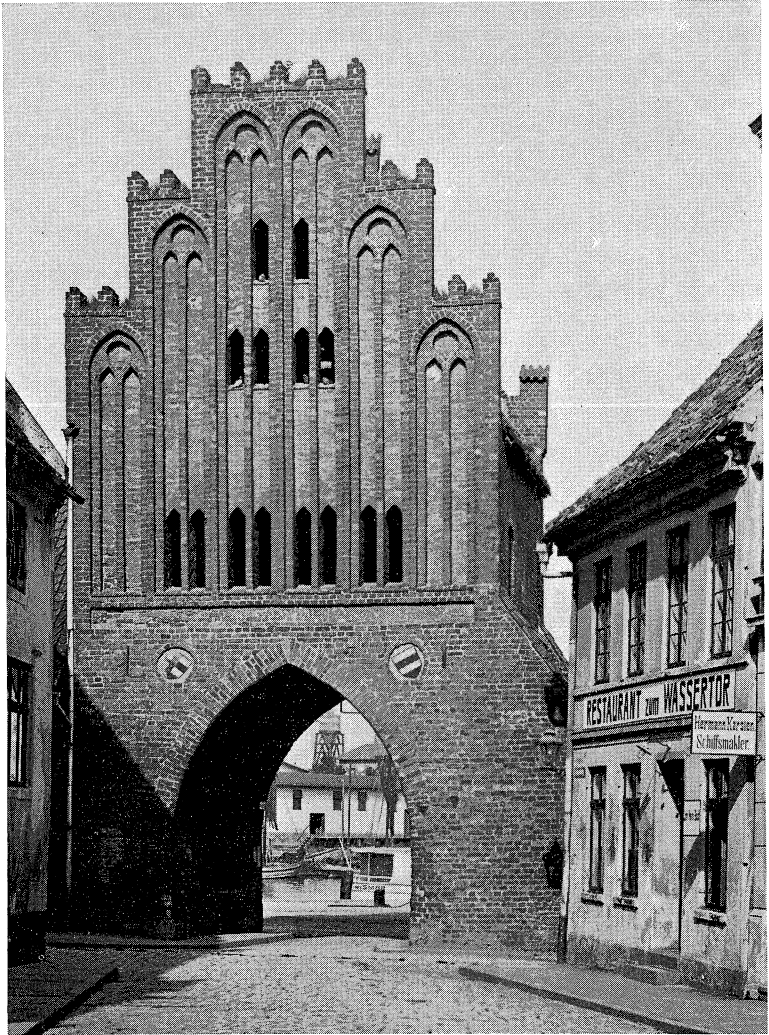
Erhard Lungfiel. Das europäische Seminar über die Ausbildung von Sonderschullehrern für Körperbehinderte in Amersfoort (Holland), April 1965, in der Zeitschrift „Die Rehabilitation“. 4. Jg., Stuttgart 1965, Heft 3.

Hans-Joachim König, Unterdenfstetten in Geschichte und Gegenwart, in Württembergisch-Franken, Band 49, 1965. Wie die uns schon bekannten Arbeiten von H. J. König ist auch diese streng systematisch aufgebaut und zeigt die Entwicklung des behandelten Gebietes vom Uranfang bis in die Neuzeit auf. Die benutzten Quellen, Urkundenbücher und Literatur sind am Schluß aufgeführt. Eine Reihe von Bildern beleben und vervollständigen das kleine Werk. Auch der Nicht-Eingeborene, aber historisch interessierte Leser wird seine Freude an der Darstellung haben.

Derselbe: Aus der Geschichte der evangelischen Pfarrei Wört, Ellwanger Jahrbuch, 20. Band, 1962—1964, S. 165—196.

Annalise Wagner, E. Lubs, Neustrelitzer Stadtführer, Neustrelitz 1965, 1,50 DM. Zeichnungen: Gerd Gombert, 32 Seiten mit großem Übersichtsplan der Stadt. Ein vorzügliches kleines Heft, im Gegensatz zu ähnlichen Heften aufgebaut nach Geologischem, Geschichtlichem, den einzelnen Parks und Horsten und endend mit dem Kapitel Wanderungen, so daß auch die schöne Umgebung eingeschlossen ist.

Bernt von Heiseler, Vaterland nicht mehr Mode?, eine Rede Sachse und Pohl-Verlag, Göttingen 1965, 1,— DM. Wer einmal ein Buch von Bernt von Heiseler gelesen hat, z. B. „Ahnung und Aussage“, der weiß, daß ihm in dieser Broschüre jedes einzelne Wort etwas zu bedeuten hat.



Richard W. Eichler, *Der gesteuerte Kunstverfall*. 240 Seiten mit 129 Abb., 2. Aufl., J. F. Lehmanns Verlag, München 1965, Ln. 24,— DM.

Wo stehen die bildenden Künste heute? Welche ihrer Ströme sind allzu flach geworden oder gar versiegt? Welche haben bisher unbekannte ästhetische Reize geweckt und unseren Blick für die abstrakten Formen der Natur erweitert? Sind gegenwärtig originäre Begabungen oder Epigonen am Werke? — Kritische Fragen also, die in den Kunstdiskussionen immer häufiger gestellt werden und gewiß nicht leicht zu beantworten sind. Eine kompromißlose Antwort hat Richard W. Eichler in seinem oben angezeigten Buch gegeben, das vor einigen Monaten in 2. Auflage erschienen ist.

Der Verf. verteidigt sich darin, und zwar in Form eines fiktiven Strafprozesses, gegen die Vorwürfe, die von seiten der Kunstkritik gegen seine 1960 vorgelegte Streitschrift „Köner, Künstler, Scharlatane“ erhoben wurden. Er hatte damals, wie es im Vorwort heißt, „zu jener Scheinkunst Stellung genommen, die unserer Generation aufgedrängt wird“, und er polemisiert auch jetzt wieder heftig gegen die künstlerische Moderne und die entsprechende Kunstkritik. Nach Eichlers Überzeugung ist die moderne Kunst — die „entmenschte Bildnerie“ (p. 38) — „schizophren“ und „nihilistischen Denkformen entsprungen“: sie stellt keine „begrifflich faßbaren Erscheinungen menschlicher Umwelt“ dar, sie vergewaltigt die Natur und wirkt „absurd und hintersinnig“; sie verunstaltet das Menschenbild, pervertiert „das Reich des Eros“ und dient „der Zersetzung ethischer Werte“; zu ihr gehören „die Infantilen und Primitiven“, „die Ordinären aus Neigung und Veranlagung“ sowie „seelisch und geistig Abnorme“, die „maßgebend an der Ausbildung der modernen Kunstrichtungen beteiligt“ sind (vgl. dazu pp. 29—104). Künstler, die Eichler mit diesen Merkmalen in Zusammenhang bringt, sind, um nur einige Namen zu nennen: Kandinsky, Mondrian, Baumeister, Braque, Picasso, Léger, Schlemmer und Klee — Künstler also, deren maßgebliche Arbeiten in der Kunstgeschichte längst einen festen Platz haben.

Nun zeigt allerdings der Überblick über die Malerei, Plastik und Graphik unserer Jahrhunderthälfte, daß viele Künstler ein widersprüchliches Werk mit Höhepunkten und Tiefpunkten geschaffen haben und die Gegenwartskunst folglich noch immer Zustimmung und Ärgernis provoziert. Kein Zweifel auch, daß die wegweisenden Meister der Moderne eine Vielzahl von Mitläufern auf den Plan gerufen haben; denn selten war eine Kunst so leicht nachzuahmen wie die ungegenständliche. Deshalb befindet sich auch die Kunstkritik, die neue Maßstäbe für künstlerische Qualität entwickeln muß, in einer schwierigen Situation. Aber Eichler macht es sich zu leicht, wenn ihm die bildnerische Moderne schlechthin als „nihilistisch“, „zersetzend“ und folglich verdammenswert erscheint. Seine Darstellung des vermeintlichen „Kunstverfalls“ ist zu pauschal und zieht ihre Rechtfertigung zumeist aus der überspitzten Wertung fragwürdiger Einzelercheinungen des heutigen Kunstbetriebs. So wird er auch Künstlern wie Kandinsky, Klee und Mondrian, aber auch Schwitters und Pollock nicht gerecht. Er behauptet, daß die gegenwärtig dominierenden Ausdrucksformen die Folge geschickter Manipulationen seien, und will nicht wahrhaben, daß sie aus dem freien, schöpferischen Spiel der Kräfte gewonnen sind — aus einem Freiheitsdrang freilich, der sich immer an der Grenze zum Scheitern bewegt und allein am künstlerischen Gewissen seinen Halt findet. Eichler kann offenbar nicht begreifen, daß die Gegenwartskunst den Kampf und den Schmerz des Menschen widerspiegelt, der sich entdekt als Objekt von Ereignissen, die ihn nicht gebildet, sondern seiner Natur beraubt haben, und dem es daher schwerfällt, sich mit dem Dasein zu versöhnen. Der Verf. verübelt der künstlerischen Avantgarde, daß sie in der Auseinandersetzung mit der historischen Situation unserer Welt den ungeschminkten Charakter des Menschen darstellt, der hilflos geworden ist gegen sich selbst, aber häufig brutal gegen andere; daß sie in ihrer Vorstellungswelt, in ihren aggressiven Bildthemen die unheildrohende Zukunft in einer Art überhöhter Prophetie antizipiert.

Eichler grollt der „westdeutschen Großpresse“ und den Rundfunkanstalten, weil sie, was das Echo auf seine Bücher betrifft, „entweder geschwiegen oder verrissen“ haben; Polemiker, die zürnen, wenn man es ihnen zurückzahlt, sollte es eigentlich nicht geben.

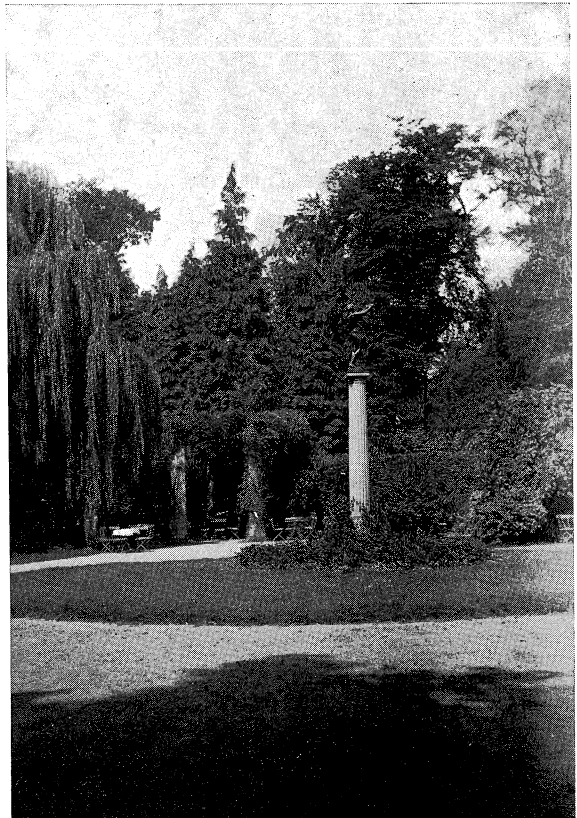
G. Ohlhof

Niklas Nothnagel: *Damals an der Christiana Albertina...*, Reminiszenzen eines Kieler Studenten der dreißiger Jahre. *Kieler Volkszeitung*, 29. Mai 1965, 300 Jahre Kieler Universität.

„Unser“ Niklas Nothnagel (vgl. *Carolinum* Nr. 38 ff) berichtet über seine Erlebnisse und Erfahrungen an der Universität Kiel vor 30 Jahren in der bekannten leicht ironischen und humorvollen Art.

Gerhard Schönbeck: *„Der locus amoenus von Homer bis Horaz“*, Heidelberg 1962. In der *Welt der Literatur* vom 10. 6. 65, S. 291 bespricht Dietrich Wachsmuth die uns schon bekannte Dissertation, spricht von dem außergewöhnlichen Rang dieser Arbeit und empfiehlt wärmstens deren Verlagsdruck. Von besonderer Bedeutung seien die Nachweise über den Einfluß der lydischen und persischen „Paradisois“ auf die Formung der griechisch-römischen Gartenanlagen. Der Rezensent betont die ausführlichen Interpretationen der Oden des Horaz mit landschaftlichen Motiven. Ihre Wirkung auf die Horazforschung stehe außer Zweifel.

Kurd Schulz, *Hermann Allmers' Werke*, Sachse und Pohl Verlag, Göttingen 1965, S. 638. Hermann Allmers lebte von 1821–1902. Er, der „Vater des Marschenlandes“ genannt, hat die Marschenwelt in einzigartiger Weise geschildert und bleibt auch als begeisterter Kunder römischer Kunst- und Bildungserlebnisse der Nachwelt unvergessen. Wir werden auf das Buch zurückkommen.



*Orangerie Neustrelitz
Der betende Knabe*

Zum Gedächtnis des Gynäkologen Prof. Dr. med. Hans Runge, Heidelberg

Mitte Oktober jährte sich der Tag, an dem einer der größten unter den Carolinern uns für immer verließ. Die genauere Kunde von dem so traurigen Geschehen erreichte uns zu spät, um sie in dem vorjährigen Weihnachtsheft mitzuteilen. So sei jetzt seiner noch einmal gedacht.

Hans Runge, der sich als Gynäkologe und Helfer der leidenden Menschheit in jahrzehntelanger Arbeit und Forschung einen internationalen Ruf erworben hatte, befand sich in München auf einer Gynäkologentagung, als der Tod ihn, den Fußgänger, durch einen Autounfall niederwarf. Er war nach dem Unglück trotz seiner vielen Verletzungen noch bei Bewußtsein, aber am nächsten Tage mußte er, der so unendlich viele in seinem Leben vor Tod und dauerndem Siechtum bewahrt hatte, den Todeszoll zahlen. Die schlimme Nachricht traf in Kürze in Heidelberg ein und legte auf die Gemeinde seiner Patienten und Freunde die große Trauer um den hochverdienten Mann, unter dessen Leitung die Neubauten der Frauenklinik entstanden und der Ausbau der Krebsberatung und die gewaltige Erweiterung und Modernisierung der Operations- und Geburtsräume durchgeführt wurde. Nach der Überführung wurde in der Heidelberger Peterskirche eine Trauerfeier anberaumt. Seiner Trauerandacht legte der Bruder des Verstorbenen, Propst i. R. Lic. Carl Ludwig Runge, das Wort zugrunde: „Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod.“ Nach ihm sprachen die Mitarbeiter des Verstorbenen und die Vertreter der Kollegen, vor allem der Rektor der Universität Heidelberg, Prof. Wilhelm Gallas, der Dekan der medizinischen Fakultät Prof. Berthold Müller und der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie Prof. Dr. W. Birkenbach, München. Universitätsmusikdirektor Dr. Siegfried Hermelink als Organist und ein Streichquartett, zusammengesetzt aus Professoren der Medizinischen Fakultät Heidelberg, gaben der Trauerstunde durch ihr Spiel eine besondere Weihe. —

Hans Runge war ein bedeutender, mit dem Großen Bundesverdienstkreuz dekoriertes Arzt und Gelehrter. In der Geschichte der Medizin wird er durch seine Taten, Forschungen und Veröffentlichungen fortleben. Wir haben ihn in unseren Heften geehrt und ihn selbst dort sprechen lassen, der die Absicht hatte, uns weiterhin nach seiner Emeritierung mit Darstellungen aus dem reichen Quell seiner Erfahrungen zu dienen. Lassen wir ihn jetzt noch einmal als Caroliner vor uns treten. Ich habe ihn als Schüler bedeutet auf dem Gymnasium viel. Als ich mit Hans Runge jedoch nach Jahrzehnten wieder in Berührung kam, da trat mir in Anrede und Tenor der alte Mitschüler entgegen, die Vornehmheit und Einfachheit des wirklich bedeutenden Menschen. — Bevor er Heidelberg als endgültigen Sitz wählte, waren seine Stationen als Hochschullehrer Rostock, Kiel und Greifswald. In dieser Universitätsstadt traf er mit Dr. med. Ernst Heyn zusammen, einem meiner Klassenkameraden, der als Primaner den „Vorzug“ gehabt hatte, dem späteren großen Arzt und Gelehrten in einigen Fächern nachzuhelfen. Das Wiedersehen wurde von den beiden in denkbar freundschaftlicher Weise gefeiert.

Vor seinem jähen Tode hatte er den Plan gefaßt, auf einer Amerikareise den Sohn zu besuchen und eine Studienfahrt zu den Kunstschatzen Mexicos zu unternehmen. Nun ruht er in Gottes Acker. G. H. Pehler

Zu unseren Texten und Bildern

Dem Bildhauer Walter Volland, Goslar, dessen vornehmer und edler Kunst wir schon wiederholt in unseren Heften Raum gegeben haben, verdanken wir die lebensvolle köstliche Gruppe der drei Reiher und die Skulptur von Albert Schweitzer. — Eine besondere Freude hoffen wir allen Lesern mit der Zeichnung unseres alten Schülers und Malers Professor Wilhelm Riefstahl aus dem Jahre 1885 zu machen, die er zum 50jährigen Amtsjubiläum von Ernst Collin, Professor am Neustrelitzer Realprogymnasium, ausführte. Die Fasanerie war nicht nur ein beliebter idyllischer Ausflugsort der Einwohner, sondern auch von alten Zeiten her das offizielle (und inoffizielle) Kneip- und Kommerslokal der Realgymnasiasten. — Das Bild von Großherzog Georg aus seinen jüngeren Jahren stiftete der Buchhändler Heinz Schondorf-Bozen, in dessen Besitz sich das Original befindet. — Die „Weiden am Bach“ von Walter Gotsmann werden das Herz eines jeden Mecklenburgers erfreuen. Immer wieder zeigt sich in seiner Schlichtheit die Größe des Künstlers. — Die Bilder des Völkerschlagdenkmals und des Wassertors in Wismar verdanken wir der Güte des Mitteldeutschen Kulturrates in Bonn. Sie entstammen dem von ihm herausgegebenen deutschen Kalendariums für 1966. — Die schönen Familiengemälde von Prof. Wilhelm Unger entstammen dem Besitz des verstorbenen Architekten Wilhelm Saenger, Kassel, dessen Gattin uns freundlichst die Fotos überlassen hat. Wilhelm Saenger besuchte noch im Sommer 1964, also kurz vor seinem Tod, den Herausgeber des „Carolinum“ und brachte eine Vielzahl von Gemälden, Fotos und auch Zeichnungen mit, die einen Schatz der Familie darstellen. U. a. legte er auch Zeichnungen des Landbaumeisters Dunkelberg vor, welcher der Schwiegersohn von Baurat Buttler wurde. Dunkelberg war der Erbauer unseres Carolinums in der Glambeckerstraße. — Im nächsten Heft werden wir eine Reihe von Werken Caspar D. Friedrichs kennenlernen. Das Bild des Pastors E. Th. Brückners zeigt uns schon die tiefe Innerlichkeit und die künstlerische Ausdrucksfähigkeit des Malers. — Die Bilder in dem Aufsatz „Marburg — zwischen Heiligen und Heutigen“ verdanken wir dem Marburger Stadtarchiv. — Der von Karl Gerigk später für gemischten Chor gesetzte „Sang an die Toten“ wurde am 8. Juni 1951 in einem Konzert im Neustrelitzer Parkhaus als Männerchor zum ersten Mal aufgeführt. — Das Bild vom Erfurter Dom wurde uns vom Herausgeber des Thüringer Jahrbuchs Dr. phil. Julius Kober, Zapfendorf in Oberfranken, gütigst zur Verfügung gestellt. — Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der in Heft 41 neben Seite 65 auf der dort abgebildeten Gedenktafel des Neubrandenburger Gymnasiums aufgeführte kriegsfreiwillige Husar und Primaner Wilh. Alban ein Angehöriger der Familie ist, aus der Dr. Dr. Ernst Alban stammt. Wer kann uns näheren Aufschluß über die Neubrandenburger Albans geben? — Wir freuen uns, durch den uns zur Verfügung gestellten Aufsatz über den „Wolfsgarten bei Strelitz“ das Gedächtnis an den auf so tragische Weise gestorbenen mecklenburgischen Staatsarchivdirektors Dr. Hans Witte hochhalten zu können (vgl. Heft 30, S. 72 ff., Ernst Meyer: Archivdirektor Hans Witte). Seine beiden Söhne fielen in den beiden großen Kriegen, der ältere im ersten, der jüngere im zweiten Weltkrieg. — Der Maler Egon Tschirch, Rostock, war auch schriftstellerisch tätig. Der uns durch seinen Aufsatz (in Heft 41 S. 44 ff.) „Der Rostocker Maler Egon Tschirch“ schon bekannte Ernst Adolf Dreyer hat auch im Jahre 1935 Tschirchs Lyrik unter dem Titel „Lieder eines Malers“ herausgegeben. Das von uns gebrachte Gedicht „Möven im Winter“ wurde von seinem Bruder im Nachlaß von Egon Tschirch gefunden. — In dem Aufsatz „Marburg — zwischen Heiligen und Heutigen“ versucht Dipl.-Ing. H.-D. Schäfer mit Geschick und in excellentem Stil, uns von der romanisch-gotischen Kunst bis zum Verständnis der Moderne in der Skulptur zu führen. Wir rechnen ihm das als hohes Verdienst an und verweisen in diesem Zusammenhang auf die Rezension von Günther Ohlhof in diesem Heft: Richard Eichler, Der gesteuerte Kunstverfall. — Das Foto von der Orangerie Neustrelitz wurde von Apotheker Kurt Frese, Wiesbaden, aufgenommen und gestiftet. — Das Bild von Pastor E. Th. Brückner überließ uns Irmgard Unger-Brückner, Neubrandenburg.

Verschiedenes

Dr. Heinrich Pinnow, 67 Ludwigshafen, Schumannstraße 3, leitet einen Studien- und Reisezirkel und hat in 12 Jahren in mehr als 50 Reisen sämtliche Länder Europas, einschließlich der Ostblockstaaten, mehrmals besucht. Im Jahre 1966 wird das Programm auf überseeische Länder erweitert. Zu Ostern 1966 wird die erste dieser Fahrten nach Südafrika unternommen. Um diese Zeit ist dort Frühherbst. Transportmittel ist das Flugzeug der Lufthansa, das in 14 Stunden von Frankfurt nach Johannesburg fliegt. 18 Tage, von Freitag, 1. April 1966 abends, bis Montag, 18. April 1966 mittags, dauert die Fahrt. Preis etwa 1900,— DM — alles eingeschlossen. Sonst kostet der Flug allein schon 2917,— DM. — Überraschend erhielten wir im August d. J. einen Brief von Landrat i. R. Walter Rieck, Detmold, Richard-Wagner-Straße 5, in welchem er uns mitteilte, daß unsere in Heft 41 in der Rezension über das Buch von Karl Nigier, Das Kuhviertel, aufgestellte Vermutung zutreffe, nämlich, daß der eigentliche Name des Verfassers Karl Rieck laute. Dieser sei Professor am Gymnasium in Rostock gewesen und der Schreiber des Briefes sein Sohn. Alle, die das Buch besitzen oder gelesen haben, insbesondere die stets in Treue zusammenhaltenden Altstrelitzer, werden sich über die Lösung des Rätsels freuen und darüber, daß der Autor ein alter Schüler und Abiturient des Carolinums ist (Abitur Ostern 1872). Herrn Landrat Rieck sagen wir hiermit herzlichen Dank.

Die Universitätsbibliothek Halle bittet um das vergriffene Heft 33, Sommerhalbjahr 1961. Wer kann uns das Heft überlassen? Prof. Dr. William G. Niederland, Staats-Universität New York, bittet um die vergriffenen Hefte Nr. 25/26, März 1958, Heft 32, Winterhalbjahr 1960, Heft 33, Sommerhalbjahr 1961. — Wer kann uns helfen? Wir bitten, die erbetenen Hefte an die Schriftleitung des Carolinum, Göttingen, Guldenhagen 19 zu senden, damit nicht Doppellieferung der Hefte erfolgt.

Die Zeichnung des Professors Collin, Lehrer am Realprogymnasium in Neustrelitz, ist der Dankadresse zur Feier seiner fünfzigjährigen Lehrtätigkeit entnommen, die von Professor W. Riefstahl 1885 entworfen wurde. Wilhelm Riefstahl war ebenso wie Heinrich Schliemann Schüler des Geschichtslehrers Prof. Collin.



*Prof. Collin am 21. April 1885
nach 50jähriger Tätigkeit am Realprogymnasium Neustrelitz*

Deutsches Requiem von Brahms in Neustrelitz aufgeführt

Festliches Ereignis anlässlich der Gründung der Singakademie vor 125 Jahren

Anlässlich der 125jährigen Wiederkehr ihres Gründungsjahres unternahm es die Singakademie Neustrelitz, für eine Festaufführung das Chorwerk „Ein deutsches Requiem“ von Johannes Brahms einzustudieren. Diese deutsche Totenmesse nach Worten der Heiligen Schrift, die sich der 35jährige Brahms selbst zusammengeteilt hatte, gehört zu den schönsten, tiefsten und zugleich erhabensten Werken der Chorliteratur. In edelster Weise wird von Trauer gesungen, aber zugleich von Trost. Es ist ergreifend, in welcher sicherer Weise Brahms tiefste menschliche Erkenntnisse musikalisch ausdrückt.

Kirchenmusikdirektor Hans Borlich hatte mit dem Chor der Singakademie die sieben Sätze des Werkes sorgfältig erarbeitet, das für einen Laienchor beträchtliche Schwierigkeiten bietet. Es gelang dadurch eine Aufführung, die nicht nur der musikalischen Schönheit des Werkes gerecht wurde, sondern die aus dem inneren Reichtum und dem Gedankeninhalt jedes Satzes in besonderer Weise schöpfte. Es verdient besonders festgehalten zu werden, wie es dem Chor unter der ausdeutenden Leitung von H. Borlich gelang, sich auf den Ausdruck jedes Satzes ein- und umzustellen. Ebenso sicher gelang es, die Gegensätze innerhalb eines Satzes wiederzugeben, wie etwa im zweiten die Umstellung von den packenden Klängen des Trauermarsches zu der grandiosen Fuge „Die Erlöseten des Herrn“ und in dieser Fuge dann wieder die Darstellung des Schmerzes, den Brahms so intensiv malt, daß er den Hörer zu jähem Erschrecken bringt. Auch die mächtige Steigerung im sechsten Satz mit seinen teils visionären; teils triumphalen Klängen wurde glänzend bezwungen. Aber auch den lyrischen Schönheiten, wie den trostvollen Klängen des Schlußsatzes, trug die Aufführung in bester Weise Rechnung.

Maria Sammet sang mit Beseeltheit die großen Melodielinien des „Ihr habt nun Traurigkeit“, sehr klangvoll untermalt vom Chor. Der geradezu überirdischen Schönheit dieses Satzes mit seiner zugleich edlen Trostaussage konnte sich wohl niemand entziehen. Mit gleich trefflichem Ausdruck, mit klingender Fülle seines trefflichen Baritons sang Günter Trausch seine Partie, kündend von der menschlichen Erkenntnis, die Nichtigkeit alles Irdischen begreifend und zugleich visionär auf die Zeit der letzten Posaune hinweisend.

Eine besondere Anerkennung verdient auch das Orchester, das aus Mitgliedern des Friedrich-Wolf-Theaterorchesters bestand und mit fühlbarer Hingabe an das Werk musizierte und gemeinsam mit dem Chor und den Solisten die zeitlose Schönheit Brahmscher Musik Klang werden ließ. Der Singakademie, die für diese Festaufführung durch den Kirchenchor Fürstenberg (Havel) verstärkt war, gelang mit dieser Aufführung eine ihrer besten. Die mehreren hundert Zuhörer dankten durch gesammeltes Hören.

Im Anschluß an die Aufführung dankte Landessuperintendent Bosinski dem Chor für seinen Dienst an der hehren Kunst der musica sacra. Er wies darauf hin, daß die Jubiläumsjahre der 50- und 75jährigen Wiederkehr der Gründung in Zeiten lagen, in denen der Krieg tobte und daß daher in diesen Jahren keine Aufführungen hätten sein können. Dem Chor und seinem Leiter, KMD Borlich, wünschte er für die Zukunft eine segensreiche Arbeit.

(Aus: Demokrat)

Uns' plattdütsch Eck

Zwei Gedichte von Wanda Schlegel: „Min Vadders Rat“ ist 1958 im G. Schnepf Verlag Stuttgart-Leinfelden in dem Buch „Lütt bäten Freud, Dit und Dat ut Meckelborg“ erschienen, das von Ger d L ü p k e herausgegeben wurde (DM 4,80). Das Gedicht „Dat Utrotten“ hat uns die Verfasserin zur Erstveröffentlichung überlassen.

Mien Vadders Rat

Wat meinst, wat is de Welt, mien Diern?
So lütt, so grot, so nah, so fiern,
in Sünnchien un mit all ehr Pracht,
mit Mand un Stierns in stille Nacht.
All Kraft up Ierd, in Luft un Meer,
giwt se för di . . . Giw dien för ehr!

Wat meinst, wat is dien Hart, mien Diern?
Dien Denken, Willn in dien lütt Stirn
höllt em de Waag un giwt di Kraft,
dat Gaud's behöllt de Öwermacht.
Dörch helle Ogen kiek dien Hart —
wat meinst, wie hell de Welt denn ward!

Wat meinst, wat is dien Platz, mien Diern?
Dien Hart ward di't bi Tieden liehrn.
Giw acht up di, kiek wak ümher,
dat Läben is oft hard un swer.
Bliew grad un gaud — un liehr dat Gäben —
denn hest du dienen Platz in't Läben!

Dat Utrotten

Von Wanda Schlegel

De Pastor kek ut't Finster rut,
de Welt seg buten gor tau leiwlich ut,
de Gordenbeiten wiern all gräun,
he seg al Osterglocken bläuhn,
Un Tulpen keken rot dormang,
dunn kem den Stieg Buur Krüger lang,
Kem so bedächtig mit en Mien,
as wenn sien Weg süll iernsthaf't sien. —
Wat makt sick jeder oft dat Läben swer,
wat meistens gornich nörig wer.

„Gaudn Dag ok!“ grüßt de Pastor em,
as he so iernsthaf't in de Stuw rinkem,
„na settens sick un denn vertellns mi man,
dat se wat upn Harten hemm, seih ick se an.“
„Ja, ick, Herr Pastor, wull dat Upgebot bestelln!“
„Dat freut mi, Krüger, wat se nich vertelln,

De Woch is üm, un morgen ward jo Sünndag wäsen,
dor kann'k Se gliiek mit von de Kanzel läsen.
Se brukn mi blot den Namen seggn
un den Geburts- un Döpschien noch vörleggen.“

Wat öwer kek de Pastor nu verstürt,
as he de Brut ehrn Namen von em hört:
„Nu willn Se ok de Drütt ut de Famili friegen,
ne, dauns dat nich, Se könn ne anner kriegen,
man sall de Doden ja niks Legs nahseggen,
doch dit würd ick mi noch ens öwerleggen.“

„Dat hew ick all bedacht“, seggt Krüger tögerich,
„un mit de Drütt ward dat för mi ok bäter nich!
Ick hewt nu öwer so bi mi beslaten,
ick will't ok man so gahen laten“
un strickt sick mit de Hand üm sienen Bort:
„Utrotten will ick ierst de ganze Ort!“

Oltspraken Wüür

194. Bäter 'n Foot toväl as 'n Toll to wenig.
195. Is dat Wuurt vonne Tung', is de Spräker bunn'.
196. De miehrst Unfräd kümmt von dat väle Snacken her.
197. Utverschaaamt lett nich goot, oevers nährt doch.
198. Utverschaaamt Lüüd hüürt de halv Welt to.
199. Vaderhand is nich so week as Moderhand.
200. Wenn de jungen Vagels flegen koent, denn verlaat't se dat Nest.
201. Vagels von einerlei Farv fleegt giern tohoop.
202. Von Verdeenst will de Minsch läven.
203. Wat Verdreet mööt de Minsch hebben, anners will he ewig läven.
204. Dörch Nagäven deit sik kein wat vergäven.
205. Man mööt nix versmahn as Stööt un Släg.
206. Vörsmack giff't kein Nasmack.
207. Woher di vört ierst Mal!
208. Wonäm du warm sittst, dor sitt wiß!
209. Wonäm wat is, dor kümmt wat to.
210. Wat 'nen wechgiff't, is 'n los.
211. 'nen jung Wief giff't Tiedverdriev.
212. De gode Willen is dat halve Koenen.
213. Woldoon dricht Tinsen.
214. Een Wuurt haalt dat anner.
215. 'nen good Wuurt find't 'nen goden Uurt.
216. Wonäm de een mit wuschen is, is de anner mit afdröög't (. . . kämmt).
217. De sik gröön makt, den fräten de Zägen.
218. Joegd spält, Oeller quält (. . . noelt).
219. Is de Oellernhand ok noch so arm, deckt se likers week un warm.
220. Een Oog arbeit't mihr as teihn Hann'.
221. Dat Fell oever de Uhren tehn ward ok 'n Gewohnheit, wenn 't mihrmals daan ward.
222. De sik för'n Pannkoken utgiff't, ward dor ok för äten.
223. 'n oll Pierd un 'n jung Pierd an een Dissel dögg't nix.
224. De Pick angrippt, besmuddelt sik.
225. De Welt is vull Pien, un jeder hett sin.
226. Klook sünd all Lüüd; oever plietsch mööt man wän
(plietsch = franz. politesse)
226. Jeder schraap sin egen Pött.
227. Recht geiht sinen Gang.
228. De vertellt hett ümmer recht.
229. Toväl Recht is Unrecht.
230. De mihrst Rägen föllt bito.
231. 'n leddigen Sack steiht nich anne Wand.
232. Dor ward männigen Sack tobunnen, de nich vull is.
233. De Schaden deit, mööt Schaden bätern.
234. Dor föllt ok woll ins 'n goden Schipper oever Buurd.
235. De lütten Kinner pedden de Moder uppen Schoot, de groten upt Hart.
236. De Schult is de Schüürpahl vont Kaspel.

Hans Meese

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat

31. Jg. Nr. 44

Göttingen

Winterhalbjahr 1965/66

Professor Dr. Carl Saß im Dezember 90 Jahre



Meine Verehrung für ihn begann 1901: Gymnasium Neubrandenburg, Quarta, Mathematik. Zu den alten, uralten Lehrern trat ein junger — Dr. Saß. Groß und schlank, munter und immer fröhlich. Den Grundzug seines Wesens, schlichte, vom Religiösen her bestimmte Vornehmheit, spürten wir Quartaner wohl noch nicht. Im Jahr danach zogen meine Eltern nach Neustrelitz, ich wurde Caroliner. Als Erinnerung an Neubrandenburg blieb: da war dieser fröhliche Lehrer Dr. Saß.

Neubrandenburg hielt ihn nicht lange; er ging bald nach Rostock, wo er seine Lebensgefährtin Ida geb. Dolberg, fand. Von Rostock kam er an das Gymnasium in Lübeck und noch vor dem ersten Weltkrieg nach Arolsen. Hier verlebten sie im eigenen, mit Kunstwerken geschmückten Hause glückliche Jahre. Er wurde zum Professor ernannt. Beide nahmen an literarischen Zirkeln teil, die unter dem Protektorat des kunstliebenden Fürsten von Waldeck standen. Nach den Jahren der Inflation zog ihn Sehnsucht nach der norddeutschen Heimat wieder nach Mecklenburg, zunächst nach Neubrandenburg und 1931, als das Lyzeum zum Oberlyzeum ausgebaut wurde, nach Neustrelitz.

Die Neustrelitzer Jahre brachten Leid, viel Leid: Frau Saß begann allmählich zu erblinden, im zweiten Weltkrieg fielen beide Söhne. Wir konnten nur das Unbegreifliche wahrnehmen, wie ein durch nichts zu erschütternder Glaube beide aufrecht erhalten hat.

Nach 1945 zogen sie zum zweiten Male nach Arolsen, wo die einzige Tochter und liebe Freunde Wohnung und Lebensmöglichkeiten bereiteten. Hier in Arolsen durften sie im Juni 1965 das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feiern.

Ihr „Ehemalige“, junge Frauen und junge Mädchen, die Ihr dies Bild (wohl von 1932) betrachtet, wird Euch nicht — wie mir — warm ums Herz? Mir war es ver-gönnt, ihn all die Jahre unter Hitlers Diktatur als älteren Freund mit klugem Rat zur Seite zu haben. Und als ich wieder Soldat war und am Krieg teilnahm, führte er unsere „Staatliche Oberschule für Mädchen“ in altbewährter Weise weiter.

Ich glaube, unser aller Gedanken gehen in Liebe und Verehrung nach Arolsen zu unserm lieben Professor Dr. Saß. Dr. Herbert Müller-Praefcke

Göttingen - 3. November 1965

Ein milder Herbsttag, an dem die Sonne zuweilen das letzte Laub in ein leuchtendes Gold tauchte, gab dem Besuch bei unserem Jubilar Gustav H. Piehler über den besonde-ren Anlaß hinaus eine ebenso besinnliche wie festliche Stimmung. Gratulanten kamen, wie es der Ehrung von 75 vollendeten und oft schicksalsschweren Lebensjahren entspricht. Uns Carolinern aber ging es um mehr, nämlich um Dank und Würdigung einer Leistung, die noch in einem Lebensabschnitt erbracht wird, der im allgemeinen der beschaulichen Ruhe und Muße zu dienen pflegt, ja, um Dank und Anerkennung einer Leistung, die sicherlich für unser Carolinum von zukunfts-trächtiger Bedeutung sein wird!

Zahllose Glückwunschschriften gingen ein, und die unaufhörlich einlaufenden Tele-gramme waren ebenso Zeichen des persönlichen Gedenkens jedes einzelnen wie einer großen Gemeinschaft, wie sie die von unserem Jubilar begründete und nun schon seit fast einem Jahrzehnt wieder herausgegebene Zeitschrift umschließt und zusammenhält.

Präsent und Glückwunschsadresse unserer Carolinerschaft wurden von Peter Heit-mann und Ernst Haberland überbracht. Es war für unseren Jubilar eine vollkommene Überraschung und Freude. So heißt es in seinem Dankesbrief: „Ein würdiger Vertreter von beiden Zweigen unserer lieben alten Schule, zwei Menschen, die wirklich mit Herz und Sinn an unserer alten Heimat, an unserer Vaterstadt Neustrelitz hängen, das war das große Geschenk, nein, es war das größte Geschenk, das mir der Vorstand der Caro-linerschaft im Namen der Alten Schüler machen konnte.“

Ernst Haberland, der den Jubilar in der Mittagsstunde auch auf seinem gewohnten Spaziergang durch den nahen Hochwald begleitete, hatte zuvor noch die Photokopie eines interessanten Abiturienten-Zeugnisses unseres Carolinums aus dem Jahre 1902 überreicht.

Werner Rust und Robert Buhrow, die an der Mitreise verhindert waren, hatten ihre besondere Verbundenheit mit dem Jubilar auch dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie zum Hamburger Hauptbahnhof gekommen waren, um dem Vorsitzenden unseres Vorstandes persönlich noch ihre Grüße und Glückwünsche mit auf den Weg zu geben.

Besondere Ehrungen wurden dem Jubilar u. a. durch die Inhaber der Druckerei Gebr. Wurm, durch den bekannten Göttinger Verleger Sachse und durch den Kulturreferenten der Landsmannschaft Mecklenburg, Carl Friedrich Maaß, zuteil. Unser lieber, allverehr-ter Ehrenfried Bahlcke hatte kunstgerecht eine herrliche Holzschale gefertigt und mit den eingeschnitzten Lebensstationen unseres Jubilars — Neustrelitz — St. Peter — Göt-tingen — übersandt. Eine sinn- und beziehungsreiche Ehrung, die unsern Jubilar immer wieder erfreuen wird.

Der allzu frühe Aufbruch aus fröhlicher Tafelrunde fiel unseren Gratulanten schwer, aber die Pflicht des nächsten Tages gebot es, den Abendzug noch zu erreichen. Die Göt-tinger Stunden werden noch lange nachwirken!

Studienrat Hartwig Burchard †



Am 2. August 1886 wurde Hartwig Burchard in der mecklenburgischen Stadt Plau geboren. Er besuchte die humanistischen Gymnasien zu Neubrandenburg und Friedland und bestand Michaelis 1907 das Abiturientenexamen. Nachdem er seiner militärischen Dienstpflicht beim damaligen Telegraphen-Bataillon I in Berlin genügt hatte, studierte er in München, Berlin, Straßburg und Halle Latein, Deutsch, Geschichte und im besonderen Philosophie. Am 2. August 1914 wurde er zum Heer gerufen und stand bis zum Schluß des Krieges als Nachrichten-Offizier im Felde. Wieder bezog er nach größerer Pause die Universität Halle, unterzog sich dort mit Erfolg der wissenschaftlichen Staatsprüfung und leistete die Referendarzeit an der Studienanstalt in Neu-

brandenburg ab. Wie die 1. bestand er auch die 2. Staatsprüfung mit Prädikat. Nachdem er als Studien-Assessor einige Zeit an der höheren Knaben- und Mädchen-Schule in Eichwalde b/Berlin tätig gewesen war, wurde er vom Meckl.-Strel. Ministerium an das Neustrelitzer Realgymnasium berufen und im Februar 1922 als Studienrat fest angestellt. Im Jahre 1925 ging er im Austausch mit Studienrat Dr. Berner wieder nach Berlin zurück. Als die sowjetischen Truppen am 22. April 1945 in Berlin-Hermsdorf einmarschierten, war Burchard als Volkssturmmann eingezogen, wurde gefangen genommen und nach Rußland abtransportiert. Erst nach zwei Jahren kehrte er heim und übte seinen Beruf dann wieder in der Georg-Herwegh-Schule in Hermsdorf aus, während er seinen Wohnsitz in der nahen Gartenstadt Frohnau nahm.

Hartwig Burchard war ein besonderer, etwas versponnener Mensch, der sehr fröhlich sein konnte, aber im allgemeinen ein zurückgezogenes Dasein führte. In unserer gemeinsamen Assesoren-Zeit bin ich häufig mit ihm zusammen gewesen, so daß ich einen tieferen Einblick in sein Wesen gewann. Ich erfuhr, daß er sich, was im allgemeinen bei Philologie-Studenten selten war, weit über das Durchschnittsmaß hinaus mit Philosophie beschäftigt und ein volles philosophisches Staatsexamen abgelegt hatte. Aus seinen Gesprächen ging hervor, daß er sich eigentlich zu Höherem berufen fühlte, aber der lange Krieg und die schwere Zeit nach der Niederlage zerstörten die Möglichkeiten und die damals dazu gehörige finanzielle Kraft. So lebte er, seiner Anlage entsprechend, ziemlich einsam und verblieb auch bis zu seinem Lebensende „célibataire“.

Eine starke Heimatsliebe, insbesondere ein tiefes Gefühl der Verbundenheit zu seinem alten Neubrandenburg zeichneten ihn aus, und so ist er denn auch lange Jahre der spiritus rector der in Berlin ansässigen Neubrandenburger Alten Schüler gewesen und berief sie getreulich alle acht Wochen zu einem gemeinsamen Abend zusammen. — Ein unglücklicher Sturz von einer Steintreppe setzte dem Leben des hochbetagten, aber immer noch frischen und geistig klaren Mannes ein plötzliches Ende.

Die Erinnerung an ein Gespräch über unsere Kriegserlebnisse — wir hatten beide der Nachrichtentruppe angehört — sei hier noch wiedergegeben, weil es ebenso die Aufrichtigkeit wie die Einsicht des Verstorbenen widerspiegelt. Hartwig Burchard war lange Zeit der persönlich verantwortliche Offizier für die mit dem Chef des Generalstabes Erich Ludendorff herzustellenden Verbindungen. Sein Urteil über ihn lautete: Ein äußerst fähiger und scharfsinniger Generalstäbler, aber als Mensch und Charakter nicht hochstehend, wenig sympathisch.

Alle, die Hartwig Burchard kannten, werden ihm, davon sind wir überzeugt, ein bleibendes Andenken bewahren.

G. H. Piehler

Die überaus zahlreichen Glückwünsche, die mir zu meinem 75. Geburtstag zuteil wurden, haben mich sehr erfreut und mir den Tag verschönt. Es ist mir nicht möglich, jedem einzelnen zu danken und so möchte ich hiermit allen, die meiner so herzlich und freundschaftlich gedachten, meinen aufrichtigen Dank sagen.

G. H. Piehler

Das Marburger Fest 1965 wurde von nahezu 300 Teilnehmern besucht. Von vielen Seiten waren schriftliche und telegraphische Glückwünsche eingetroffen, die wir nachstehend bekanntgeben: Dieter Illmer und Barbara und Adolf Friedr. Wagner, Eutin; Werner Rust und Familie, Hamburg; Paul Zahl, Bad Kreuznach; Otto Benzin, Elsbeth Benzin-Maass, Celle; Johannes Köhler, Baden-Baden; Veit v. Seckendorff, Eckernförde; Friedrich Honig, Ahaus; Franz Schubert, Wuppertal; Albert Stecher und Hildegard Neckel-Stecher; Prof. Hans Plendl, Florida; Curt Geissler, Köln-Lindenthal; Bundesgeschäftsführer Becker, Hamburg; Felix Schreck, Krefeld; Staatssekretär Dr. Dr. Wegner, erster Bundesvorsitzender, Hamburg; Dr. Jochen Stein (Schiffstelegramm aus Almizar); Else Schreck, Velbert; Hans Knebuss und Wilfriede Knebuss-Rechlin, Emmendorf; Prof. Karl Alfred Hall, z. Z. Malentegremühlen; Hans Hittenkoffer, Jokkmokk, Schweden; Prof. Friedrich Scheven, Hilden; Liesanne Linsel-Rösler (aus Tunis); Siegrid Schmidt-Rogge, Berlin; Oberbürgermeister Gassmann, Marburg; Prof. Unger und Irmgard Unger-Brückner; Margarete Wolter-Wendlandt; Otto Preuss, Gelsenkirchen; Frau H. Steuding, Bremen; Dr. Ernst Meyer, Berlin; Harald Banse; Dr. Paul Steinmann, Essen; Gretel Borck-Fölsch, Brunsbüttelkoog; Friedr. W. Siehl, Ratzeburg; Dr. Hordorff und Frau; Wilma Dammer-Fingerlin, Südamerika (seit 1915); Ernst Haberland; Hans und Helene Ohle.

Aus dem besonderen Glückwunschsreiben des 96jährigen Seniors Albert Stecher, Mölln, das mit eigenhändig geschriebenen Noten, Zeichnungen und Sprüchen von seiner Hand versehen ist, zitieren wir Hermann Hesses Verse:

Weißer Wolken

O schau, sie schweben wieder wie leise Melodien
vergeß'ner schöner Lieder am blauen Himmel hin.
Kein Herz kann sie verstehen, dem nicht auf langer Fahrt
ein Wissen von allen Wehen und Freuden des Wanderns ward.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Insektenleben im Winter (Dr. E. Urbahn)
Slawische Burgwälle in Mecklenburg (Prof. Dr. F. Behn)
Der Traum von Baltschick (Dr. H. L. Brückner)
Heinrich Heine (Hermann Brunswig)
Caspar D. Friedrich und seine Beziehungen zu Neubrandenburg (Prof. Dr. F. Scheven)
Goethe zwischen zwei Frauen (Walter Parisius)

Jahresbeitrag für Caroliner 15,— DM
Jahresbeitrag für Freunde 12,— DM
Einzelheft 6,50 DM.

Die Beiträge sind trotz der Lohn- und Preissteigerung nicht erhöht, wir bitten umso mehr, an freiwillige Spenden zu denken.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 21 80 06, für Carolinum.

Redaktionsschluß für Heft 45 am 15. Januar 1966

Geboren

Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann und seine Frau Hedwig, Essen-Steele-Horst, geben die Geburt ihrer zweiten Enkeltochter Gerlinde bekannt. — Reg.-Assessor Neithard Stolze und Frau Helga geb. Raap eine Tochter Ania (zweites Kind). — Dietlind Beyrich geb. Wedemeyer und Dr. Thorsten Beyrich, Greifswald, eine zweite Tochter (Uta). — Renate Laubach geb. Stichel und Pastor Dr. theol. Laubach, Ewersbach (Dillkreis) ein Knabe, Thomas (5. Kind). — Tierarzt Dr. Karl-Heinz Prütz und Frau Brigitte geb. Solbrig, Geestenseth, eine dritte Tochter.

Verlobt

Gerichtsreferendar Jürgen Knacke mit Ilse Franck, Stuttgart-Sillenbruch — Eßlingen-Mettingen.

Verheiratet

Dipl.-Ing. Andreas Richter mit Sigrid geb. Meltz, Tochter des Bibliotheksrats Dr. Carl Meltz, Karlsruhe. — Kurt-Iver Lorentz mit Ursula geb. Winter, Oberursel. — Dipl.-Ing. Robert Praefcke mit Christel geb. Berge, 6095 Gustavsburg. — Oberregierungsbaurat Dipl.-Ing. Günter Tramm und Katharina Tramm geb. Priebe, Düsseldorf-Oberkassel.

Examina, Beförderungen pp.

Staatsarchivrat Dr. Paul Steinmann wurde von der Universität Rostock das goldene Doktordiplom überreicht. — Am 9. Juni 1965 konnten Prof. Dr. S a s s und seine Gattin in Arolsen das seltene Fest der diamantenen Hochzeit begehen. Der Vorstand der Carolinerschafte hatte dem Jubelpaare die herzlichsten Glückwünsche übersandt. Beide haben am 3. Marburgtreffen im Jahre 1962 noch persönlich teilgenommen. — Oberregierungsbaurat Dipl.-Ing. Günter Tramm wurde zum Leiter des Wasserwirtschaftsamts Bonn ernannt. — Dieter Hass, Sohn des im Kriege gefallenen Hauptmanns der Luftwaffe Hass, bestand das Examen als Dipl.-Ing. mit „Auszeichnung“ und erhielt einen Auftrag beim Forschungsinstitut der Lufthansa Hamburg.

Geburtstage

Am 11. Dezember 1965 begeht Prof. Dr. Carl S a s s, Arolsen, Kaulbachstraße 10, seinen 90. Geburtstag. Wir möchten ihm auch von dieser Stelle aus unsere herzlichsten Glückwünsche aussprechen. — Zollrat a. D. Robert Buhrow, 2 Hamburg 22, Schweimlerstraße 5, begeht am 14. Februar 1966 seinen 75. Geburtstag. Von seinen Schulkameraden, die mit ihm Ostern 1897 in die Nona eintraten, konnten Walter Heinrichs, Bad Doberan, Gustav H. Piehler, Göttingen, Fritz Steffen, Schweden in diesem verflossenen Jahr den 75. Geburtstag feiern, Wilhelm Pascher, Bielefeld, begeht ihn am 30. Mai 1966. — Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Stichel konnte am 31. 12. 64 seinen 75. Geburtstag in völliger geistiger wie seelischer Frische begehen. Wir gratulieren ihm herzlich dazu und gleichzeitig zu seinem 76. Geburtstag am 31. 12. 1965.

Gestorben

Dr. Rudolf Ibel am 11. Juli 1965 in Hamburg-Blankenese. Ein vornehmer und feinsinniger Kritiker und Schriftsteller ist mit ihm dahingegangen, dessen Wirken in unermüdlicher Arbeit der deutschen Dichtung und Sprache diene. — Else Haberland geb. Lindow wurde am 13. 9. 1965 im 78. Lebensjahr von dieser Welt abberufen. Als Mutter von Ernst Haberland, Ruth Vogeler, Renate Struk und der schon verstorbenen Tochter Käthe Ruhe wird sie vielen im Gedächtnis sein. Ihr Gatte, unser Caroliner Pastor Richard Haberland, verstarb schon in jungen Jahren. — Studienrat a. D. Hartwig Burchard, Berlin-Hermsdorf, verstarb unerwartet infolge eines Unfalls kurz nach Vollendung seines 79. Lebensjahres. — Wie wir erst jetzt erfahren, ist der Vater unserer beiden Abiturienten Wilhelm und Emil Dreyer, selbst alter Caroliner, am 30. 12. 1945 an einer doppelseitigen Lungenentzündung gestorben, vierzehn Tage vor der Rückkehr der Söhne aus der Kriegsgefangenschaft. Am 22. April 1965 ist nun auch die Mutter Martha Dreyer geb. Lücht aus diesem Leben geschieden. Karl Nahmacher war übrigens mit Kaufmann Dreyer freundschaftlich verbunden, eine Freundschaft, die aus gleicher Liebe zum Chorgesang entsprungen war. — Im gesegneten Alter

von 90 Jahren verstarb am 27. September 1965 der Senior des alten Collegiums am Carolinum in Neustrelitz, Studienrat a. D. Karl Nahmacher, dem wir in Heft 42 zu seinem 90. Geburtstag noch mehrere Seiten des Dankes und der Erinnerung gewidmet haben. Einer seiner treuesten Schüler, Willi Cordua, gibt uns in diesem Heft eine Darstellung über die Stunden des Abschieds und der Beisetzung. — Wir alle, die wir seine Schüler und Kollegen waren, stehen in tiefer Trauer an dem Grabe dieses Lehrers und Erziehers, der uns in der Kindheit und Jugend als Vorbild und Leitstern voranging und im höheren Alter Freund und Kamerad blieb. Ehre seinem Andenken! — Nach langer Krankheit verstarb Frau Hedwig Reinke geb. Thöl am 5. Juli 1964 im 64. Lebensjahr in Hannover, wo sie in aller Stille von den Angehörigen zur letzten Ruhe gebettet wurde. — Im 69. Lebensjahr verstarb an den Folgen eines tragischen Unglücksfalles der Oberstleutnant a. D. Dipl.-Ing. Carl Maas, Aurich/Ostfr., am 26. März 1964. Die Nachricht erreichte uns erst verspätet. — Wie wir erfuhren, ist Kapitän a. D. Benno Pogoda vor einiger Zeit in Mollhagen bei Trittau nach einer Blasenoperation gestorben. Einige wenige von uns werden sich seiner noch erinnern, der als Schüler des Realgymnasiums ein Draufgänger war, aber stets ein guter Kamerad. Als Seefahrer stand er seinen Mann, auch als Reserveoffizier der Kriegsmarine im 1. und 2. Weltkriege. Vor einiger Zeit schrieb er noch, daß er in seinem Leben niemals krank gewesen sei. „Nun hat ihn doch Freund Hein erjagt.“ — Am 18. August verstarb in Ost-Berlin unser alter Caroliner Wilhelm-Peter (Helmi) Harms. Er gehörte zum Jahrgang Wilhelm Buhlert, Prien, Liebe, Weidinger. — Annaliese Wendt geb. Heller ist nach jahrlanger schwerer Krankheit in Nieder-Ramstadt bei Darmstadt gestorben. Sie war eine treue und dankbare Leserin unser Blätter für Kultur und Heimat. — Am 27. 7. 1965 verstarb plötzlich an einem Schlaganfall in Ratzeburg der alte Caroliner Max Uthoff, 69 Jahre alt. — Anfang Mai 1965 verstarb in Neustrelitz im Alter von 81 Jahren der Vater unseres im 2. Weltkrieg gefallenen Abiturienten Axel Unterstein, Bankprokurist Curt Unterstein. — Am 31. Juli 1965 wurde Frau Ursula Nicolai geb. Rohrbeck im Alter von 64 Jahren von ihrem langen Leiden erlöst. Sie starb in Wechtern, betrauert von ihren Kindern, Enkelkindern und ihrer Schwester Marga Pollitz. — Frau Dorothea Ubel geb. Zeitz, Berlin-Grunewald, teilte uns mit, daß ihr Vater in Fürstenberg im Monat Oktober d. J. verstorben sei. — Im 91. Lebensjahr wurde Frau Ida-Harriet Becker geb. Triebesee in die Ewigkeit abgerufen. Sie war die Witwe des verstorbenen Forstmeisters a. D. Becker. Krankheit und Krieg hatten ihrer Familie tiefen Schmerz zugefügt, aber sie ging bis zuletzt aufrecht durch das Leben. — Am 26. Juli 1965 verstarb in Berlin unser Abiturient Dr. med. Wilhelm Heyn, älterer Bruder unseres vor fünf Jahren verstorbenen Caroliners Dr. med. Ernst Heyn, der in Greifswald als Facharzt ansässig war.

Aus den Reihen unserer Freunde verstarb plötzlich Oberbaurat a. D. Johann Köberich, Kassel, im Alter von 64 Jahren. Er hatte sich wegen eines Herzleidens vorzeitig pensionieren lassen, aber niemand hat mit einem so frühen Tode gerechnet. Wie in Kassel, hat sich Johann Köberich auch in Neustrelitz, wo er etwa ein Jahrzehnt wirkte, in seinem Amt große Verdienste erworben.

Aus Briefen

Dr. Wilhelm Gernentz: Von Prof. Milarch und dessen Denkwürdigkeiten wußte ich bisher nichts. Ich will versuchen, sein Buch aus der Landesbibliothek zu bekommen. Von den übrigen Aufsätzen hat mich der von Fr. Scheven über Winkelmanns Strelitzer Freunde besonders interessiert und dazu wieder das, was Hermann Brunswig geschrieben hat: sein tief durchdachter trefflicher Aufsatz über Wahrheit und Wirklichkeit. Dazu gehören auch die Worte, die er bei seiner goldenen Hochzeit gesprochen hat. Das muß ja ein ganz hervorragender Kopf und ein sehr liebenswerter Mensch sein. — Ich habe soeben die Übersetzung der alten Güstrower Stadtchronik vom Jahre 1706 ins Deutsche abgeschlossen. — Dr. H. L. Brückner: Zu den körperlichen Mängeln, die das Alter mit sich bringt, tritt vor allem häufig die seelische Einsamkeit, der Mangel an geistigem Kontakt, denn der Kreis der Freunde und der näheren Bekannten lichtet sich und so kann es zu völliger Vereinsamung kommen. Da wird in vielen Fällen das Eintreffen des „Carolinum“ eine gute Arznei sein. . . . Nun ist es schon

fast 30 Jahre her, daß ich die Schule verließ, der ich die geistig-wissenschaftlichen Grundlagen meiner heutigen Existenz verdanke. — Hermann und Ilse Rössler, Canada: Hoffentlich sehen wir uns noch einmal. Die Ansichtskarte zeigt den Lake George. Hier schrieb Karl Schurz um 1906 seine berühmten Memoiren eines Deutsch-Amerikaners. — Hans Hittenkof er (Schweden): Ich hatte bis vor kurzem noch gehofft, an dem Marburger Treffen teilnehmen zu können, jedoch reicht der Zeitplan nicht. Der September ist stets der farblich schönste Monat hier. Da kamen denn auch die Delegationen aus USA, China, Sowjetrußland, Indien, Israel, Pakistan, Türkei, Griechenland, Frankreich, Spanien, Chile, Ungarn und sogar aus Schweden her. Da ist viel vorzubereiten, selbst die Speisekarten müssen vorher abgestimmt werden, damit es nicht zweimal am Tage Lachs gibt. Immer wieder ist man erstaunt, daß weder die Franzosen Englisch können noch die Engländer Französisch. — Im Mai war ich auf einer Flugreise durch die Staaten. Ein Freund nahm mich mit seiner Maschine von New York nach Los Angeles mit. Der Flug war sagenhaft schön. Das Land und seine Bewohner sind viel aufgeschlossener als man glaubt, und man darf nach so einem ersten Besuch mit einem Katalog von Vorurteilen aufräumen. . . . Eine Woche war ich in der DDR, Wittenberg, Neustrelitz, Alt-Strelitz, Mirow, Röbel usw. Die schönen Aaleen standen noch, und die Straßen waren in gutem Zustand. Alt-Strelitz war neu aufgebaut. In der Goldenen Kugel am Neustrelitzer Markt aß man gut und preiswert. . . . Unser Bau macht gute Fortschritte. Wir bauen stündlich 700 Kubikmeter Massen in den Damm ein und das Wetter war uns gnädig. Allen Carolinern und Freunden des Carolinums herzliche Grüße. — Prof. Dr. Sch even : Das „Carolinum“ hat sich mit dem Heft 43 ein großes Verdienst erworben, nicht nur für unsere mecklenburgische Heimat, sondern für unser kulturelles Leben überhaupt. — Prof. Dr. Pl en d l (Florida): Ich befinde mich auf einer Tagung an den Ufern des Lake Michigan. In Gedanken bin ich viel bei den alten Freunden und werde in ihnen auch im September 1965 auf dem Marburger Fest sein. Das wenige, an dem ich teilnehmen durfte, steht mir in vielen Einzelheiten lebhaft vor Augen. . . . Fast jeder Artikel und jedes Bild in Heft 41 ruft Erinnerungen wach und schlägt Brücken über Zeit und Raum. . . . Ich trage als Associate Professor noch höhere Verantwortung als bisher. Unser Physics Department ist in den letzten Jahren stetig an Größe und Ansehen gewachsen, mit 24 Professoren, 12 Doktoren, die vor der Habilitation stehen und 100 Doktoranden und Diplomanden. Es zählt zu den bedeutenden in USA. Sehr erfreulich für mich ist auch der ständige Strom von kurzzeitigen sowohl als langfristigen Besuchern von deutschen Universitäten. Ein besonders reger Austausch von Professoren und Studenten findet mit den Universitäten Frankfurt, Freiburg, Tübingen und mit Max-Planck-Instituten in München, Heidelberg und Tübingen statt. Auch aus Marburg haben wir des öfteren Besucher.

Spendenliste — Stand 1. 12. 1965

K. Anders, Bochum, 30 DM; F. Anders, Rheydt, 5 DM; I. v. Arenstorff, Helmstedt, 9 DM; Dr. G. Barnewitz, Flensburg, 50 DM; Chr. Bauer, Berlin, 5 DM; H. Becker, Hamburg, 10 DM; J. Benzien, Hamburg, 30 DM; H. Beerbohm, Lüchow, 10 DM; Dr. J. Berg, Oldenburg, 50 DM; H. Biermann, Wiesbaden, 5 DM; O. Blank, Hohenlimburg, 5 DM; G. Blank, Bad Godesberg, 5 DM; Chr. Bourjeau, Neumünster, 50 DM; Dr. U. Boldt, Wyck, 5 DM; G. Brömbse, Berlin, 5 DM; X 315 DM; P. Brunswig, Frankfurt/M., 7 DM; W. Bremer, Hamburg, 10 DM; Dr. U. Braun, Eutin, 5 DM; Th. Bull, Hamburg, 5 DM; R. Buhrow, Hamburg, 35 DM; H. Bütow, Hamburg, 15 DM; Dr. H. Clodius, Bad Oldesloe, 15 DM; Fr. W. Conradi, Bad Schwartau, 5 DM; L. Dannemann, Hundsmühlen, 15 DM; F. Dopheide, Hagen, 12 DM; M. Dreusicke, Berlin, 5 DM; W. Eger, Schweinfurt, 10 DM; M. Fandre, Dortmund, 5 DM; W. Fölsch, Grünenplan, 5 DM; Dr. H. Friedrichs, Hövel, 35 DM; H. Gerlach, Brunsbüttel, 5 DM; Prof. Dr. J. Gerchow, Frankfurt/M., 35 DM; E. Gerigk, Bonn, 5 DM; C. Geißler, Köln, 5 DM; W. Gensch, Zweibrücken, 5 DM; H. Gehring, Bremen, 5 DM; G. H. Gieseler, Frankfurt/M., 25 DM; E. Gotsmann, Nebel, 5 DM; O. Göldenitz, Holtorf, 5 DM; Dr. F. Gößler, Kiel, 70 DM; K. Graffstaedt, Berlin, 5 DM; Dr. U. Graffstaedt, Berlin, 5 DM; E. Greiser, Karlsruhe, 5 DM; A. Grimm, Mühlhausen, 15 DM; Prof. Dr. Grobbeck, Gießen, 10 DM; Dr. H. Gründer, Kiel, 20 DM; Dr. E. Gründer,

Betzdorf, 30 DM; H. Hage, Hildesheim, 5 DM; Fr. Harke, Hannover, 5 DM; Cl. Haß, Bochum, 85 DM; H. Hauptmann, Itzehoe, 5 DM; P. Heitmann, Schleswig, 5 DM; E. Heukeshoven, Bochum, 5 DM; W. Honig, Düsseldorf, 5 DM; Fr. Honig, Ahaus, 5 DM; W. Holldorf, Hohegeiß, 5 DM; Dr. Hordorff, Münster, 5 DM; A. Humpert, Soest, 5 DM; K. Johnson, Bad Godesberg, 5 DM; Dr. H. Jüctstock, Bargteheide, 12 DM; W. Kaiser, Mitterteich, 5 DM; Dr. Kalkschmidt, Ibbenbühen, 20 DM; P. Kannengießer, Berlin, 15 DM; Dr. E. Kassau, Bonn, 25 DM; A. Kempfer, Frankfurt/M., 15 DM; R. Knacke, Berlin, 40 DM; E. Knoop, Ratzeburg, 10 DM; H. Kneuß, Emmendorf, 5 DM; K. Klutschke, Düren, 15 DM; R. Kohlmeyer, Port. Elisab., 10 DM; H. H. König, Crailsheim, 5 DM; A. Königsmann, Waldfishbach, 10 DM; Dr. W. G. Korn, Vettweis, 5 DM; G. Kosanke, Berlin, 20 DM; A. Krieger, Münster, 5 DM; Dr. O. Kraemer, Bad Oldesloe, 25 DM; Krüger, Berlin, 18 DM; O. Krüger, Düsseldorf, 7 DM; R. Krüger, Lank, 2 DM; H. Kühn, Trittau, 5 DM; M. Kurtztisch, Ahrensburg, 5 DM; H. Kriening, Berlin, 5 DM; E. Kastner, Malmö, 5 DM; A. Lange, Landau, 15 DM; M. Lanz, Berlin, 10 DM; Dr. Lessing, Düsseldorf, 15 DM; Dr. Cl.-J. Lüders, Berlin, 30 DM; R. Lütjens, Soltau, 17 DM; H. Maeting, Albsfelde, 35 DM; K. Malchow, Nordenham, 10 DM; M. Matzen, Altona, 5 DM; Dr. Maßmann, Krefeld, 5 DM; A. Michaelis, Hamburg, 10 DM; G. Mendelsohn, Berlin, 5 DM; Dr. Müller-Meinhard, Tossens, 30 DM; Dr. M. Mülling, Berlin, 30 DM; H. G. Müller, Norden, 22 DM; H. Müller-Praefcke, Germersheim, 5 DM; Dr. F. Müller-Praefcke, Münchenrath, 22 DM; Dr. J. Nahmmacher, Hilders, 25 DM; Helga Pape, Lübeck, 20 DM; W. Pelz, Oldenburg, 5 DM; Dr. H. Peters, Stuttgart, 35 DM; G. H. Piehler, Göttingen, 5 DM; Dr. H. Pinnow, Ludwigshafen, 65 DM; R. Piehler, Berlin, 5 DM; Dr. G. Pohl, Bochum, 35 DM; W. Praefcke, Aachen, 85 DM; K. O. Praefcke, Norden, 60 DM; Fr. Prien, Siegen, 5 DM; Dr. W. Prütz, Berlin, 5 DM; O. Putzler, Köln, 142 DM; G. Quint, Osnabrück, 10 DM; Fr. Ramin, Siegen, 17 DM; E. Reincke, Ratzeburg, 12 DM; Dr. H. Reich, Buchholz, 7 DM; P. Rhein, Völkensrade, 17 DM; G. Risch, Bonn, 30 DM; W. Rieck, Berg. Neukirchen, 25 DM; Dr. Cl. W. Roestel, Gmünd, 10 DM; Dr. Fr. Rosenthal, Californien, 43,30 DM; Ch. Rochna, Hamburg, 5 DM; C. Roewer, Hamburg, 6 DM; E. Roesler, Holzminden, 5 DM; Dr. S. Runge, Heidelberg, 15 DM; G. Ruhnke, Hamburg, 5 DM; W. Rust, Hamburg, 15 DM; M. Rüggeberg, Marienheide, 35 DM; Frh. V. L. v. Seckendorff, Buchenau, 5 DM; W. Seyberlich, Schöningen, 5 DM; Fr. W. Siehl, Ratzeburg, 15 DM; W. Silberbauer, Hagen, 7 DM; K. Sonntag, Berlin, 5 DM; W. Sponholz, Lübeck, 5 DM; G. Szatkowski, Chicago, 20 DM; Dr. Stahl, Hannover, 5 DM; Dr. G. Staffeld, Ebstdorf, 5 DM; Th. Steuding, Weinheim, 25 DM; Dr. H. Stech, Hannover, 15 DM; Fr. Graf Stenbock-Fermor, Aachen, 15 DM; Dr. W. Stech, Bremen, 10 DM; Dr. E. Stier, Frankfurt/M., 10 DM; L. Stoppel, Lübeck, 10 DM; A. Schade, Schura, 15 DM; Chr. Schacht, Monrovia, 5 DM; Schäfer, Kassel, 30 DM; Dr. H. Schäfer, Köln, 10 DM; Fr. Schreck, Krefeld, 5 DM; R. Schröder, Hannover, 20 DM; G. Schütze, Bensberg, 15 DM; Dr. H. Schulz, Schweinfurt, 35 DM; Gl. A. Tarbiat, Köln, 15 DM; Dr. G. Tessin, Koblenz, 8 DM; Dr. G. Tesch, Berlin, 5 DM; H. H. Thau, Heide, 5 DM; G. Tramm, Köln, 5 DM; U, Lübeck, 22 DM; U, Y, 249 DM; U, Fo, 15 DM; J. Wegener, Freiburg, 40 DM; L. Weißer, Taillfingen, 5 DM; Dr. Fr. Wiencke, Düsseldorf, 10 DM; Dr. H. Wiencke, Hilden, 20 DM; Dr. O. Witte, Saarbrücken, 10 DM; A. Wucherpennig, Köln, 2 DM; M. v. Wussow, Berlin, 52 DM; O. A. Wustrow, Berlin, 15 DM; K. Zander, Offenbach, 5 DM.

Nach Drucklegung erhielten wir die traurige Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden unseres lieben Lehrers und Caroliners

Studienrat Friedrich Wesemann.

Wir werden seiner im nächsten Heft gedenken.